
Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

Nach den

Glücklichen Inseln.

Nach den

Glücklichen Inseln.

Canarische Reisetage

von

Franz von Löher.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

1876.

Inhalt.

I.

Am Bord des Spaniers.

Wer Deutschland mit frischem Reisemuth verläßt und Tags über guten Appetit und flinke Füße, Nachts aber gesunden Schlaf hat, kann bequem nach vierzehn Tagen seine Cigarre anstecken am Gipfel des höchsten Vulkans auf der Erde, des Piks von Teneriffa.

Hat man zwei Wochen zuzusetzen, so läßt sich auch die südliche Hälfte von Spanien mit großem Nutzen und Vergnügen bereisen. Denn in Spanien muß man sich entweder sehr lange aufhalten, oder kann sich sehr rasch umschauen. Der größte Theil des Landes erscheint höchst einförmig, und ist in den Städten das eine und das andere große Bauwerk, das eine jede darbietet, ein- und zweimal

gesehen, so gibt es wenig mehr, als was gerade auf den Straßen vor sich geht. Das Innere der Familien bleibt dem Fremdling verschlossen: nach dem Urtheil kundiger Leute wäre auch nicht gerade viel Anziehendes hinter den Gardinen zu finden. Ohnehin lernt ja nur Derjenige Sitten und Charakter und die Landesnatur durch sich selbst kennen, der den Vortheil hat, sie längere Zeit auf sich wirken zu lassen. Vielleicht aber versteht man den Volksgeist, und das was in eines Volkes Tiefen lebt, noch besser, wenn man seine Geschichte und Literatur studirt. Spanien bietet hierfür seine unschätzbaren Volksbilder vom ältesten Gaunerroman bis zu den Novellen unserer geist- und gemüthvollen Landsmännin, die sich Fernan Caballero nennt. Im Uebrigen, hat einer die Murillos in Madrid, die Alhambra in Granada, die Natur und die Frauen in Valencia, und vielleicht, wohin ich jedoch nicht gekommen, Toledo in seinem Verfall gesehen, so ist er mit den sonstigen Juwelen des Landes bald fertig.

Es war am zweiten April Nachmittags, als ich im Hafen von Cadix ebenso langwierig wie ungemüthlich auf den Wellen geschaukelt wurde. Ich war rasch in das erste beste Boot gesprungen, um an Bord zu fahren, und meine Blicke hingen an

dem seltsamen Stadt- und Küstenbild, das mit hellen Häusern Thürmen und Forts über den Fluthen gleichsam auf und niederging, je nachdem wir selbst zwischen den unruhigen Wellen sanken oder stiegen. Auf einmal merkte ich, daß das Dampfschiff, welches ich zur Rechten vor mir gesehen, weit weg lag. Die beiden Bootsleute entschuldigten sich, die See gehe hoch, und sie müßten des widrigen Windes wegen weit zur Linken fahren, um dort besser vom Lande ab zu kommen und gegen das Schiff hin zu kreuzen. Wir schossen jetzt mit vollem Segel vor dem Winde hin, und da ich Unrath merkte, befahl ich zu wenden. Jetzt erklärten sie lächelnd: der Wind sei gar zu schlimm, sie müßten wie Pferde arbeiten, wollten sie dagegen aufkommen. „Und unterdessen geht das Dampfschiff fort?" „Das kann wohl sein, Herr!" Ich alter Reisender mußte mich noch so prellen lassen. Ich schwieg still. Endlich meinte einer, wenn ich fünf Thaler gäbe, wollten sie das Aeußerste thun, noch zur rechten Zeit zum Schiffe zu kommen. Ich schwieg noch immer, entfaltete aber nach einer Weile einen großen Empfehlungsbrief, zeigte auf die Unterschrift und las den Namen des vornehmsten Handelshauses in Cadix. Da sahen sie einander bedenklich an, gaben sich mit einem Thaler gern zufrieden, und kaum hatte ich

den Fuß auf die Schiffstreppe gesetzt, waren sie wie der Blitz davon.

Obwohl es nun längst Abfahrtszeit geworden, vergingen noch zwei Stunden, bis alle Reisenden an Bord. Langsam kam ein Boot nach dem andern, zuletzt die Damen, die helle Angst auf den Gesichtern. Sie verschwanden sofort in den Kajüten, und bis zur Stunde des Ausschiffens habe ich keine wieder gesehen. Viel verloren war nicht dabei. Was sich mit Oel und Mehl aus einem Menschenkinde machen ließ, das hatten sie redlich ihrem Schöpfer gezeigt, der sie sicher nicht in Form weit ausgerundeter gelber Henkeltöpfe auf die Welt kommen ließ. Ueberhaupt irrt sich Jeder, der in Spanien Reihen von Phantasieengeln vermuthet. Man sieht prachtvolle Gestalten, aber des Gegentheils ist so viel, daß man sich wieder nach der goldenen Mittelstraße sehnt, welche Deutschland auch in dieser Lebensfrage einhält.

Endlich setzte sich der Postdampfer in Bewegung. Weit dehnte sich die Bucht aus. In ihrer Tiefe verschwanden allmählich die Masten und Segel, zur Rechten entwickelte sich unabsehlich eine niedrige Sandlinie, zur Linken aber immer herrlicher die altberühmte Seestadt, wie ein Zauber aus dem Orient, eine hellweiße Feenstadt schwimmend über dunkelblauem Gewoge. Meer und Himmel erschienen

wie von zauberischem Glanz erfüllt, und vor der Aetherbläue erhob sich im Hintergrund der Bay immer höher stattliches Gebirge, das zuletzt nur noch wie eine Wolke in matten Umrissen über dem hellen Elfenbeinschimmer von Cadix stand. Denn schon bekundete das stärkere Heben und Senken des Schiffs daß uns mächtigere Wogen, Ozeanswogen, entgegenrauschten.

Sei mir gegrüßt, gewaltiger urheilkräftiger Ozeanshauch!

Ich sah mich jetzt auf dem Schiffe um. Es war alles recht spanisch: die Einrichtung glänzend, das Tischtuch zerrissen, die Aufwärter in Hemdärmeln und Pantoffeln, die Tafel mit Speisen überladen, bei denen Oel Eier und Zwiebeln die Hauptsache. Ich war der einzige Fremdling in der Gesellschaft. Sie bestand aus Studenten Kaufleuten und Gutsbesitzern, die nach den canarischen Inseln zurückgingen, und aus hohen und niederen Offizieren und Beamten, welche dort an Stelle der bisherigen treten sollten. Denn nach ein paar freien Athemzügen sah sich die neue Regierung — die eine Zeitlang, was in Spanien fast wunderlich erscheint, statt persönlicher Zwecke Prinzipien befolgte — genöthigt, alle Posten mit Leuten ihrer Farbe zu besetzen. Auch sie artete wieder in eine Kameradschaft aus, welche

sich an Macht und Einkünften des Staates sättigte.

Wiederholt kam die Unterredung mit den Herren auf Deutschland. Für Deutsche ist es jetzt eine wahre Lust zu reisen. Wo unsere Sprache ertönt, horcht man auf. Die Einen wollen von Deutschland mehr wissen, die Andern wenden sich unwillig ab: bei allen gibt sich unwillkürlich eine gewisse Achtung zu erkennen. Es ist den Leuten wie Schuppen von den Augen gefallen, unsere Kaiser des Mittelalters sind zu Ehren gekommen, und wir zu Hause haben keine Vorstellung davon, in welch hohen dunkeln Umrissen sich vor andern Völkern unsere Zukunft emporhebt. Die Engländer, mit Recht stolz auf ihre ungeheuren indischen Besitzungen, lassen doch gerne merken, daß sie eigentlich unsere Vettern seien, — ja wohl, zuviel Vettern darunter von der feinen Sorte der Geldmacher. Die Spanier hegen wider Franzosen glühenden Nationalhaß, von Engländern wissen sie sich ausgebeutet, Italiener achten sie tief unter sich: da wirft sich alles, was sie an Bewunderung für ihre eigene Person nicht verbrauchen, auf Deutschland. Der General sagte mir: er habe den großen Krieg genau studirt, und finde alles äußerst natürlich, nur die Mannszucht unserer Soldaten bleibe ihm ein Wunder. Den

Studenten erschien Deutschland als das Land hoher Ideen und Wissenschaft, wo alle Welt Krause'sche Philosophie treibe. Denn in Madrid und Neapel blühen Krause's Lorbeeren, während sie bei uns sein verwittert Grab kaum etwas umgrünen. Die Kaufleute aber priesen unsere Theilung des Grundbesitzes, welche das Land mit fleißigen und wohlhabenden Bauern fülle, die allerlei Waare verbrauchten. Du lieber Himmel, die Leute sollten nur wissen, wie sehr wir in Nöthen sitzen. Alles sei blankes Gold was wir anfaßten, so meinten wir vor ein paar Jahren, und nun haben wir uns bloß die Hände schmutzig gemacht, und unser wirkliches Gold verduftet. Beschämt sind wir vor aller Welt. Der Trost ist nur, daß die Franzosen Ludwig XIV. Glorie noch viel theurer durch Law's Mississippiaktien, und daß die Nordamerikaner den Ruhm ihrer Unabhängigkeit sofort mit noch ganz anderem Schwindel und Geldverlust bezahlten. Menschen und Völker, wenn sie plötzlich große Herren werden, müssen, so scheint es fast, immer etwas recht Thörichtes beginnen.

Auf Seereisen brauche ich, um Kopf und Nerven frisch zu erhalten und durch elende Seekrankheit nicht gar zu viele Zeit zu verlieren, folgendes Mittel. Ich esse wenig, trinke bloß Kaffee, laufe recht viel auf dem Verdeck umher, und richte mir irgendwo

in freier Luft ein Sitzlager ein, wo ich von den Andern möglichst unbehelligt bleibe. Jeder muß halt allmählig die seiner Natur gemäßen Mittel kennen, durch welche er jenes seeische Uebel zu bekämpfen vermag.

Diesmal hatte ich meine Residenz ganz vorn bei dem Bugspriet aufgeschlagen. Von den Matrosen war sie mir möglichst behaglich mit Segeltuch ausgelegt, und von Zeit zu Zeit kam einer der Schiffsoffiziere oder Reisegefährten, um in mein Versteck hinein zu schauen. Hier dachte ich meinen spanischen Erfahrungen nach, insbesondere auch, warum dieses uns so entlegene Volk beinahe das einzige in Europa ist, welches ohne Neid und Aerger nach Deutschland hinüberblickt. Zur Besorgniß hat freilich Spanien keinen Grund; denn es nimmt wenig Theil daran, wenn die unnatürlich verschobenen Machtverhältnisse in Europa durch das Wiederaufsteigen der deutschen Macht wieder in die rechte Lage und Stellung gerückt werden. Aber es ist im spanischen Volke offenbar auch ein gewisses achtungsvolles Wohlgönnen gegen die Deutschen vorhanden. Was ist der Grund davon?

Die alte germanische Blutsverwandtschaft reicht nicht aus, diese Gesinnung zu erklären: es ist ja schon lange her seit der Völkerwanderung, und die

iberische romanische und arabische Blutmischung im Volke der pyrenäischen Halbinsel möchte der germanischen reichlichst die Wage halten. In dem schlichten geraden ehrbaren Wesen der Spanier liegt zwar entschieden etwas, das uns deutsch anheimelt: dennoch sind sie in ihrer häuslichen, wie politischen Sitte und Denkungsart uns fremdartiger, als die Franzosen. Auch der Haß gegen die Letzteren, von denen sie nach ihrer Meinung stets nur Arges erfuhren, verbindet sie uns nur obenhin; denn der Haß ist ein schlechter Geselle, der nur berechnet und gegen Niemanden freundliches Gefühl erzeugt, ganz abgesehen davon, daß die feindselige Gesinnung gegen Frankreich bei dem höhergebildeten Spanier sich seltener findet und bei uns selbst im Volke durchaus nicht andauert. Ich möchte den Grund jener Zuneigung vielmehr in der stärksten Eigenschaft der Spanier finden, das ist ihr Nationalstolz, und diesen Nationalstolz lächelt nichts mehr an, als jene Zeit, in welcher Spanien sich auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Thatkraft wußte, das Zeitalter Karl's V., der unser Kaiser und ihr glorreicher König war. Der Cid, Kaiser Karl und die Conquistadoren — schon ihr Name treibt der spanischen Jugend Feuer in die Augen.

Was aber hat denn uns jene Zeit gebracht, wo

Spaniens und Deutschlands Loose verknüpft waren? Unser Volk nahm Theil an dem Ruhme des länder- und meergewaltigen Karl V. Er war ein kaiserlicher Herr, der es mit Pflicht und Ehre seines Amtes ernst nahm, und als er die beiden bösen M., Metz und Moritz, nicht zwingen konnte, brach er zusammen und war der Welt und ihres Gepränges müde. Brachte uns aber sein langes mühevolles Walten und Kriegen wirklich Segen? Es ist wahr, er bekämpfte Frankreich und hemmte eine Zeitlang dessen Ausdehnungsgelüste. Doch auch dieses Streben endete zuletzt verderblich, wenn auch nicht durch seine, sondern durch deutsche Schuld. Was hätte dieser Kaiser vermocht, wenn er sich nicht in unglückseligen Widerspruch mit dem tiefsten nationalen Geiste aller Deutschen gesetzt hätte! So aber wäre es für uns besser gewesen, er hätte von Jugend auf vergessen, daß er des ritterlichen Maximilian Enkel war. Sein Nachlaß, die Spanier in den Niederlanden und am Wiener Hofe, dieser Nachlaß Karl V. war noch schlimmer für uns, als seine eigenen Thaten. Ist uns überhaupt von Spanien jemals Gutes gekommen? Seinen Dichtern, seinen Murillos verdanken wir manche schöne Stunde, verdankt Tieck und seine Schule manche frucht- und anmuthreiche Anregung. Was aber sonst noch? Nichts als Unheil. Wenn

ein spanischer Soldat oder Diplomat den Fuß auf deutschen Boden setzte, so heftete sich Unglück an seine Fersen.

Wer hätte wohl gedacht, daß die Heirath Philipps, des Sohnes Kaiser Maximilians, mit der spanischen Johanna, so weit und noch so lange auf ganz Europa einwirken würde! Alle Kinder Ferdinands und Isabellas von Spanien starben, nur Johanna, die später Wahnsinnige, blieb übrig und gab Karl V. das Leben, und er wurde Erbe Spaniens Unteritaliens der Niederlande und der Kaiserkrone. Und doch war in all diesem Ländergebiete nur der westlichste Theil, der durch Pyrenäen und Ozean vom übrigen Europa abgeschlossen und abgewendet war, bestimmt, die Deutschen, die Träger der Reformation, länger als ein Jahrhundertlang blutig zu bekämpfen. Es mußte wohl so in Gottes Plane liegen. Der Naturforscher, je tiefer er eindringt in irgend ein Einzelleben, wird abgezogen vom großen lebendigen Ganzen und neigt sich leichter zur materialistischen Weltanschauung. Umgekehrt der Geschichtsforscher, je mehr sich nach langen Studien vom Gewebe der Weltgeschichte ihm enthüllt, glaubt überall auf seine Fäden zu stoßen, die eine höhere Vorsehung anknüpfte.

Zweifellos war die Pabstkirche nach menschlichem

Ermessen verloren, hätte sie nicht die spanische Garde gehabt. Spanier waren nicht bloß das auserwählte, sondern auch das einzige Volk, um die römische Kirche in der alten Welt zu vertheidigen und in der neuen Welt unter Blut und Gräueln ihre Kreuze aufzurichten. Und wie war der spanische Stoff zu- und vorbereitet, daß er der römisch-katholischen Kirche Schild- und Bannerträger wurde! Will man die Natur des Spaniers recht verstehen, so muß man in Marokko, wo von dem alten Fieber des Islams noch am meisten pulsirt, einen Araber oder Berber oder Mauren betrachten. Der ärmste Lump, dem die nackte braune Schulter durch die Fetzen seines schmutzigen Haiks sieht, weiß nicht, ob er den reichen gebildeten Europäer mehr hassen oder mehr verachten soll. Er fühlt sich innerlich viel reicher und edler, als der ungläubige Hund nur sein kann. Dieser hegt ja nicht in tiefer Brust den köstlichen Silberstern des Glaubens, der die düstere Seele mit seinem still glühenden Lichte zugleich erhellt und erwärmt.

O es ist eine ganz eigenthümliche geheimnißvolle Kraft und Nothwendigkeit, dieser religiöse Glaube. Jeder von uns trägt etwas davon in sich, und selbst im matten Orient könnten wir noch heutzutage seltsame Dinge davon erleben.

Es war auch ein spanischer Geistlicher an Bord, der als Oberpfarrer nach Fernando do Po ging. Diesen bekümmerte es hauptsächlich, ob bei den deutschen Katholiken die Hostie rund oder dreieckig sei? Damit war es ihm voller Ernst, und ebenso ließ er sich nicht davon abbringen, daß es in Deutschland nur halbe Katholiken gebe. Im Uebrigen schäumte dieser Herr, der nicht ohne Witz und Laune war, über von Redensarten einer gewissen Natur, so daß selbst die Spanier sich schämten. Ein Offizier vertraute mir: solcher Geistlichen habe Spanien nur zu viele, und das sei des Landes schwerstes Unheil. Es scheint doch wahrlich, als sei gerade der Stand, von welchem zunächst des Volkes Sittigung abhängt, heutzutage fast überall wie von einem Fluche der Ohnmacht geschlagen. In Italien jagt der Klerus unmöglichen, ja unfaßbaren Idealen nach, in Frankreich verfällt er von einem albernen Wunder ins andere, und vollends in Spanien watet er bis an die Brust in einem Sumpf von Dünkel und Unwissenheit. Und in Deutschland? Man sieht ja von Weitem schon durch alle Risse und Näthe des geistlichen Gewandes, und all sein Schimmer ist dahin. Aus diesen Reihen wachsen des Volkes Retter nicht mehr hervor.

Es gibt indessen in Spanien noch ein anderes

Landesunglück, das viel weiter um sich greift. Die Spanier sprechen über alles ab, sie meinen alles zu wissen, — aber es scheint beinahe, als wären sie auch des Glaubens, es falle ihnen alles im Traum ein. Auf unserm Schiffe war doch ein Stück aus der bessern spanischen Gesellschaft versammelt, und die Fahrt dauerte langweilig bis in den fünften Tag. All die Zeit her konnte ich niemals bemerken, daß irgendwo ein Buch, eine Schreibfeder, ja nur eine Zeitung zum Vorschein kam. Auch das hübsche Klavier im Salon stand unberührt und staubbedeckt. Die Herren rauchten und plauderten, aßen und schliefen, und die Damen lagen seekrank alle mit einander. Der Einzige, der arbeitete, war ein Knurrbär von Schiffszimmermann, der dem Kapitän Möbel machte.

Unser alter Rollkasten von Dampfschiff blieb beharrlich bei seinen $3^1/_2$ Leguas die Stunde, und das war nicht tröstlich, da es von Cadiz nach Teneriffa mehr als 300 sind. Des Schiffes lächerliches Schwanken und Rollen erinnerte mich jeden Morgen wieder an ein berühmtes Lied, welches anfängt: „Grad aus dem u. s. w." Erst am vierten Tage kam das Fahrzeug in festere Richtung, weil jetzt Wind und Segel ihm Flügel machten. Es erschienen unter seinen Borden lustige Delphine, welche durch die Fluthen schossen, sich auf den Rücken warfen und

über die Wellenkämme schnellten. Da puffte es auf einmal von Revolvern, jeder Spanier hatte den seinigen bei sich. Auch auf unserem friedlichen Schiff nahm Jeder des Morgens seinen Revolver vom Nachttisch und steckte ihn zu sich, wie unser einer die Brieftasche. Natürlich wurde kein Delphin getroffen, aber im Nu waren sie alle weg und kamen nicht wieder.

Am selbigen Tage wurde der ganze Himmel ein durchsichtig Meer von Glanz und Bläue, und jede Welle blitzte im weiten Gewoge. Als Abends alles zur Ruhe war, niemand auf dem Verdeck, als der Mann am Steuer, wie einzig schön war da die Nacht! Der Mond ergoß sein Silberlicht über die ewig bewegliche schimmernde Fläche, und die Sterne blitzten und funkelten allüberallhin über die unermeßliche feierliche Stille des Ozeans, welche das einförmige Rauschen der Maschine gleichsam nur fühlbarer machte. Immer wieder zogen den Blick zu sich empor die ewigen Gestirne mit ihrem geheimnißvollen Lichtfunkeln über den dunkeln Tiefen.

Morgens früh gewahrte ich vom Lager aus durch mein winziges Kajütenfensterchen ein strahlend Licht. Ich hielt es für einen Fixstern, allein es erlosch von Zeit zu Zeit, um dann plötzlich hell zu flammen, rasch wieder zu verschwinden, und allmählig von neuem aufzuleuchten. Jetzt wußte ich: das war der

Leuchtthurm, das Schiff vor Teneriffa. Wir näherten uns nun rasch dem Lande. Noch lag es wie eine schattenhafte Masse da. Als die Höhen sich auszuformen anfingen, kleidete ich mich an und eilte vorn aufs Schiff. Richtig, da blickte zur Linken der Pik im röthlich weißen Licht über die Berge und hatte wenig Schnee mehr. Nur schien er überaus klein, wie ein Zuckerhut hoch auf den andern Bergen. Es war freilich noch zwanzig Stunden hin oder mehr bis an seinen Fuß, und seine Größe steckte zwischen den anderen Hochbergen. An der Entfernung ließ sich abmessen, wie hoch der Pik unter der Himmelswölbung herauf ragte. Nur zu bald war er verschwunden, denn wir dampften rasch dem Gestade näher, das sich zur Rechten als eine Folgereihe von scharfgezackten Bergrücken entwickelte, welche dicht nebeneinander ins Meer ausliefen. Die Sonne fing leise an ihre Spitzen zu röthen, und das bläuliche Dunkel wich aus den Schluchten, deren Grund nun hin und wieder etwas Anbau zeigte. Santa Cruz, die Hauptstadt der canarischen Inseln, dehnte sich in weißer Linie am Meer aus, dahinter eine breit und offen ansteigende Höhe, zur Linken stürzte sich ein langer schroff abfallender Bergrücken ins Meer. Der Anblick der Stadt ist höchst malerisch, was durch alte Festungswerke und zwei stattliche

Kirchthürme verstärkt wird. Alles erschien nett und lockend, alles aber nackt und kahl, nirgends Waldesgrün zu entdecken, aber dennoch waren Höhen und Land und Meer wie umschwebt von einem farbenbunten Schimmer, den ich niemals so eigenthümlich weich und lieblich gesehen.

Die Lichtwirkung wurde, als wir nun landeten, immer fremdartiger. Die Luft ist so klar, so durchsichtig: man blickt in die tiefsten Schluchten hinein. Die Wolkenschatten lagen scharf umrissen auf den Bergen. Wie von eitel Licht und Glanz getränkt erschien die Luft. Es athmete etwas Glühendes darin, zwischendurch aber zog Seefrische und vielfacher Wohlgeruch. Die Wand- und Häuserspitzen zackten sich rein ab, und die Straßen entlang blickt man auf nackte krause Berge, die mit der canarischen Euphorbie wie mit blaßgrünen Punkten besäet erschienen. Das Volk aber, das sich bei der Landung versammelte, der große Platz, der dahinter sich öffnete, die Marienstatue, die Häuser und Bäume, alles war noch durchaus spanisch. Wäre der eigenthümliche weiche Farbenschimmer nicht gewesen, der alles umschwebte, ich hätte geglaubt, ich sei in einer hübschen kleinen Stadt an der spanischen Südküste.

II.

Auf Teneriffa.

Auf dem Schiffe hatte ich gehört, daß die schöne Welt sich am Sonntag in der Militärmesse versammele. Es war Palmsonntag, den die Spanier Zweigsonntag, Domingo de ramos, nennen. Ich eilte daher, mein Gepäck im Gasthof, der nicht weit vom Landungsplatze an dem großen Platze lag, abzugeben und verfügte mich in die nahe Kirche. Hier fiel mir zuerst das Landvolk auf, die Männer in langem weißen Wollumhang, ihre Weiber und Töchter in schmucken Mäntelchen. Ihre Gesichter waren durchaus nicht bräunlich, sondern schienen mir heller und frischer von Farbe, als im südlichen Spanien. Die Städtischen aber trugen sich durchaus modisch und sehr sauber, die Männer etwas kleinstädtisch, die Frauen jedoch wallten von Spitzen und

Schleiern. Spanierinnen sind berühmt durch den Schmuck ihrer prachtvollen Schwarzlocken: in diesem Punkt besiegen ihre Schwestern auf Teneriffa leicht eine ganze Welt der schönsten Frauen.

Als der Gottesdienst zu Ende, strömte alles im lebhaften Geplauder auf die Straße und stand und grüßte sich und scherzte, gerade als käme man aus einer Oper. Wo in Deutschland gäbe es nur ein kleines Stück von diesem lachenden katholischen Leben? Den Romanen gegenüber sind wir Deutschen doch sämmtlich aufrichtige ernste Protestanten. Welches nordische Jünglingsherz hätte aber nicht gehüpft, vielleicht auch gestockt vor solcher Fülle üppiger Frauenschönheit! Jede Alte war malerisch, und jede Junge hatte wenigstens Blitzaugen Prachthaar und schwellendes Lippenroth.

Die Inselfahrt ließ sich gut an, und da nach der Messe der mit mir gekommene General und Gouverneur großen Empfang hielt, so hatte ich Gelegenheit, bei ihm einen Theil spanischer Inselbeamten zu sehen. Seine jugendlichen Adjutanten trugen bereits mächtige Orden, und war an solcherlei Gefunkel auch auf dieser schönen Insel gar kein Mangel.

Nachdem Empfang und Tafel vorbei war, schlenderte ich in der Stadt umher.

Die Bauart der Häuser ist entschieden die maurische: nach den Straßen zu Mauern, der Eintritt, der Zaguan, ist ein kleiner Raum für sich, das Innere ein Hof oder doch ein Höfchen, mit Zimmern, die sich dahin öffnen. Am hohen Mittag fällt von der einen oder andern Seite immer Schatten in diesen allseitig geschützten Innenraum des Hofes, der bei den Vornehmen mit grünem und duftigem Schattengebüsch, und auch bei den Aermeren häufig mit Blumen und Gewächsen verziert ist. Auf der Gallerie, die im Hofe über dem Erdgeschoß herumführt und mit Schlinggewächsen behängt ist, befindet sich in einer Ecke ein Steinkessel. Dieser dient zum Filtriren des Wassers und ist oben mit frischgrünem Moos und zierlichen Gräsern geschmückt. Die Dächer sind flach und gewöhnlich mit einem Zinnenkranz, der Azotea, umzogen. Merkwürdig und, wie ich später sah, gleichmäßig auf all diesen Inseln sind die Fenster eingerichtet. Ganz oben eine oder zwei Reihen Scheiben, das Übrige besteht nur aus Holzfächern: in diesen Holzfächern aber sind zwei kleine Klappen angebracht, die oben festhängen und sich von unten nach der Straße hin aufschieben lassen. Kommt nun ein Fremdling entlang, so öffnet sich eine kleine Holzklappe nach der andern, und dahinter lugt jedesmal ein schwarzes Augenpaar, und dieß

wiederholt sich jeden Tag, doch immer weniger, so lange bis man den Fremdling hinlänglich beschaut und ihm seine Bezeichnung gegeben hat. Denn neugierig sind die Canarier wie die Elstern und beinahe ebenso geschwätzig.

Was mich immer wieder zum Nachsinnen aufforderte, war die köstliche Durchsichtigkeit der Luft. Es spielt darin um jedes alte Gemäuer und jede blaßgrüne Euphorbie am Felsen ein so frischer Farbenglanz, als wohne hier in jedem Ding eine innere Leuchtkraft. Die hellen Häuser, das braune und schwarze Steingeschroff, die Bergzacken oben in der Himmelsbläue, unten die unzähligen bunten Blüthenbäume — alles ist lebhaft klar und scharf umrissen, beinahe möchte man sagen verklärt. Die Länder rings um Nordafrika nehmen Theil an dieser ungemeinen Durchsichtigkeit der Luft: man schiebt sie der heißen Strömung im Luftmeere zu, welche aus den kochenden Wüsten jenes Welttheils beständig herüberzieht und alles Feuchte und Dämpfige im Aetherraum verzehrt. Offenbar hängt damit zusammen die Klarheit, das Leichte und Rasche in Ideen und Entschlüssen, das die Menschen in diesen Gegenden vor dem dämmerigen Norden voraus haben. Ob es ein so großes Glück ist? Flüsse und Seen, auf deren Grunde man jedes Steinchen glänzen

sieht, haben gewöhnlich wenig Tiefe. Hätten die alten Griechen nicht den Vortheil gehabt, sich in ihren dunkeln Bergwäldern jeden Tag zu erfrischen, so würden sie sicher nicht so viel Herrliches geschaffen haben.

Nachdem ich bei Konsuln und Landsleuten meine Besuche gemacht, und von dem freundlichen Entgegenkommen, das den Bewohnern der canarischen Inseln Jedermann nachrühmt, gleich die schönsten Beweise empfangen, fanden sich Abends in einem der ersten Handlungshäuser unserer fünf Landsleute zur Tafel zusammen: ein preußischer Offizier mit Eisernem Kreuz, ein junger Frankfurter Jurist, und zwei Kaufleute mit dem weltbürgerlichen Blick und Wissen und dem warmen patriotischen Herzen, wie man solche Kaufleute vorzugsweise unter Deutschen findet. Wir setzten uns zu Tische bald nach fünf Uhr und standen zum Spaziergang auf um Mitternacht. Nicht bloß deutsche Küche fesselte uns nach all den öligen Leiden der spanischen, nicht bloß echtes Gewächs, das wirklich die Ufer des Rheins und der Saone gesehen, auch nicht das sechszehnjährige Prachtmädchen, das einherschritt wie eine Göttin und von unserm Gastfreunde zur Bedienung als ein Musterbild canarischer Rasse ausgesucht war, — das alles war es nicht, was so lange fesselte,

sondern es hatte uns, wie wir später allgemein gestanden, der unerschöpfliche Reiz deutscher Unterhaltung festgenagelt, dieses Gespräch, das auf allen Höhen und Tiefen des Denkens und der Völker umherflog, und in dessen Gewoge wir wie die Fische wohlig umherschwammen, ein lang entbehrter Genuß; denn vorzüglich den Deutschen beseelt diese bohrende Begierde, alles zu wissen, und dieses Allerweltsinteresse.

Andern Morgens sah ich mich — immer von neuem entzückt über die Heiterkeit und Frische der Luft — in den Markthallen und Gärten etwas um nach Gewächsen Gemüsen und Obstarten, Fischen und Muscheln, die ich noch nicht kannte. Solch Unbekanntes hat im fremden Land einen lockenden Reiz, besonders wenn es gut schmeckt. Es gab da vielerlei zu kosten und zu betrachten, und in den Privatgärten eine Pracht und Größe und Mannichfaltigkeit von Rosen Lilien und anderen Blumen, die wir uns nicht träumen lassen. Mehr als der Tulpenbaum und die vielen andern blühenden Sträucher und Bäume — es war ja die Höhe der Frühlingszeit — gefiel mir der sogenannte indische Lorbeer, ein schlanker glatter Baum mit einer schattigen Ueberfülle von dunkelglänzenden Blättern.

Nachmittags fuhr ich die 8 Stunden Wegs nach Orotava. Diese Straße und noch eine auf Gran

Canaria, die aber nur zwei Stunden lang, das ist alles was von fahrbaren Wegen auf den Canarischen Inseln vorhanden. Haben sich ihre Marquesen und Grafen vierhundert Jahre auf Sätteln beholfen, so sehen sie nicht ein, warum sie denn heutzutage für Kutschen sorgen sollen. Unser Postwagen aber erschien überaus zierlich und doch fest und zweckmäßig, sein Inneres war sogar mit hübschen kleinen Landschaften geschmückt. Das sah gar nicht spanisch aus, und richtig, da stand in einer Ecke die Neuvorker Firma, aus deren amerikanischer Werkstätte der Wagen herüber geschickt worden. Die zweirädrigen Karren dagegen, welche sich auf der Straße zeigten, waren gerade so dürftige viereckige Kasten wie die kleinen Schwefelwagen, die Einem überall in Sicilien begegnen.

Der Weg war überaus belebt von Reitern und Fußgängern. Auch ein paar Kamele erschienen dazwischen. Die Männer gehen in einer Art weißwollenem Mantel,. der aus einem Stück Zeug besteht, welches am Halse einfach zusammengezogen ist und bis auf die Füße niederhängt. Frauen und Mädchen tragen einen wallenden Schleier über den Kopf und das Gesicht ein wenig eingehüllt. Auf das Kopftuch setzen sie ein Strohhütchen, und die Bauerfrauen haben in dem Hütchen eine Unterlage

für alles das, was sie auf dem Kopfe zu tragen gewohnt sind. Es ist durchgängig ein schöner Menschenschlag und von heitern und sanften Sitten. Welch eine Wohlthat schon das eine, daß man nicht beständig von zerlumpten Bettlern angefallen wird, wie in Spanien, wo man steht und geht. Armuth giebt es auf den glücklichen Inseln genug, und ach, bittere nackte Armuth, aber auch die Dürftigen haben hier etwas so Geschämiges und Geduldiges in ihrem Wesen und sehen Einen so treu und gutherzig an, daß man ihnen innig gern helfen möchte. Auf den ersten Blick sieht man, das sind keine Spanier mehr, wie drunten in der Küstenstadt, es sind die Nachkommen der alten Guanchen, oder sprechen wir das Wort lieber richtig aus, wie es die spanische Betonung giebt, es sind die Wandschen, die einst so tapfer ihre Heimath vertheidigten und unter spanischen Spießen und Dogmen als Volk langsam auslöschten.

Der Weg wand sich zu einer Hochebene empor, welche das Anaga-Gebirg im Osten der Insel mit dem Pik verbindet. Auf dieser Hochebene liegt Laguna, die alte Hauptstadt der Insel, die sogar durch eine Universität sich auszeichnete. Der Bestand dieser Hochschule wurde zuletzt durch das fortgesetzte Wühlen der schwarzen Minirer untergraben, und soll kaum mehr ein gutes Gymnasium sein. Laguna beher-

bergt jetzt eine stille Adelsgesellschaft. Man sah auf den Inseln kein Ziel und Ende der unaufhörlichen politischen Neugestaltung Spaniens, hoffte aber wenigstens auf bessere Bildungsanstalten. Wäre nur auch ein wenig Energie vorhanden, um selbst Hand ans Werk zu legen! Schon am ersten Tag hörte ich ganz unglaubliche Geschichten von der Willensschwäche der Canarier. Sie fassen mit Begierde einen guten Plan auf, und besprechen ihn jeden schönen Tag, so lange bis wieder etwas Neues sie anlockt, was den frühern Plan in Vergessenheit bringt.

Auf der grünen Hochebene Laguna's könnte man sich nach Deutschland versetzt glauben — so weit dehnen sich schimmernde Wiesen und blühende Saaten. Auf der ganzen pyrenäischen Halbinsel habe ich nicht so viel grünende Aecker gesehen. Kühe und Pferde standen weidend bis an den Bauch in den Lupinenfeldern. Von Zeit zu Zeit aber erhob sich eine schlanke Palme, die hoch in reinen Lüften ihre Krone wiegte, rothblühende Pfirsiche besäeten das grüne Gefilde wie mit flackernden Feuern, und über den kleinen Hütten umwölbten sich uralte Feigenbäume gleichwie kleine gründunkle Gewölke. Ganz fremdartig aber wurde die Gegend, wenn sich wieder Landstücke zeigten, die aussahen wie weiße Schneefelder.

Man erblickt sie auf fast allen Theilen der Insel: je lebhafter der Anbau, um so häufiger unterbrechen die Flur diese großen regelmäßigen weißen Stellen. Es sind die Felder, die mit indischem Cactus bestellt sind, auf welchem die Cochenille sich nährt, und damit diese kleinen Insekten, welche den kostbaren Farbestoff geben, nicht von Wind und Regen und Staub leiden, bedeckt man jedes Blatt säuberlich mit weißem Zeug.

Die Straße zieht sich wieder hinunter zum Meer, und bei einer Wendung erblickt man auf einmal den Pik. Er scheint unbedeutender, als die Meisten sich ihn vorstellen, und keineswegs in der Majestät des Aetna. Der Weg gleitet näher zur Küste und rings um den Berg, bis man ihn in seiner ganzen Größe gerade vor sich hat. Höchst auffällig ist der oberste Aufsatz, als hätte der Berg noch ein lustig Hütchen auf. Es ließe sich auch an eine ungeheure Citrone denken, an welcher noch ein Stück vom Stiele empor steht. Mehr noch ähnelt die ganze Bergform einem aufgestülpten spitzen Beutel, der oben kurz vor seinem Ende etwas eingeschnürt ist.

Als meine Blicke so begierig den Gipfel des Berges absuchten, fragte mich ein Wagennachbar, ob ich denn hinauf wolle? „Morgen!" erwiderte ich. „Aber Sie sind doch erst gestern morgen mit dem

Postdampfer angekommen?" fragte er. Das wußte er bereits, und wo ich gewohnt und wohin ich wollte. Die Neugier ist bei Inselvölkern so heimisch wie die Geselligkeit. Ihre Insel scheint ihnen wie ein einziges Wohnhaus, an dem sie alle Theil haben, und weil sie ringsum durch das Meer von der übrigen Welt abgeschnitten sind, so flattern ihre Gedanken beständig um diesen einen Erdfleck, wie die Möven um ihren Nesterfelsen. Wenn ich Abends wo einkehrte, wußte früh die ganze Ortschaft, wer und woher ich sei und was ich vorhabe. So wußte auch mein Nachbar, der das Aussehen eines Gutsbesitzers hatte, bereits gut Bescheid um mich, und ich mußte ihm weiter erzählen, wie ich von München bis Marseille auf der Eisenbahn, von da nach Barcellona mit Dampfschiff, von da durch Spanien wieder auf der Eisenbahn, von Cadix wieder mit Dampfschiff nach Santa Cruz gefahren sei. „Genug, genug"! sagte er, „das sind die Erfindungen der Neuzeit, jetzt wird die Menschheit wohl lange nichts wieder erfinden." Als ich erwiderte: das Erfinden und Neuschaffen müsse und werde fort und fort gehen, noch viele viele tausend Jahre lang, — rief er aus: „O Gott! wer kann so etwas denken!" Ich fragte ihn nun: ob wir nicht schon von beinahe 5000 Jahren Fortschritte wüßten? ob irgend ein

vernünftiger Grund vorhanden, daß Gott den Menschen nicht noch 50,000 Jahre länger zu leben erlauben solle? ob irgend eine Ursache denkbar, warum sie künftig bloß essen und schlafen und nicht mehr denken sollten? ob denn nicht das hohe Luft- und das tiefe Wassermeer und die noch viel unergründlicheren Erdtiefen noch Stoffe und Kräfte genug enthielten, die zu erforschen und nutzbar zu machen verlohne? Da sah mich der gute Mann ganz verdutzt an, wendete sich ab und sagte: von dergleichen habe er niemals auf Teneriffa gehört. „Wer weiß es?" schloß er mit dem Trost- und Leibwort der Spanier, das sie beständig im Munde führen, wenn sie fürchten, das Denken mache ihnen Kopfweh. Es kehrt bei ihnen so häufig wieder, wie bei den Türken die Ergebung in Allahs Willen. „Wer weiß es!" Es liegt eine so weiche Entschuldigung darin, daß man geistig fortdämmere, und doch kein Verzicht auf künftigere lichtere Stunden.

Die Landschaft wird nun mit jedem Schritt großartiger. Man merkt allmählich, wie sich alles zu den Füßen des großen Vulkans gleichsam verneigt und niedrig dahin streckt. In Matanzas hielt der Postwagen so lange an, um Zeit zu einem ländlichen Mahl zu gönnen, das mir besser gefiel, als die europäisch verpfuschte Küche in den Gast-

häusern. Während es bereitet wurde, strich ich mit dem Hausherrn im Hof und Garten und Gebäuden umher, um Einrichtung und Lebensweise zu sehen, und da er merkte, welches Vergnügen mir das machte, so dehnten wir rasch den Streifzug durch die Ortschaft aus. Ihr Name Matanzas d. h. „Gemetzel" pflanzt das Andenken an die furchtbare Niederlage fort, welche hier die Eingeborenen einst den spanischen Eroberern bereiteten. Die Mitte der Ortschaft nehmen wohnliche Häuser ein, die Umgebung ärmliche Hütten, die sich wie gewöhnlich bei canarischen Ortschaften noch weit in's Feld verstreuen. Die Leute sind stattlich, und schwerlich möchte sich auf dem ganzen Erdrunde irgend ein Land finden, dessen Bevölkerung gleichmäßig durch alle Schichten hindurch so artig, so ehrlich und liebenswürdig ist. Man kann nicht nur in jeder Höhle, in jeder Hütte sein Haupt ruhig niederlegen: überall, selbst bei dem niedrigsten Bauer, empfängt den Fremden auch achtungsvolle, sogar herzliche Gastfreiheit. Auch äußerlich sucht alles sich nett und würdig darzustellen. Der ärmste Ziegenhirt hüllt sich in seine reinliche Decke, und was die Frauen und Mädchen betrifft, so ist keine auf den sieben Inseln, die nicht ein hübsches Festkleid hätte und es nicht sehr gern anzöge. Denn je glücklicher und gesitteter ein

Volk ist, um so mehr schmücken sich seine Frauen: das bringt die Natur so mit sich. Treten diese nun über die Straße und man bewundert, wie sie reizend im Gang sich wiegen und woher nur ein einfaches Landmädchen das Wesen einer gebildeteren Dame hat, — plötzlich sind sie weg, hier und dort verschwunden in die dunkeln Eingänge niedriger Hütten, die man vorher kaum bemerkt hat. So klein und niedrig, so höhlenartig sind diese Behausungen, — vier Mauern von rohen Feldsteinen, zwei oder drei Fuß hoch, darüber ein elendes Dach von Stroh und Reisig, der Erdboden etwas ausgegraben — das ist alles, die ganze Hütte wäre mit einigen Gulden bezahlt. Und nun, was ist darin? Eine rohe Mauer ohne Bewurf, ohne Fenster und Licht — auf der Erde stehen eine alte Kiste, eine Thonvase, vielleicht auch ein paar große geflochtene Körbe zum Aufbewahren von Kleidung, Saat, Korn und andern Lebensmitteln — eine Stelle auf der Erde am Eingang ist Feuerplatz, daneben liegt ein oder der andere kleine Topf. Von einem Balken, der mitten durchgeht, hängt eine Matte hernieder, da befindet sich allerlei Werkzeug, dahinter ein elendes Lager, auf dem diese armen Frauen schlafen, gebären und sterben. Unbegreiflich, wie sie in solchen Löchern gesund und sauber bleiben. Ihre größte

Freude ist die kleine Ziege und das Hühnervolk, die draußen ihre besondere Hütte haben. Bitterste Armuth, geringer Verdienst trotz fleißigen Arbeitens, ist das Loos eines großen Theils der Canarier, und es kann kein Volk geben, das freundlicher und genügsamer solch ein Loos ertrüge.

Als wir von Matanzas abfuhren, wurde das Gebirge, das wie im reinen Lichtmeer emporragte, eben von der Abendsonne röthlich angehaucht, hüllte sich aber rasch in dunkle Schatten. Seine Umrisse zogen sich nur noch halb und halb am Nachthimmel hin, als wir in das herrliche Thalgelände von Orotava einfuhren, über welchem der Meereshauch die köstlichen Düfte von tausend Blüthen nicht zu zerstreuen vermag. Wie weich und hold waren diese Lüfte, und doch welch eine tief erregende Frische darin! Als ich aus dem Wagen sprang, mußte ich erst eine Weile stehen, um mich dieser herrlichen Atmosphäre gleichsam erst zu vergewissern. Ich dachte an Sorrent, Hyères, Valencia, — hier webte noch etwas anderes, noch ein anmuthsvollerer Zauber in der Luft. Jene lieblichen Thalbreiten liegen am Mittelmeer: Orotava empfängt den energischen Hauch des Ozeans. Jene schmücken sich mit allen Blumen und Früchten des europäischen Südens: im Paradies von Teneriffa sproßt blüht gedeiht beinahe

Jegliches, was da wächst unter irgend einem Meridian der Erdkugel.

Orotava hat etwa sechstausend Einwohner und viele hübsche Gebäude, die Straßen aber waren schon stille, noch ehe es zehn Uhr war. Wir hielten vor dem einzigen Gasthause, das die Stadt noch besitzt. Früher war sie lebensvoller; denn selbst bis hierher macht sich der rasche Verfall der spanischen Kräfte fühlbar. Der Erste, den ich in dem Hause ansprach, antwortete mir sofort: „Sie sind gewiß ein Deutscher." Es war gerade Der, an welchen vorzüglich ich empfohlen war, und eben wurde mit einem jungen Belgier verhandelt, der sich zur Besteigung des Berges am andern Morgen ausrüstete. Wer war froher als ich? Und sofort übernahm mein Landsmann mit der größten Liebenswürdigkeit, meinen Theil an Führern Pferden und Lebensmittel zu besorgen, und nachdem das geordnet war, eilte ich mein Lager aufzusuchen, um mich zu stärken für die Mühen und Hochgenüsse einer Besteigung des Piks von Teneriffa.

III.

Ein Nachtlager zehntausend Fuß hoch.

Andern Morgens bei dem Packen der Pferde war die Straße voll Zuschauer, und man machte ein Wesen, als gälte es eine Reise in die Sahara. Aber alles war freundlich und dienstfertig, und so kam man ziemlich bald mit dem Packen und Zurüsten der Pferde zu Stande. Drei Pferde dienten zum Reiten für unsere drei Führer, zwei zum Tragen von Decken Holz und Lebensmitteln, und auf einem davon hockte noch ein Vierter, ein junger Bursche. Drei andere Pferde wohlgeschirrt waren für die Reisenden; denn die Frau meines Gefährten, eine junge Engländerin, wollte uns eine Strecke das Geleit geben. Ich dachte im Stillen: mit einem Pferd und Diener kämest du viel leichter den Berg auf und ab.

Als wir nun aus der stillen sauberen Stadt heraus und etwas in die Höhe kamen, konnte ich das vielgepriesene Thal von Orotava überschauen. Es war nicht eigentlich ein Thal, sondern ein breit vom Meer aufsteigendes Gefilde, das zu beiden Seiten von einem mächtigen langen Höhenzug eingefaßt ist, und sich hoch oben an einen Bergkranz lehnt. Darüber steht zur Rechten in einsamer Höhe der Teyde, wie der Vulkan von seinen Umwohnern genannt wird. Das Gestade schmücken zwei zierliche Rundberge, ehemals kleine Feuerspeier. Das Meer schimmert blau, das Gefilde grün, das röthlich braune Gebirge ringsumher scheint wie mit Aether getränkt — ein prachtvolles Gemälde in großen einfachen Zügen.

Was diese Landschaft vor jedem andern Erdfleck auszeichnet, das ist die große Mannichfaltigkeit der Gewächse, die sich hier zusammenfinden. An der Küste erhebt sich hie und da über den Wohnungen eine Palme oder ein Drachenbaum, die goldene Orangenfrucht lacht aus ihrem dunkeln Grün in allen Gärten, und man schaut verwundert an den riesigen Blüthenschaften der Agave hinauf, oder auf die weißen Cochenille-Felder. Tausend Fuß höher gibt es nur noch Feigenbäume und vollblühende Pfirsiche. Noch tausend Fuß, und auch diese haben

aufgehört, an ihre Stelle sind Birn- und Kastanienbäume getreten. Man steigt weiter und bemerkt, daß die Obstbäume durch Lorbeer und waldartige Eriken abgelöst sind, der Graswuchs wird spärlicher und verschwindet bei dreitausend Fuß Höhe über dem Meer.

Wir hielten in einem Lorbeer- und Erikenwäldchen an, wo sich frischer Walddust mischte mit Würze und Wohlgeruch. Die Frau meines Gefährten wollte sich nicht weiter herauf wagen, und ehe sie zurücktritt, lagerten wir im Schatten zu einem kleinen Imbiß. All die großen Bäume aber waren längst abgehauen, und gerade wie vor einem halben Jahre, als ich den Monte Baldo am Gardasee hinanstieg, kamen uns hier die Waldräuber entgegen, ihre Esel hochbepackt mit Holz und Reisig. Es ist ein Jammer, wie seit etwa fünfzig Jahren der Wald überall auf diesen Inseln zerstört und ausgerodet wird. Früher konnten Reisende nicht genug erzählen von der wundervollen Wirkung, welche der Schimmer der Lorbeerwälder machte im Verein mit so viel anderer Grünschattirung. Damit ist's vorbei, kaum daß die Kastanienhaine, welche die oberen Höhen des Thalgehänges von Orotava krönen, noch etwas wie Waldesgrün behaupten.

Es ging nun noch eine Weile aufwärts, und

allmählich verschwand das letzte bekannte Baumgrün, die Erika. Neue Strauchgewächse — besonders der Codezo, dessen kleine leichtgrüne Blätter von gelben Blüthen ganz überhangen waren — zeigten sich vielfach in einer bräunlichen Wildniß von Lavablöcken und gelben Kiesstrecken. Der Kies aber bestand aus Bimssteingeröll. Seltsames unheimliches Schweigen der Natur umfing uns. Ein Geier wiegte sich in den Lüften, und siehe da, mein alter Bekannter aus unseren Alpen, der Bergrabe, saß ganz zutraulich auf einem der Lavafelsen, die hier täuschend ähnlich wie grauschwarze Burgruinen und zerstörte Mauern und Thürme aussahen. Die Wolken lagen unten vor dem Gestade zusammengeballt, wie Schafe auf dem Meere, das in duftiger Bläue sich dahinter ausdehnte. Blickte man dort hinunter, so schien es, als wäre blaue Luft und See eine einzige Lichtmasse, und man schwebte unendlich hoch im Aether. Die Umrisse der Insel Palma traten wie ein Bergrücken hervor, und verschwanden wieder. Vor uns stand oben der Pik, und sah anfangs gar nicht furchtbar aus, nicht einmal besonders hoch oder mächtig. An seinen Flanken schienen dunkle Waldstreifen nieder zu gehen. Erst nachgerade bekam ich einige Achtung vor ihm; denn es war verdächtig, daß er an Größe gar nicht zunehmen

wollte, obgleich wir nun ihm so viel näher rückten. Er mußte also so hoch sein, daß die Entfernungen hier unten dagegen nicht in Betracht kamen.

Um etwa ein Uhr Nachmittags machten wir Halt und frühstückten im Schatten von hohen Lavablöcken. Man nennt die Stelle die Estancia de la Sierra, und sie mag etwa 7000 Fuß hoch sein. Vor uns lag breit ausgedehnt ein wellenförmiges trockenes Gefilde von gelbem und weißem Bimssteingries und Massen von Blöcken schwarzer und grüner Lava, dazwischen hier und aller Orten die graugrünen Retama-Büsche. Dahinter ragte der Pik in einer einzigen gewaltigen Kegellinie empor: ohne seinen Hutaufsatz schien er von hier so groß wie der Vesuv von Sorrento aus. Das von Trockenheit und Lavatrümmern starrende Gefilde bis an seinen Fuß war der alte Krater, eine Art Hochebene, die sich rings um den Pik breitet, rings aber selbst umgürtet von Riffen, Klippen und Bergen, den Cañadas, die ein paar tausend Fuß hoch sich steil aufrichten. Dieser furchtbare Zackenring bildet die Wände des alten Kraters, in dessen Mitte sich jetzt der Pik erhebt, einen Krater aber von der ungeheuern Breite von mehr als zwei Stunden Weges.

Indem wir diese entsetzliche Wüste durchzogen,

lag der reinste Himmel strahlend über uns. Die Luft zitterte von Hitze, und der Boden athmete schwülen brandigen Dunst aus. Nichts unterbrach die bleierne Stille, und nichts bewegte sich, als der Schatten eines Rabenpaars, das langsam darüber hinflog. Und siehe, um den düstern Eindruck dieser trockenen Oede zu mildern, hat die Natur hier die gute Retama gepflanzt, ein eigenthümlich Gewächs, das an 10,000 Fuß hoch den Pik hinansteigt und mitten zwischen der starrenden Lava emporwächst. Wo der Stamm der Retama sich eben darüber erhebt, treibt sie nach allen Seiten wagrechte Aeste, die sich dann über dem Boden gleichwie als ebenso viele kleine grüne Leuchter über den todten Lavafeldern erheben. Die Aeste gleichen denen der Legföhre oder Latsche, deren Seile jedem Alpenjäger so vertraut werden. Auch die Blätter schienen, da sie noch eingerollt waren, fast wie eine Art Föhrennadeln: im Sommer aber entfalten sie sich mit tausend Blüthen, deren Honig die Bienen selbst auf diese hohen Einöden des Vulkans herauf lockt. Die Retama soll nur am Pik von Teneriffa vorkommen, es erzählt aber der Rabbine Mardochai Aby Serour: er habe auf der Reise nach Timbuktu im Innern Afrikas eine weite Hochebene, Namens Erkeschatsch, ganz mit großen und kleinen Steinblöcken besäet

gefunden und keine andere Pflanze dort, als die Retama.*)

An einem nackten Bergausläufer des Pik, der Montagna blanca — so genannt, weil der Bimssteinkies dort heller und von schwarzer Lava nicht unterbrochen — zog sich der Weg allmählich in die Höhe. Es lagen dort ungeheuere Kugeln von Trachyt, als hätten Riesen sich hier vergnügt und ihre Spielkugeln liegen gelassen. Als wir nun an den Pik selbst heran kamen, da waren, was ich von weitem für Waldstreifen gehalten, erstarrte dunkle Lavaströme, aber Ströme von fast Bergkettenhöhe. An und auf ihnen glimmerte und glitzerte es in der Nachmittagssonne an viel tausend Stellen: es waren dies glasirte Stellen im Trachyt, auch Obsidian.

Im Zickzack ging es sodann im Geröll zwischen zwei Lavaketten steil empor, und die armen Pferde keuchten nicht wenig. Hier kam uns ein anderer Wind entgegen, es war Südwind, ein gutes Zeichen für morgen. Wir hatten uns allmählich auf die Südseite des Berges, an der wir jetzt empor klimmten, hingezogen, und fanden sie fast gänzlich schneefrei.

*) *Beaumier*, Premier établissement des Israélites à Timbouktou. Paris 1870. p. 11. Auszug aus dem Bulletin de la Société de Géographie. April—Mai 1870.

Da die Luft aber anfing kälter zu werden, so erklärte der Führer: es sei nicht räthlich, noch bis zur Alta Vista zu steigen, die Nacht würde dort oben gar zu kalt werden; wir müßten etwa 1500 Fuß tiefer, in der Estancia de los Ingleses, übernachten.

Es war fünf Uhr vorbei, da wurde abgesattelt. Ich sah mich nach der Estancia um, denn auf Deutsch bedeutet dieses Wort ein Haus, und ich hatte mir in dieser Höhe zwar nicht viel vorgestellt, aber doch etwas wie vier Mauern mit einer Art Dach darüber. Was aber sah ich? Auf unserer Lagerstätte lag noch Schnee und die Estancia bestand bloß aus Lavafelsen, die ein wenig Schutz gegen die scharfe Luftströmung boten, keinen aber gegen die Kälte. Unser Thermometer zeigte bald nur noch 5 Grad über Null, dabei pfiff der Wind in allen Melodien. Die Aussichten für die Nacht waren nicht behaglich. Unsere acht Pferde suchten ebenfalls Schutz zwischen den schwarzen Felsen, und die Führer gingen, Retama-Holz zur Feuerung zu suchen.

Ein einziger Blick aber auf den Ozean ließ alles Ungemach vergessen. Ich zog an, was ich von Wollstoffen mitgenommen, und suchte mir den ersten besten Standpunkt, wo ich mich vor dem fröstelnden und heulenden Sturmwinde etwas bergen konnte.

Denn das Schauspiel war ebenso seltsam als großartig. Der Ozean stieg im weiten Halbkreis empor, als befände ich mich trotz der fast 10,000 Fuß Höhe, auf der ich stand, wie im tiefen Grunde eines ungeheuren Tellers. Wie sonderbar, wie fest und schwer erschien die stahlblaue Ozeansmasse gegen die leichte Aetherbläue darüber. Und siehe da, was war das da tief unten? Was schien sich da zu bewegen? Etwas wie ein Schatten, — wahrlich, der dunkle volle Schatten einer regelrechten, aber ganz ungeheuren Pyramide, mit einem Kegelhut darauf. Es war der Schatten des Pik, und dieser rückte leise immer vor, er überschritt das schroffe Riffgebirge des alten Kraters gerade vor mir, fiel über die Insel, rückte über die Küste, berührte die weißen Wolken, die da unten über dem Meer wie niedergepreßt lagen, überzog auch sie, und ragte zuletzt weit ins Meer hinaus. Es war höchst seltsam, fast geisterhaft, als wäre da ein unsichtbarer Mahner aus längst entschwundener Urweltsmacht. Man sah den stillen, lautlos schreitenden Schatten vor sich, doch nicht seine Ursache.

An beiden Seiten aber des riesigen Schattens sonnten sich die Insel und der scharfe Rücken des Kratergebirgs noch recht im Abendglanz. Auf einmal strömte von der Seite gleichsam um den Pik

herum eine ganze Fluth sonniger Helle. Auch der Ozean zur Rechten fing an sich leise zu röthen, und sah zuletzt, was mir das Wunderbarste schien, nicht anders aus, als ein langer fester Bergrücken. So sehr scheint er in die Höhe zu steigen, und so scharf schneidet er sich gegen den gelblichen Abendhorizont ab. In Luft und Ozean aber zackten sich hinein die Thürme und Zinnen der Lavakette und drüben des gewaltigen Riffs der Cañadas. Das Schauspiel, so ernst und feierlich es blieb, wurde zuletzt beinahe lieblich und voll schönen reinen Friedens. Wandte man sich aber um, so thürmte sich das nackte schwarzbraune Gebirg unheimlich empor, wie eine düstere Höllenburg.

Unser Feuer flammte hoch und beleuchtete, da es nun dunkel wurde, phantastisch mit rothem Lichte die ringsum ragenden schwarzen Felsen. Die Leute hatten für die Nacht einen ziemlichen Haufen Retamaholz zusammengebracht. Wird der Pik öfter besucht, so werden sie es nicht lange mehr können. Denn ich machte hier eine Wahrnehmung, wie sie auf unsern Alpen mich schon oft betrübte. Durch gute Forstverwaltung werden dort mehr und mehr Bergseiten mit jungem Nadelholz bekleidet: in den sturmgepeitschten Höhen aber, wo dies nicht mehr möglich, stürzt eine alte verwitterte Fichte nach der

anderen. Ueberall stecken noch mächtige Stamm- und Wurzeltrümmer im Boden, selten aber schießen dort junge Bäume auf. So bemerkte ich auch hier im letzten Gränzgürtel, wo alles Pflanzenleben nach und nach erstarb, eine Menge starker Retama-Büsche angebrannt oder verwitternd und abstehend, selten aber jungen Ersatz, der irgend genügt hätte.

Bei dem Abendessen mußte ich lachen, was alles auf diese Höhe geschleppt war, damit wir ja nicht verhungerten. Da gab es in Blechkästchen getrüffelte Rebhühner aus Frankreich, in Blechkästchen Butter aus London, die wahrscheinlich ein holsteinisches Bauernmädchen bereitet hatte, in Blechkästchen Sardellen von Finisterre, Biscuits aus Marseille, dann Brod, gelben Wein, Hühner, Eier, Orangen, Wasser von Orotava, Datteln von der afrikanischen Küste, Kaffee und Zucker mit Jamaica-Rum, eine Flasche spanischen Valdepeñas und Wachholderbranntwein aus Delfshaven in Holland. Die Handelsstädte der canarischen Inseln sind Freihäfen, und die Schiffe bringen Waaren aus aller Welt Enden dorthin, und fast so wohlfeil als im Land ihres Ursprungs.

Die Nacht wurde zum Glück nicht so kalt, als ich fürchtete. Um Mitternacht war der Thermometer erst auf Null gefallen. Wir lagen, den Kopf an den schützenden Felsen gelehnt, in Decken wohl

eingewickelt, zu Füßen ein hell loderndes Feuer. Zum erstenmal aber auf dieser Reise suchte ich vergebens nach dem Schlafe, der sonst, sei es in einer Sennhütte oder im Bahnwagen, stets mein erquicklicher Freund ist. Wahrscheinlich war es die eigenthümlich wilde, gewaltige, fabelhafte Umgebung, die mich beständig wach erhielt. Der Mond warf grelle Lichter in die nächtigen Schatten unter den Felsen, und vermochte nur matt die weiten dunkeln Lavafelder zu erhellen. Meine Blicke hingen an den Gestirnen, und ich maß die Abschnitte der Bahnen, die sie langsam um den Nordpol zogen. Ein blitzender Stern um den andern tauchte hinter den Lavahöhen zur Linken empor, und gesellte sich zu den Millionen, die mit funkelnden Lichtern und bleichem Glanze die weite Himmelsfläche belebten, die bis tief zu meinen Füßen ins Meer niederging.

Da oben war alles so heilig still, zog von keinem Hauche bewegt seine ewigen Bahnen. Hier unten rasete der Sturm und heulte aus allen Löchern und Spalten, als wäre er wüthend über unser Nächtigen in so hoher einsamer Bergwüste. Immer wieder suchte ich den großen und kleinen Bär, die Kassiopeja und andere geliebte Sternbilder auf, an die sich so oft in der Jugend meine sehnsüchtigen Gedanken geheftet hatten, und es fiel mir alles das

wieder ein, was ich damals in stillen Nächten von der Zukunft geträumt, und was sich erfüllt hatte. Ach, es ist gewöhnlich viel weniger, als dessen sich die Hoffnung im frischen Lebensfrühling unterfängt, und doch in der Regel viel mehr, viel mehr als man verdient hat.

IV.

Auf den Pik von Teneriffa.

Während im hohen Nachtlager meine Augen die Bahnen der Sterne verfolgten, war das Feuer zu meinen Füßen ausgelöscht, und die scharfe Kälte, welche das Nahen des Morgens ankündigte, erinnerte daran, daß ich in jeder schönen Winternacht solchen Betrachtungen nachhängen könne. Ich suchte nach unsern Leuten. Sie waren rein verschwunden. Endlich sah ich den Einen und Anderen in einer Felsenspalte liegen, wo er in Decken und Lumpen gehüllt mehr einem Haufen Spreu und Steine als Menschen ähnlich sah. Da es zwei Uhr geworden, so weckte ich meinen Reisegefährten, und mit großer Mühe brachten wir die Leute auf die Beine. Wir mußten rufend unser Gesicht an ihre Ohren legen,

denn der brausende Sturm verschlang jeden Ton, den er fassen konnte. Das Feuer wurde wieder angefacht, hoch loderten und züngelten die rothen Flammen, und die höllenschwarzen Lavafelsen gaben ringsum abenteuerlichen Widerschein. Kaffee, der schon bereitet und mit Rum wohlvermischt in Flaschen mit heraufgenommen war, wurde heiß gemacht und erwärmte die Lebensgeister. Das Getränk aber in Tassen zu schütten war nicht möglich, es flog in den Wind, sowie es aus der Flasche kam: sie mußte also zugleich als Tasse dienen. Nun wurden auch die zitternden Pferde hinter ihren Felsen hervorgezogen, gesattelt, bestiegen, und fort ging es in den grimmigen Sturm hinaus.

Leider war es jetzt stichdunkel, und der schmale Steg zog sich steil hinauf zwischen Klippen und Geröll. Da ich bei jeder neuen Windsbraut fürchtete, sie könnte mich aus dem Sattel schmettern, so stieg ich ab und führte mein Pferd. Allein es war ein junges Thier, begann zu straucheln, und konnte zuletzt gegen den Wind nicht mehr an. Sein Eigenthümer, keiner der Gescheidtesten, nahm es am Zügel, ging voran, fiel ein über das andermal und verlor darüber im Sturm und Dunkel den Weg. Die Andern waren schon weit in der Höhe über uns und hörten kein Rufen mehr. Ich klimmte nach

so gut ich konnte, und riß mir die Hände blutig an dem scharfen Lavagestein. Mein Begleiter wußte keinen Rath mehr. Das unaufhörliche Geheule und Gebrause schien ihm Athem und Sinne zu benehmen: er antwortete nicht mehr. Es war eine angsthafte Frage: was thun? Wir steckten mitten zwischen dem Lavageklipp und Gebröckel, und soweit ich umher tastete, vom Wege war keine Spur mehr. Warten bis es hell wurde, und dann auf den Weg? Dann wäre ich am selben Tag schwerlich wieder herunter gekommen. Unmöglich aber konnten wir schon weit ab vom Wege sein. Ich warf endlich dem Pferde die Zügel über, ergriff seinen Schweif, und trieb es voran. Denn es hatte seine Nüstern immer an der Erde und suchte offenbar die Spur der anderen Pferde. Mit etwas Anstrengung und vielerlei Fallen und Rutschen kam ich wieder auf die rechte Bahn und zu den Andern, die endlich auf uns gewartet hatten. Vergebens bat ich nun den Vornehmsten unserer Führer, mir sein Pferd abzutreten. Der Mann gab von seiner Selbstsucht noch andere Belege. Als der uns entgegenrasende Sturm es den Pferden unmöglich machte, weiter aufzusteigen, war er der Erste, der Deckung suchte und hartnäckig uns den besten Platz vorweg nahm. Wahrscheinlich hatten wir ihn viel zu freundlich mit Kaffee, Genèvre und andern

guten Sachen bewirthet. Denn das ist die Art vieler Spanier aus den niedern Classen auch auf den Inseln: sie nehmen alles Gute an, als ob sie ein Recht darauf hätten, und kümmern sich nachher nicht um den Geber.

Lange warteten wir auf den unglücklichen Eigenthümer meines Pferdes. Da er nicht kam, so fand darin der Hauptführer Anlaß sich zu weigern, weiter bergan zu gehen. Einer von ihnen sei schon verloren, sagte er, und wer wisse was noch komme? Er und seine Gefährten lagen schon wieder tief zwischen dem Geklüfte geduckt wie Berghühner. Ihr Eigensinn widerstand allen Mahnungen: sie ließen sich rütteln und schwiegen still. Offenbar war ihnen nicht ganz geheuer bei dem Stürmen und Heulen an dem Teufelsberge. Denn die alten Wandschen verlegten den Eingang zur Hölle oben in den Krater, zu welchem wir hinan strebten, und diese geheime Sage ist im Volke vielleicht eben so wenig vergangen, wie so mancher andere Aberglauben aus der früheren Zeit.

Schon meldete Dämmerung sich an. Der Jüngste unserer Leute, der vierzehnjährige Bube, richtete sich auf und schauete umher. Ich zeigte ihm ein Geldstück und dann den Berg hinauf Er winkte und sprang voran. Kurz entschlossen nahmen mein Gefährte und ich die

Alpenstöcke zur Hand und fingen an, nur von diesem Jüngsten unserer Leute geführt, aufwärts zu steigen. Wie noch so manches Geräth für Krieg und Feldbau, führte der lange mit spitzem Eisen beschlagene Stock seine gothische Benennung, er heißt die Lanza. Als wir zu der Alta Vista kamen, einem freien Platze der „hohen Aussicht," war es bald sechs Uhr, und flog etwas wie bleiche Schatten durch das Dunkel. Wir schöpften hier etwas Athem hinter einem ärmlichen alten Gemäuer, zu welchem der Bursche uns führte. Plötzlich fuhr mit rascher Gewalt die Sonne an der Schneide des Ozeans empor. Im Nu war alles verwandelt, alles auf einmal licht und klar, die ganze Insel wie mit gelben Strahlen übersponnen. Die Nacht athmete nicht mehr, es war heller köstlicher Tag, und ich meinte: in der Luftströmung wehe dann und wann ein Hauch empor von all' den Blüthen am Meeresstrand. Wir sahen jetzt auch, daß dicht unter unsern Füßen eine Wolkenschicht, vielleicht zweitausend Fuß mächtig, den Berg umgürtete.

Nun begann vorsichtigeres Aufsteigen und Klettern. Von der Höhe kamen endlos dunkle Ströme harter scharfer Lavaschollen, tiefe dunkle Risse und Schlünde dazwischen. Einst ergossen sich diese Fluthen als die feurigen Eingeweide der Erde, und

erstarrten als sie an unsere Luft kamen, in einförmiger todter Schwärze. Ihre Zahl und Breite wollte gar nicht aufhören: immer neue Ketten tief dunkler Lava galt es zu überklettern. Hier sah man nun nichts mehr, als die todten Trümmer und Schlacken einer ausgebrannten Welt, schwarz nackt und kahl, nur bedeckt von eisernem Schweigen. Welche furchtbare Ergüsse ließ der eine Vulkan niederrollen! Wenn ich versenkt nicht in eine der tiefsten, sondern nur der kleinsten Rinnen, zu beiden Seiten die Höhe der ehernen Schwarzwände ermaß, wie dünn und zart erschien da unsere von Lebenskeimen erfüllte Erdrinde, welche das Land bedeckt und Pflanzen und Thiere hervorbringt.

Für Brust und Augen war es ein Labsal, wenn da hin und wieder bleiches Schneefeld kam, leicht überfroren und wie mit langen Stöcken gepeitscht, daß lauter Streifen entstanden. Woher diese Streifen? Von etwas Lebendigem konnten sie nicht herrühren, dergleichen kommt nimmer in diese Höhe, es sei denn ein Mensch, und dieser hätte wahrlich keine Zeit und Lust, hier in dem Schnee durch Schlagen sich ein flüchtig Andenken zu stiften. Ich erinnerte mich, daß auch bei uns, wenn im Vorfrühjahr die schweren Stoßwinde einher fahren, ich Schneefelder so gestreift gesehen. Nur der Sturm

war es, der auch hier mit seinen Zipfeln über die Erde kehrend diese Furchen einriß, seine Wellen erschienen ja so fest und steif wie Wasserschwall.

Es dauerte viel länger, als wir von unten hinansehend gemeint hatten, bis wir die nächtigen Lavafelder hinter uns wußten. Endlich erreichten wir die Rambleta, eine geringe Hochebene, die wie eine schmale Ringfläche den Piton, den letzten Kegelaufsatz, umzieht. Der ganze Berg hat sich aufgebaut zu seiner ungeheuren Höhe, indem sich immerfort ein Kegel auf den andern setzte, jeder höhere stets mit kleinerem Durchmesser; denn jeder stieg als Auswurfskegel auf der Grundfläche des letzten Kraters empor. Der erste Krater über dem Meer war die Insel selbst, der zweite der sogenannte alte Krater mit seiner Breite von ein paar Stunden, aus diesem hob sich in mehreren Absätzen der Berg immer höher, jeder Absatz bezeichnete einen neuen Vulkan, der sich kegelförmig aus den Auswürfen des letzten bildete. So steht jetzt der Piton wie ein Kegel oder Spitzhut auf der Rambleta auf.

Wer auf dem Vesuv gewesen, wird sich der Mühsal erinnern, welche der Aschenkegel macht. Bei jedem Schritt in der lockeren tiefen Asche sinkt und rutscht man zurück. Davon war hier kaum eine Spur, fast überall konnte man den Fuß fest

aufſetzen, dieſer Kegel hatte ſeine Rinde feſt gebacken. Auch war es nicht ſo ſehr der ſteile Aufſtieg, als die hier herrſchende feine Luft, welche jeden Augenblick zum Ausruhen nöthigte. Sonſt habe ich nichts von alle dem verſpürt, was in den Reiſebeſchreibungen ſteht, daß nämlich im Kopfe man unerträglichen Druck und Schwindel fühle, daß das Blut ſich aus den Augen dränge, daß man vor Durſt umkomme. Nur die Lippen ſchmerzten etwas, weil das feine Oberhäutchen ſich abzublättern anfing. Viel ſchlimmer waren die entſetzlichen Windſtöße. Bei Sonnenaufgang hatte es den Anſchein gehabt, als wollte ſich die Luftſtrömung beruhigen: aber von Zeit zu Zeit kam es plötzlich mit ſo tückiſcher Gewalt daher gefahren, daß wir uns niederwerfen und anklammern mußten, um nicht fortgewirbelt zu werden. Der verhältnißmäßig kleine Piton, der kaum 1000 Fuß hoch, koſtete uns faſt eine Stunde Aufſteigens.

Etwa zwanzig Fuß unter der Spitze war der Boden auf einmal gefärbt wie Lehm und Ocker, und ganz warm, an verſchiedenen Stellen kam Schwefeldampf hervor. Noch ein paar Schritte — und der entſetzte Blick fiel hinab in den bleichen Krater, in demſelben Moment aber hing ich an einer Zacke, die ich mit beiden Armen umſchlang.

Denn wie ein Donnerwetter sauste der Sturm von der andern Seite her und zischte und heulte wie ein Unthier, das sich an den Klippen und Kraterzacken rieb, die hoch und spitz in die blaue Luft empor starrten.

Wir duckten uns hinter ihnen, krochen, wenn der Luftstrom nachließ, wieder hinauf und schauten in den Krater und darüber weg aufs Meer, und zogen uns säuberlich zurück, wenn die Windsbraut wieder daher fuhr. Es war ein Viertel vor acht Uhr, hellster Sonnenschein, der Himmel ein blaues Meer voll Licht und eine unermeßliche Fülle undurchdringlichen Glanzes. Alle Wolken lagen tief unten wie festgebannt, als wären sie von weißem Blei geformt. Befanden wir uns im Winde, so klapperten die Zähne vor Kälte: sonst war es recht wohl auszuhalten. Der Thermometer zeigte in der Sonne 15 Grad; legte ich ihn auf den Boden, wo die Schwefeldämpfe quollen, so hatte ich 31 Grad.

Allmählich wurden wir mit der Oertlichkeit etwas vertrauter, und mein Reisegefährte, der sich viel mit Geologie befaßte, wußte nicht was er alles zum Andenken abhauen und mitnehmen sollte. Unmittelbar unter dem Kraterrand, an der Stelle wo man auf dem gewöhnlichen Wege dorthin steigt, finden sich links und rechts Löcher, etwa einen Zoll

breit, aus denen ganz heiße Dämpfe hervorströmen: dabei liegen kleine Schwefelkrystalle. Man nennt sie die Naslöcher des Vulkans. Nicht weit davon zur Rechten sind die Blöcke und Spitzen, aus denen der Kraterrand sich aufbaut, am höchsten aufgethürmt. Dort fanden wir, eingeklemmt zwischen Steinen, eine Schoppenflasche und darin einen Zettel, auf welchem zwei Engländer mit ihrer Namensunterschrift meldeten, daß sie am 25. September 1872 Vormittags $10^1/_4$ Uhr hier oben gewesen, und höchlich bedauerten, daß sie nicht mehr hätten schreiben können. Entweder haben die Herren, welche diese interessante Neuigkeit hier oben befestigten, zu viel Frost oder wie wir zu viel Sturm gehabt.

Unser junger Führer brach leichter Mühe am Klippenrand Blöcke los, die den ganzen Piton hinunter fuhren, Staub aufwirbelnd, hoch aufspringend, ganze Lagen von Geröll mit sich reißend, bis sie unten in weiten Sätzen über die Schneefelder der Rambleta schossen. Verfolgte man sie mit den Blicken und sah dann wieder über die Insel weg, so kam ein Gefühl, als hinge man hoch in blauen Lüften.

Die Insel selbst lag tief unten wie ein langer grauer Rücken zwischen weit verbreiteten weißen Wolkenballen. An beiden Rändern des Landes sah man wie über endlose Schneefelder weg, von Küsten

war nichts zu erblicken. Vor uns, um uns, über uns hatten wir die ungeheure Leere, die in solcher Höhe keines Vogels Fittig mehr durchmißt. So etwa muß die Erde sich ausnehmen, wenn man von einem Luftballon hinabschaut.

Ganz anders, wenn wir über die Kraterränder weg nach der andern Seite blickten. Dort war freier blauer Ozean, und man sah wie in einen weitgedehnten Halbring hinein, dessen innere Fläche langsam sich in die Höhe zog. In halben Umrissen zeigten sich daranhängend Palma und Gomera, die andern Inseln fast gänzlich von leichtem Dunst verdeckt.

Der Krater des Pik schien mir keine 200 Fuß tief. Auf seinem mit Geröll und Steinen bedeckten Boden, wie an seinen innern Seiten, brachen hier und dort Schwefeldämpfe hervor. Gewiß läßt sich ohne alle Gefahr in diesen Krater hineinsteigen: wir konnten es nur des wüthenden Sturmes wegen nicht bewerkstelligen. Es macht übrigens einen ganz unerwarteten, grauenhaften Eindruck, wie so hoch über den Wolken dieser bleiche Höllenschlund gegen den Himmel aufgähnt. Ein Dichter könnte sich vorstellen, hier habe der fürchterliche Tod seinen ewigen und uneinnehmbaren Ursitz, und reite daraus zu Zeiten hervor auf seinem gespenstigen Roß, um

würgend niederzufahren auf das blühende Leben da unten.

Mit noch mehr Interesse aber, als den jungen Krater hier oben, verfolgt das Auge den alten unten, der sich im weiten Klippenring um den Pik zieht. Ganz deutlich läßt er sich rings mit seinem scharfen beißlustigen Gebiß überschauen, ein Krater, wie gesagt, von ein paar Wegstunden Durchmesser. Man denke sich die Somma am Vesuv ganz um den Vulkan herum fortgesetzt, diesen Bergring aber viel höher und schroffer, und den Boden zwischen ihm und dem Aschenkegel mit gelbem rothem und grünem Geröll und mit kleinen runden Feuerspeiern besetzt, hin und wieder Lavafelder dazwischen: so wird ein ungefähres Bild dieses alten Teneriffa-Kraters entstehen.

Alles dies, was man hier oben sieht, ist voll tiefen schweren Ernstes, ist furchtbar und erhaben. Diese Bimssteinasche, der Staub von Jahrtausenden, — diese Lavaströme, welche des Berges bleiches Haupt wie schwarze Locken umdunkeln, — dieser Höllenrachen hoch in reiner Himmelbläue mit seinem ewigen Sturmesgeheul, — und dieser alte Krater unten, der im tausendmal vergrößerten Maßstab rings den Berg umstarrt, gerade als hätte er ihn selbst im Rachen, — alles das ist so groß und

gewaltig, so fürchterlich, als wäre ein Stück Urnacht hier stehen geblieben und plötzlich vom jungen Tag erhellt, — ein Stück aus jenen finstern und geheimnißvollen Zeiten, wo ganz andere Naturmächte, als wir sie kennen, miteinander im schrecklichen donnernden Kampfe lagen, und feurige Gase Rauch und schwarze Massen im wilden Gemenge die Lichträume erfüllten, die jetzt wie unendliche Abgründe von heiterem Blau ringsum niedergehen.

Ein erhabenes Schauspiel aber auf dieser Höhe ist zugleich unsäglich schön. Wenn man dorthin blickt, sind all die gräßlichen und ungeheuren Bilder wie verjagt und verschwunden durch dieses eine große, alles überwältigende Schauspiel des Ozeans, diesen wunderbaren Anblick, der wie mit Frieden und Stärke und geheimer Sehnsucht die Seele überthauet.

Ich will versuchen, doch ungefähr ein Bild davon zu geben.

Keine andere Stelle gibt es auf Erden, von welcher man ein so weites Meergebiet überschauen kann. Doch ist es nicht diese ungeheure Größe der Wasserfluth, was Sinn und Seele gefangen nimmt, daß man sich nicht wieder losreißen kann von solchem Anblick, sondern es ist die eigenthümliche Gestalt des Ozeans selbst. Ringsum steigt er ruhig, gleichmäßig in blauen Massen an, hoch an gegen den

Horizont, den er mit scharfer Linie ringsum schneidet. Man befindet sich wie auf dem Grund eines Colosseums, aber eines Colosseums, gegen welches das römische eine winzige Nußschale ist. Jeder der einmal an einer Küste gestanden, erinnert sich, wie die See vor seinen Blicken leise anstieg, so daß die Schiffer, was draußen vor dem Hafen liegt, die hohe See nennen. Besser noch, wer auf einer Küstenhöhe von ein paar tausend Fuß, z. B. von der Bocchetta vor Genua, aufs Meer blickte, wurde überrascht, als es vor ihm emporstieg und die weißen Segel auf dem blauen Grunde, wie Schafe an einer Bergkette, über einander standen. Nun, auf dem Pik von Teneriffa steht man nicht ein paar tausend, sondern gegen dreizehntausend Fuß hoch. Man überschauet nicht ein paar hundert Quadratmeilen der See, sondern fast sechstehalbtausend, so groß wie ein Viertel von ganz Spanien. Also, um so mehr man auf dieser Montblanchöhe vom Ozean mit einem einzigen Blick umfassen kann, um so höher erhebt sich sein Spiegel gegen den Himmel.

Mehr und mehr packte mich diese unbeschreibliche Größe und Erhabenheit. Wohin im Kreis ich blickte, überall dieses gleichmäßige sanfte Emporschwellen der tiefblauen Ozeansfluthen, ringsum zu gleicher Höhe im Lichtraum. Gerade daß das

Ungeheure sich so ganz einfach, in so reiner und schöner Linie darstellt, das wirkt so. Auf dieser Erde gibt es nichts Erhabeneres.

Acht Tage später, als ich in einer Gesellschaft davon erzählte, fragte mich Einer: ich möchte wohl gleich wieder hinauf? „Auf der Stelle," erwiderte ich, „wenn ich könnte." Und das war vollständig wahr: ich hätte, wäre noch Zeit dazu gewesen, sofort eine zweite Bergfahrt angetreten und hätte alle Mühe des Wegs gering geachtet gegen das wunderbare Schauspiel auf dem Gipfel. Ja es ergriff mich eine fast schmerzliche Sehnsucht danach, weil ich wußte daß ich es niemals wieder sehen würde. Immerdar bleibt es mir in der Seele stehn, wie ein ungeheures lichtes Alpenroth, und der geheime Wunsch, noch einmal im Leben bei Sonnenglanz auf des Teyde Gipfel zu stehn, wird nicht wieder verschwinden. Wenn jemand nur einmal in seinem Leben die wogende Majestät des Ozeans erblickt hätte, oder nur eine einzige Nacht die funkelnden Tiefen des Sterngewölbes über sich, würde er nicht all sein Leben lang daran denken? Damit verwandt ist aber jener Anblick von der Höhe des Teneriffa-Vulkans, welchen ich nur in leisen Linien anzudeuten vermochte.

Doch während wir da oben weilten, schritt die

Zeit unerbittlich weiter, und, — warum soll ich nicht gestehen, was von der Natur eines armen Menschenkindes einmal nicht abzustreifen? — nach recht viel Schönem und Gewaltigem, was man erlebt, kommt zuletzt ein ganz niederträchtiger Hunger nach irgend etwas, das gut zu essen und zu trinken. Also mußten wir, da es gegen halb zehn Uhr geworden, auf den Rückweg bedacht sein. Den Piton ging's hinunter wie im Sturmlauf. Dann aber kamen wir auf die langen heillosen Lavafelder, auf ihre glasscharfen Schollen, in ihre glatten Löcher und Rinnen, und wir fühlten uns allmählich erschöpft. Wohin man trat, faßte die Härte des Bodens gleichsam in die Fußsohle hinein, und wohin man sich setzte, war es wie auf scharfer Felskante. Wir brachen ein paarmal buchstäblich zusammen und meinten, jetzt könnten wir ohne Hülfe keine drei Schritte mehr machen. Allein wie bei Bergfahrten immer, ist man nur wieder auf den Beinen, so geht's doch wieder.

Die Lava aber hatte fast nirgends das Aussehen von Tauen und Gewinden wie auf dem Vesuv, sondern überall waren es schwarze Ströme, die mitten im lebendigen Fluß erstarrt schienen. Der Führer brachte uns auch zur „Eishöhle", einem dunklen Schlund, wohl hundert Fuß lang. Im Schatten

dieser Höhle hält sich Eis und Schnee den ganzen Sommer hindurch, und die armen Leute holen dann von hier das Eis, welches in Orotava die Maulthierladung zu einem spanischen Thaler, etwa fünf Francs, verkauft wird. Wir hätten unserm Führer gern diesen Umweg geschenkt.

Endlich gelangten wir zur Alta Vista herab, wo Piazzi Smyth, ein Edinburger Professor, vor bald zwanzig Jahren zwei Monate mit astronomischen Beschäftigungen zubrachte. Von seiner Wohnung stand nur noch ein niedriges verfallenes Mauerviereck. Engländer und Franzosen haben den Herren von Teneriffa angeboten, für ihre Naturforscher ein festes Häuschen auf der Alta Vista zu errichten. Mit spanischem Stolz wurde geantwortet: das werde man schon selbst besorgen. Bis jetzt aber haben die Caballeros Geld und Muth dazu in ihrer Tasche behalten. Der Edinburger hat über seine Pikstudien ein launiges und lehrreiches Buch geschrieben,*) das mit vielen Photographien geschmückt, im Buchhandel aber, wie es heißt, vergriffen ist. Der amerikanische Consul hatte es mir mit auf den Pik hinauf gegeben, und ich nahm es zur Hand, als wir endlich

*) C. *Piazzi Smyth*, Teneriffa, an astronomer's experiment or specialities of a residence above the clouds. London 1858.

wieder auf unserm Lagerplatz, der Estancia de los Ingleses, waren und uns zum Mittagessen hinsetzten. Da konnte ich die Beschreibung und Aussprüche des herzfröhlichen Schotten mit dem vergleichen, was ich selbst gesehen. Jeder sieht halt mit seinen eigenen Augen, und Engländer und Franzosen lassen gern ihren Stil ein wenig anschwellen, sobald sie nicht mit trockenen Beobachtungen sich begnügen.

Nicht weit über dem englischen Lagerplatze liegt der deutsche, die Estancia de los Alemanes, freier und anmuthiger als jener, aber vielleicht nicht so praktisch ausgewählt. Von wem unserer Landsleute er den Namen hatte, wußte man nicht zu sagen: wahrscheinlich rührt dieser aus Humboldts und Leopold v. Buchs Zeiten her.

Nachdem wir die Cañadas und das Bösland, das mal pays, das uns noch trockener heißer und brandiger vorkam, als am Tage vorher, durchritten hatten, brachten die Wolken, in die wir nun hinein geriethen, mit ihrem feuchten Schatten lang erwünschte Erquickung. Im Lorbeer- und Eriken-Wäldchen schien es, als zöge ein sanfter leiser Staubregen durch die Blätter. Alles athmete Frische und Waldluft, die Moosflechten glänzten im Thau, und die Finken und Drosseln schlugen um so lustiger. Als wir unter den Bäumen hervor kamen, lag

hellgrün und sonnbeglänzt tief unten das Ufergelände von Orotava mit seinen beiden braunen Vulkanen. Wir sahen es gleichsam unter dem Wolkenvorhang durchschimmern, und dahinter die herrliche Ozeansbläue. So vielgesegnet diese blüthenvollen Gestade sind, eine unangenehme Zugabe darf man doch nicht vergessen. Einen großen Theil des Jahres hindurch sind sie von Wolken verhängt, und diese Umhüllung wird vollständig nur in den heißen Monaten weggezogen.

Der Führer wollte bei Zeiten von den Höhen hinab und brachte uns auf kürzeren Wegen mitten durch Felder und Einzelhöfe, aber diese Stege waren mitunter so schmal und steil, daß man absteigen mußte und zu Fuße gehen. Das war mir höchst verdrießlich, weil es wieder und wieder meinen Halbschlummer unterbrach. Ich habe mir nämlich angewöhnt, auf langen Tagreisen, wenn ich will, auf dem Pferde zu schlafen. Man sieht dabei freilich die Landschaft noch stets wie ein dämmeriges Traumgebilde vorüber ziehn, gleichwohl erquickt es. Was aber ein rechter Schlaf sagen will, sollte ich merken, als wir gegen zehn Uhr wieder vor dem Gasthaus in Orotava ankamen. Ich fiel nur so in's Bette hinein, und habe mich in den nächsten zwölf Stunden sicher nicht einmal umgedreht.

V.

In's alte Weinland.

Kernerfrischt wachte ich auf, als es längst heller Tag war und es draußen mit allen Glocken läutete. Ich sprang auf und ans Fenster. Es war Gründonnerstag, auf diesen Inseln der größte Tag im Jahr. Auf der Straße wogte es von Landvolk, das in Festkleidern zum Gottesdienste zog. Ich war bald dahinter her, wurde in eine Prozession verwickelt, die hier nicht paar- sondern schaarweise daherzog, und trat mit ihr in die Kirche. Diese war ganz erfüllt von Glanz und Duft der Blumen, deren buntschimmernde Sterne und Riesenkelche auf den Altären und in der Schwarzhaarfülle der Frauen prangten. Die Weiber vom Lande kauerten im dichten Halbkreis auf den Boden nieder, mit ge-

kreuzten Beinen zwar, aber voll schönen natürlichen Anstandes: alle ganz weiß, denn sie trugen über den Kopf in langen Falten bis zu den Knieen die Mantilla von weißem Wollstoff, deren breite Ränder von Seide oder Taffet gleicher Farbe glänzten. Ihre Männer und Brüder umgaben sie, und alle hatten schöne weiße Gewänder um, denn zu diesem Tage war jede lange Manta frisch gewaschen. Die Städterinnen saßen zur Seite in Betstühlen, verhüllt in schwarzseidenen Schleiern, aus denen aber die lieblichsten Gesichtchen fröhlich hervorlauschten. In der Mitte hatte sich eine kirchliche Bruderschaft aufgestellt und hielt in Händen brennende riesige Wachslichter von rother Farbe. Auf dem Chore stand ein Klavier und daneben die Musik, welche die lustigsten Walzer und Arien spielte. Artete dies hin und wieder in etwas Bärenmusik aus, so entschädigten vollauf die Sänger, denn es waren weiche süße Stimmen und ein Tenor darunter so hell und klingend, wie ich auf keinem Theater Schöneres gehört.

Orotava ist in jeder Beziehung eine blüthen- und anmuthvolle Stadt, dabei voll ruhigen vornehmen Behagens. Mit Vorliebe wird sie vom großen und kleinen Adel aufgesucht, den die canarischen Inseln noch viel zahlreicher beherbergen, als Mecklenburg oder Münsterland. Ich wäre auch gern

dageblieben, fürchtete aber die Feiertage. Denn besteht auf diesen Inseln das gemächliche Leben von Herren und Damen schon das ganze Jahr über in Ruhe und Nichtsthun, so gibt es vollends an Feiertagen nur Kirchengehen und Schmausereien und statt belehrenden Gesprächs das ewige „Quien sabe!“ Ich schickte also nach Pferd und Diener, und ritt bald nach Mittag wieder weg, um, diesmal jedoch mit möglichst leichtem Gepäck, die schönsten Punkte der Insel zu besuchen, rund um den Teyde herum, der mit seiner Höhe von 13,000 Fuß alles beherrscht, wie ein König seine Diener.

Auf der Straße steckte mir ein Doktor aus Stettin noch eine Karte zu, die er selbst rasch entworfen hatte, mit genauer Angabe der Wege und Entfernungen und was sonst etwa für mich merkwürdig wäre. Denn von diesem Deutschen war fertig gebracht, was noch von keinem hier Gebornen: er hatte die ganze Insel zu Fuß umwandert. Er war die Herzensgüte selbst, ein beschaulicher Weltwanderer, der seinen philosophischen Querkopf schon durch halb Australien getragen und auf dieser Welt wohl nimmermehr zur Ruhe kam. Wehe dem Deutschen, der in seiner Jugend die starke Hand eines Erziehers entbehrte! Es ist ganz unglaublich, wieviel kräftige und eigenartige Naturen bei uns verderben. Im Sumpf und

Schatten amerikanischer Urwälder habe ich sie auf weiten Jagdzügen oft einen neben dem andern getroffen, wie sie da saßen in ihren elenden Hütten und die Noth durch die Dachlöcher schaute. Doch vielleicht hing ihr unselig Geschick damit zusammen, daß unsere ganze Nation ein unbefriedigtes Dasein lebte; denn das mußte sich oft gerade in ihren edelsten Söhnen bitter rächen. Anjetzo haben wir nationale Arbeit genug und übergenug.

Der Weg führte an der Küste hin, — am Strande kann man nicht sagen, — denn ein Strand besteht höchstens hier und da aus einem dunkeln Saum von Sand und Geröll von demselben schwärzlichen oder dunkelgrünen Basalt, wie dicht daneben die aufragende Felsklippe, um welche zischend die weiße Brandung schäumt. Die canarischen Inseln blicken wie steile Gebirgshäupter aus der See, die an ihren Flanken gleich mehrere hundert Fuß niedergeht. Auch unten auf Meeresgrund überdeckt die Fluth nur Felsenthäler und Riffe und Schlünde, zwischen denen nicht eine einzige Auster ein stilles Sandplätzchen findet. Was aber aus dem Ozean emporragt, gleicht nicht griechischen und italienischen Eilanden, wo Steilwände Felsmassen und grüne Berglehnen sich übereinander lagern. Hier steigt und starrt alles riffig und rundlich auf, jedes Thal

von tiefen Schründen durchzogen, jede scharfe Bergrippe wieder ausgefurcht unten und oben. Und dazwischen gähnen die weit aufgerissenen dunkeln Schluchten, von deren buschüberhangenen Wänden die Gewässer niederrauschen.

Die Felsmassen und Blöcke aber sind nirgends zackig oder spitzig oder säulenartig, sondern die Oberfläche zeigt sich knorrig und abgerundet, ganz wie Lava, die in ihren ehernen Wellen erstarrte. Wer den Aetna gesehen oder die Somma des Vesuv bestiegen, findet sich bei dem Anblick dieser Inselbildung von ihren Höhen bis zur Tiefe an die Lavaformen erinnert.

Zur Seite hat man immerfort, wie einen stummen Mahner, das gewaltige Wogen und Leuchten des Ozeans. Durch die ungeheure stahlblaue Weite schwillt und hebt sich Welle langsam auf Welle und sinkt in Millionen Lichtern und Funken langsam nieder, um die nächste Welle emporzutreiben, — alles so zeit- und regelmäßig, wie der Pendelschlag der Weltuhr selbst. Ich kenne keinen mächtigeren Ausdruck des unendlichen rastlosen Alllebens als dieses unaufhörliche Emporwogen und Abschwellen über den Ozeanstiefen. Zur andern Seite aber prangt das bunte strahlende Farbenspiel des Landes. Leicht röthlichbraun ist der Grundton, auf diesem Grund

aber ziehen und spielen Grün und Roth, Gelb und Grau, und hoch oben in lichter Himmelsbläue steht die Schneeweiße des Bergkegels. Alles ist voll Glanz und Farben, Felsen und Pflanzen und Baumlaub, und jede lichte Luftwelle darüber scheint beständig zu zittern und zu blinken. Dieser Schimmer aber ist sanft und weich, wie der leise blaue Duft über unsern Alpen am schönsten Sommertage, und der strahlende Aether, der jeden Höhenzug und jedes Riff umwebt, faßt Herz und Sinn mit unsäglicher Lieblichkeit. Ich begriff vollkommen, wie Seefahrer, die im Alterthum hieher verschlagen wurden, von glückseligen Inseln erzählten.

Ich ritt dicht unter einem der kleinen Rundberge hin, der Montañetas, die so charakteristisch sind für die vielgeschilderte Landschaft von Orotava. Hier saß am Wege das junge Weib meines Dieners, einen Säugling am Busen und begleitet von ihrer kleinen Ziege, einem der zierlichen und zutraulichen Thierchen, behangen mit langem gold- und schwarzbraunem Vließ, wie man sie nicht hübscher sehen kann. Die Frau reichte ihrem Manne mit natürlicher Anmuth das Kind zum Küssen, und dem ehrlichen Juan rannen dabei die Thränen über die Wangen, weil er sie vier oder fünf Tage verlassen sollte. Außer Kind und Ziege und ein paar Pfannen

und Töpfen hatten sie nichts auf Erden, was ihnen gehörte. Selbst ihre ärmliche, jedoch saubere Kleidung mußten sie noch abverdienen, und hatten aus Noth sich schon einmal acht Tage lang in einer der Höhlen, an welchen das Gebirge so reich ist, mit wilden Früchten beholfen. Bei alle dem sahen sie vortrefflich aus: die gütige Natur hat hier für alle eine offene Hand. Die Wurzel einer Farrenart und allerlei Krautsamen lassen sich in knappen Zeiten wie Getreidemehl verbacken. Auch läßt der Grundbesitzer die Armen ungebeten eine Wassermelone, ein paar Kürbisse, eine Handvoll Cactusfeigen und Knoblauch nehmen. Es gibt eben viele Tausende blutarmer Leute auf den glücklichen Inseln.

Juan lehrte mich die Namen der Bäume: Breso, Vinatico, Tejo, Vaya und Pinal. Was nicht Nadelholz ist, sieht, wenn es beisammen steht, sich ungemein ähnlich; denn alles Laub hat hier den leisen Schimmer und die Lederhärte des Lorbeerblattes. Unten am Meere gab es rothblühende Pfirsichbäume, dazwischen hie und da den schlanken Schaft einer Palme: oben kränzte sich die grün ansteigende Landfläche mit dem weißen Schmuck vollblühender Birn- und Apfelbäume. Allmählich lernte ich etwas Bescheid unter dem ganz ungewohnt mannichfaltigen Reichthum von Blüthen und Pflanzen. Die canarischen

Inseln sind wahrhaft Flora's Schmuckkästchen: sie hegt hier Juwelen, die nirgend anderswo vorkommen. Es wurde mir erzählt: es gebe auf Teneriffa Gomera und Palma Schluchten und Felsinseln besetzt mit den schönsten Gewächsen, die gerade nur auf dieser einzigen Stelle in der Welt zu finden. Ja, man müsse glauben, auf dem vulkanisch warmen Boden und in der eigenthümlichen Frische der Luft gingen, nie gestört durch Sturm und Regen, wie sonst nur in Treibhäusern durch des Gärtners Fürsorge, Vermischungen des Samenstaubes vor sich und in Folge dessen unerhörte Neubildungen; der Samen selbst aber werde vielleicht aus andern Welttheilen durch das fluthende Meer oder durch Zugvögel herübergetragen. Man wollte sogar wissen: wenn ein fremder Baum hier angesiedelt werde, so ziehe er unfehlbar die Gewächse seiner heimathlichen Stelle heran, so der zahme Kastanienbaum die Erd- und Brombeere und ein Farrenkraut.

In der That scheint hier in der Pflanzenwelt ein geheimes urweltliches Leben energisch zu wirken, wie vielleicht nur noch im tropischen Urwalde. Schon in Privatgärten zu Santa Cruz staunte ich über die nie gesehene Größe von Rosen und Jasmin, Veilchen und Tulpen, über den Schmelz ihrer Farben und

ihren oft betäubenden Wohlgeruch. In der Meeres-
zone sieht man Bananen Dattelpalmen Pistazien
Zuckerrohr, die rothen Früchte des Erdbeerbaumes,
und den seltsamen Drachenbaum. Höher hinauf
wächst die Erica zur Höhe eines Hollunders, und
die bläugrüne Todespflanze, die Euphorbie, bildet
weitgedehnte niedrige Wälder. Auch der Asphodelos,
die Hadesschattenmahnung der alten Griechen, fehlt
nicht.

Bei Realejo lag die geneigte Grünfläche von
Orotava hinter uns, und das Gebirge hing herein
in gewaltigen und reizenden Formen. Wohin das
Auge fiel, überall Landschaften in Salvator Rosa's
Styl, aber von des Ozeans Rollen und Blitzen um-
gürtet und von blauen milden Lüften und Meeres-
frische umhaucht, wie Italien nichts Aehnliches bietet.
Und wie hübsch sind diese canarischen Sädtchen
im Gegensatz zu den abscheulichen Schmutznestern
von altem Gemäuer und schwarzen Löchern, welche
schon den Südfuß unserer Alpen umringen. Und
erst wie herzensfreundlich, wie sanft und anständig
ist das Wesen all des Volkes hier. Inselbewohner
sind gewöhnlich sauber und gefällig: diese Canarier
aber sind gewiß das liebenswürdigste aller Insel-
völker.

Auf der Hauptstraße des Fleckens wallten wir

wieder Kreuze und Fahnen entgegen. Ich stieg ab und ließ betrachtend die Prozession vorüberziehen. Keines ging paar- oder reihenweise, niemand trug düstere Andacht zur Schau: wohl aber hielten sie alle gute Ordnung, ein schlichter frommer Sinn, ja eine gewisse heitere Würdigkeit war über diesen wandelnden Gottesdienst ausgebreitet. Woher aber hatten all diese hellbraunen Landmädchen die kleinen niedlichen Hände und Füße, diesen leichten und schwebenden Gang, dieses zutrauliche Auge voll spielenden Glanzes? Diese waren keine Spanierinnen mehr, das merkte ich deutlich, denn ich durfte mir schon zutrauen, das reine spanische Blut zu unterscheiden. Die räthselhafte Art und Natur der Wandschen (Guanchen), der Ureinwohner der Inseln, die erst vor wenigen hundert Jahren erloschen, fing an mich zu beschäftigen.

Als wir hinter Realejo den Berg hinanstiegen, wandte sich die Straße um ein Vorgebirge, das sich wie eine Felsgrotte über den Weg wölbte. Hier sprudelten kleine helle Bäche aus dem Gestein und rauschten und murmelten den Abhang nieder, um sich über die Uferklippen im weißblinkenden Schleier ins Meer zu stürzen. Wie das die Augen erfrischte, das klare kühle plätschernde Wasser in der argen Hitze! Blühende Frauen kamen vom Quell zu

schöpfen: mittelgroß, schlanken und feinen Wuchses trugen sie auf dem Kopf einen hohen Wasserkrug. Eine jede war von ihrer Ziege umspielt, Thierchen, die sich zu unsern Geißen etwa verhalten, wie ein wohlgekämmtes Bologneserhündchen zu einem Hofköter. Das Schönste waren drei Kinder, ein Bube und zwei Mädchen, die mehr unten am Bache saßen, kein Bildhauer könnte reizendere Formen hervorbilden. Wir baten die älteste, uns zu trinken zu geben. Da war es gar anmuthig, wie sie geschämig sich schürzte, mit bloßen Füßchen ins Wasser plätscherte wo es am reinsten war, und uns wiederholt die irdene Schale füllte.

Im Dorf Ycod, das zum Unterschied von der noch eine Stunde entfernten Stadt gleichen Namens Ycod el alto heißt und hoch auf einer breiten Anhöhe liegt, hielt ich vor einem der ersten Bauernhäuser, um seine Einrichtung zu sehen. Mit der größten Freundlichkeit wurde mir jeder Raum und jedes Geräthe gezeigt, und alles kam zum Vorschein, Frau und Töchter vom Hofe und Söhne aus den Gärten, und ein paar Nachbarn fehlten auch nicht. Die Leute waren ohnehin in festtäglicher Stimmung, und der beste Wein kam aus dem Keller, nicht ohne tiefes Bedauern, wie herrlich hier noch vor wenigen Jahrzehnten der Weinbau gedieh. All die Abhänge

waren damals von den edelsten Reben übergrünt, die nahe Stadt hieß Ycod de los vinos, und zahllose Fässer Weins rollten ins Meer, wurden von Schwimmern durch die Brandung gestoßen, dann mit Seilen aufgefischt und zu den Schiffen gebracht, die draußen auf hoher See warteten.

Es war nicht bloß der berühmte Sekt, der die Fässer füllte, sondern hundertmal mehr gewöhnlicher Landwein. Und wohin ging er? Nach Bremen und Hamburg, um von da an die weinreichen Ufer unseres Rheins zu wandern. Wie manche schöne Flasche Liebfrauenmilch und Hochheimer haben wir getrunken im seligen Glauben, es sei das lautere Rheingold, und war doch nur ein Blümchen von leichtem Moseler oder Pfälzer, wohl gemischt mit canarischem Feuer. Aber siehe da, an den romantischen Gestaden des Guadalquivir fing die Weinrebe an sich auszubreiten, nicht bloß um das vielgekochte Gebräu des Xerez oder Scherry zu liefern, sondern Wein nach Deutschland. Unsere Weinhändler, deren Schild nur die geringere Hälfte ihres Geschäftes deckt, hatten gefunden, daß der andalusische Wein so gut sei, wie der Canarier, und seine Fracht um so viel kürzer und billiger. Seitdem begrünten sich immer größere Strecken in

Südspanien mit Reben, und mehrten sich die deutschen Kaufleute in Malaga und allen spanischen Häfen am Mittelmeer.

Denn, — damit ich hier ein Geheimniß, eines der Ergebnisse meiner Völkerschau auf Reisen verrathe, — unter allen Völkern der Erde denken die Deutschen nicht bloß am meisten, sie lachen nicht bloß am meisten, sie trinken auch am meisten. Germanischer Durst ist urheimisch geblieben in deutschen Gauen, man trinkt hier erst Bier und dann Wein und von beiden viel. Deutschland ist der große Weinverschlinger: Frankreich Spanien Ungarn Italien und Griechenland, alle Länder liefern dorthin ab, während sie selbst mit eigenem Gewächs sich begnügen und einigen wenigen Sorten aus dem Auslande, die ein für allemal feststeben. Die Deutschen bauen am Rhein und Main und auch dahinten in Siebenbürgen selbst die edelsten Weine: aber verhältnißmäßig führt kein Volk so wenig von seinen besten Weinen aus, als sie, und nicht entfernt führt ein Land solche Massen geringen Weines ein, als wieder sie. Es ist das eine eigenthümliche Frage, dies ewige Feuchtigkeitsbedürfniß der Deutschen. Wie sehr der goldene Wein die Mitglieder dieser Nation anlächelt, zeigt sich auch darin, daß unter den großen Weinhändlern in England und

Spanien, in Frankreich und Ungarn es so viele Deutsche gibt.

So kam es auch, daß auf den canarischen Inseln der beste Ausfuhrartikel entwerthet war, sobald der südspanische Wein den canarischen von seinem Hauptmarkte, dem deutschen, verdrängte. Man gerieth in Bestürzung und wußte sich nicht zu helfen. Um das Unglück voll zu machen, stellte sich Jahr auf Jahr die Traubenkrankheit ein. Da schlichen Trauer und Sorge auch in die wohlhabenden Familien, bis in der Cochenillezucht endlich einiger Ersatz sich darbot. Erst seit Kurzem fängt man wieder an, Hoffnung zu schöpfen und wieder Reben in das warme Lavageröll zu pflanzen. Soviel ich davon verstehe, sollten sich all die sieben Inseln lediglich auf die Kultur des feinen Malvasiers verlegen. Dieser erwartet freilich sorgfältige Pflege und viele Mühe; allein es wäre dann doch ein Ausfuhrartikel wiederhergestellt, mit welchem sie alle Weinhändler der Welt herausfordern könnten.

In der Wirthschaft meines guten Freundes in Ycod el alto war alles klein bei einander, von eisenbeschlagenen Wagen und stattlichen Rossen und hochräumigen Scheunen keine Rede, — diese hat nur der deutsche Bauer, einerlei ob in Pennsylvanien oder Siebenbürgen, — aber es zeigte sich doch

auch nirgends die kleinliche Wirthschaft des Slaven, noch weniger die liederliche des Süditalieners. Getreidebau ist auch auf den canarischen Inseln die Grundlage, der zweite Werth gebührt dem reichlichsten und schmackhaftesten Gemüse, und beides wird angenehm umrändert durch eine Menge leckerer Früchte, wie Feigen und Bananen. Ich pflückte mir die saftigsten Orangen vom Baume. Schafe und Ziegen gingen durcheinander, auch ihre Milch wird zur Käsebereitung zusammen gegossen, die Wolle der Schafe aber schien mir grob und schmutzig. In einer Ecke des Hofes war ein Schwein mit einem Bein an einen Baum gebunden; das ist die Art, wie man hier Schweine mästet. Man braucht sie nur anzubinden, dann werden sie gleichsam von selbst fett, Jeder wirft ihnen Abfälle zu.

Die guten Canarier aber ließen mir keine Ruhe, ihre Sachen zu beschauen, und fragten nach meinem Vaterlande, ich sollte ihnen davon erzählen und wie mir ihr Wohnort gefalle: ob es nicht der schönste Flecken und die herrlichste Landschaft sei? ob irgend anders wo besseres Getreide wachse? Ich kannte schon die Schwäche der Canarier, daß Jeder auf seinen Wohnort stolz ist und gleich beleidigt, wenn man ihn nicht rühmt. Auch von Franzosen und Russen mußte ich erzählen, und meine Reisekarte

ausbreiten, und dabei kam das Geständniß, daß man in den Schulen auf Teneriffa gar wenig von der Welt lerne. Nach Spanien fragten sie gar nicht, als Angehörige dieses Landes bezeichnete sie hauptsächlich nur Sprache und Franzosenhaß: im übrigen bewährten sie in Bezug auf alles, was die pyrenäische Halbinsel berührte, eine auffallende Gleichgültigkeit. Und doch bilden die canarischen Inseln keine Kolonie, sondern eine Provinz von Spanien, und dieses Reich hatte, was Treue und Tapferkeit und stets bereite Aushülfe mit Geld und Mannschaft betrifft, keine besseren Söhne, als diese Insulaner. Die frühere lange Vernachlässigung aber, die kaum erschwinglichen Steuern, die unaufhörlichen Revolutionen, kurz das ganze Elend Spaniens machen auch ihnen sich schwer fühlbar.

Bei dem Abschiednehmen lief eine Katze vorbei mit abgehauenem Schwanze. Als ich darauf hindeutete, sagten sie lachend: sie machten es allen Katzen so, sie würden dadurch frömmer und häuslicher und brächten keine Krankheiten ins Haus. Und zum Wahrzeichen brachte einer zwei Kätzlein, die beide schon ihrer Schweifzierde beraubt waren. Könnte man doch manche böse Katze am Schweife packen und ihr mit raschem Beilhieb Tücke und Spukgeist austreiben! Besonders den falschen Seelen,

die sich und Anderen eifrig einreden, die Religion werde verfolgt, um jedes deutsche, jedes Heimathsgefühl so lange in der Brust zu ertödten, bis Rettung vom Auslande zum stillen Begehren wird.

VI.

Stadt Icod.

Diese war des reichen Weinlandes, das früher hier blühete, Hauptstapelplatz. Der Weg dahin streifte einen Zipfel vom berühmten Pinar, einem Fichtenwalde, der noch immer in einer Ausdehnung von sieben spanischen Meilen die mittlere Höhe von Teneriffa umzieht, während die ganze niedere Länge der Insel nur zwölf Meilen mehr beträgt. Ich ließ den Diener mit dem Pferde halten, und stieg zwischen den prächtigen alten Stämmen eine Strecke hinauf. Es war gar schön im Walde. Die canarische Fichte ist ein wahrer Prachtbaum: sie vereinigt die Schönheit des Laubholzes mit dem hohen Wuchs und dem würzigen Dufte der Tannen. Obgleich die Sonne sich senkte zum Ozeansbade, hallte der

ganze Wald noch vom Finkenschlag. Das Unterholz bestand aus Wald-Erica und Lorbeerbaum, und zwischen den Steinblöcken, die mit Moos und Flechten und Farrenkraut überzogen waren, schien hier eine malerische Gruppe. von Birken, dort von Tannen, und wieder an anderer Stelle von Pinien zu stehen. Es war aber stets nur die canarische Fichte. In Menge boten sich Stämme dar, die zwei Männer nicht umspannen konnten, aber auch weite Lichtungen und ohne allen Nachwuchs.

Der ganze weite Wald hat nur ein paar Förster. Die kleinere Hälfte ist unter Eigenthümer vertheilt; jede Ortschaft hat ihren besondern Theil; die größere Hälfte gehört dem König d. h. Jedermann. Jeder kann hauen, so viel er will, nur verkaufen darf er das Holz nicht. Alle sagten: der Wald gehe zu Grunde, und der Schaden sei unermeßlich, — im Stillen aber dachte „jeder: für mich und meinen Sohn wird's noch reichen. Es ist ein Stoff zum Nachdenken: in der ganzen Welt triumphiren jetzt die Waldverwüster. Selbst Deutschland, auch Bayern, auch Ungarn und Skandinavien darf man nicht mehr davon ausnehmen. Soweit ich auf meinen Reisen beobachtete, nichts war an allen Küsten, auf allen Inseln so gewiß, so gleichmäßig wiederzufinden, wie das Untergehen altbefestigten

Erbadels und des schönen alten Waldes. Sollte Beides etwa in gewissem Zusammenhang stehen?

Die Waldverwüstung aber hat noch eine andere und sehr ernste Seite. Trotzdem in unserer Zeit unvergleichlich mehr, als früher, geschieht, um die Wasserläufe zu regeln und einzudämmen, ist es doch zweifellos, daß Ueberschwemmungen stets plötzlicher und um so gewaltsamer und verderblicher auftreten. Stets häufiger werden bei langen Herbst- und Frühjahrsregen die Erdbrüche, die von den Bergen stürzen und Äcker und Häuser begraben. Was anders ist die Ursache, als daß im Frühjahr, wenn bei dem ersten warmen Regen der Schnee schmilzt, die Gewässer rasch von den kahlen Bergen abfließen? Moos und Bäume und die tiefe schwammige Walderde saugen sie ja nicht mehr ein und halten sie nicht mehr zurück. Ist das nicht auch eine Lebensfrage für's Land, mit welcher sich der Reichstag beschäftigen sollte? Nicht bloß die Staatsforsten bedürfen Schutz und Sorge, ein strenges Gesetz muß auch den andern Waldbesitzern entgegentreten, daß sie nicht niederschlagen und abholzen, ohne für genügenden Nachwuchs gesorgt zu haben. Es handelt sich ja hier um das allgemeine Wohl, um die Sicherheit und Gesundheit des Landes, und deren Bedingungen muß der einzelne Grundbesitzer sich

ebenso unterwerfen, wie den Anforderungen der Grundsteuer und der Weg- und Wasserbauten.

Der Mond, dessen Strahlen zwischen die hohen Wipfel fielen, mahnte den Wald zu verlassen. Da lag nun die wundervollste Mondnacht vor mir in der milden Klarheit des Südens. Wie könnte ich nur versuchen, ihren heiligen Zauber, ihre Majestät und Größe zu schildern! Bei uns, auch wenn der volle Mond am hellsten scheint, umfaßt der Blick immer nur eine kleine Welt: hier aber scheinen Himmel und Erde weit aufgethan, und der Gedanke fliegt auf hohen Schwingen. Zur Rechten lag der stille dunkle Glanz des Ozeans, noch immer leise sich hebend und senkend, wie ein Weltgeheimniß halbverhüllt, in dessen Tiefen eine ungeahnte Schöpfung schlummert. Zur Linken stand in sanften Umrissen, hoch unter dem funkelnden Sternhimmel leuchtend, der hellweiße Teyde, dessen Schneestreifen tief herunter gingen. Wie ein Geist stand er feierlich über uns in unsäglicher Erhabenheit. Die milde Luft war voll köstlichen Wohlgeruchs, und jedesmal, wenn wir wieder aus einer Schlucht aufwärts stiegen, wehte ein Hauch vom Meere kühlend dazwischen.

Als wir in die Nähe der Stadt kamen, zogen Gruppen von Leuten vorbei, Männer und Frauen,

weiß im weißen Mondlicht wie Nachtgespenster; denn auch die Männer trugen den weißen Mantel, der ein schlichtes langes Stück Wollzeug ist, das am Halse nur etwas zusammengezogen wird. Die abendliche Kirchenfeier müßte also, so dachte ich, schon vorbei sein. Eine lange dunkle Straße, welche durch die Stadt führte und nicht enden wollte, war wie ausgestorben. Endlich kamen wir auf den Marktplatz, und siehe da, von der obern Straße wogte eine Lichterfluth hoch herunter, viele Hunderte kamen mit Lichtern in den Händen, die kleinen Mädchen mit goldenen Flügeln und Blumenkränzen, die Straße lag voll hundertfältiger Blüthen, und mitten in der Prozession schwankte daher ein kleiner Berg von Rosen und Lilien und Lichtern, zwischen welchen das lebensgroße Bild des schlafenden Heilands lag. Ein strahlendes Blumen- und Lichterfest schien auf das Erwachen des holdesten Frühlings zu warten. Auf dem Markte wurde zweimal das feenhafte Gerüste niedergesetzt, der Priester sang einen lateinischen Vers, und dann fluthete der ganze Lichterstrom in die nahe dunkle Kirche hinein, während auf dem Thurme — denn Glockengeläute darf an diesem Tage nicht sein — auf das Schrecklichste gerasselt und geklappert wurde. In der Kirche hörte ich wieder die erschütternden Sätze des Klaggesangs Jeremias.

Wie schön, daß zur selben Abendstunde dieselbe Klage ertönt, soweit die katholische Kirche sich über das Erdenrund verbreitet! Die halbbraunen Bauernweiber aber mit den dichten dunklen Augenbrauen über dem Elfenbeingebiß standen oder kauerten umher mit dem Anstande von Fürstinnen.

Noch einige Augenblicke trat ich hinaus auf die Terrasse hinter der Kirche, welche aufs Meer schaute. Die Naturgewalt einer Mondnacht ist in dieser Gegend, wo man den Tropen so viel näher ist, so groß, daß man ein paar Schritte von Menschengruppen sich wie in tiefer Einsamkeit befindet. Als ich dann nach der Richtung ging, wo das Gasthaus liegen sollte, wartete schon ein Freund des Wirthes auf der Straße, mich zu bewillkommnen und an den bereits sauber gedeckten Tisch zu führen. Juan war, während ich zur Kirche ging, mit dem Pferde in das Haus gekommen, da hatte die geängstigte Köchin die Frau, und diese, da ihr Mann noch in der religiösen Hermandad (Brüderschaft) zu thun hatte, einen Freund aus der Kirche heraus gerufen. Bald erschienen auch der Hausherr, die Köchin, die Frau, eines nach dem andern stellte sich dar, den Gast herzlich zu begrüßen, obwohl das eigentliche Wohnhaus ein paar Häuser oben lag. Der Wirth und sein Freund, wohlhabende und gesprächige

Männer, bedienten mich nun auf das Freundlichste bei Tische. Es gab nur Fastenspeise: Sardinen, gräßlicher Stockfisch, Eier, Salate, Käse, der nach einem Stall voll Ziegen duftete und wie süße Milch schmeckte, ein guter Malvasier, und zum Nachtisch prachtvolle Bananen und die berühmten Ycoder Orangen, deren süßer Saft etwas Erregendes hat, wie Champagnerwein. Ich wüßte nicht, daß ich in Girgenti oder Jaffa, die ihrer Orangen wegen berühmt sind, so köstliche Orangen gegessen, und möchte wohl wünschen, ich könnte meinen Lesern zur Probe mit ein paar aufwarten.

Charfreitag wird auf den canarischen Inseln so hoch und festlich gefeiert, wie Gründonnerstag. Morgens früh schon standen mein Wirth und sein Freund vor meinem Bette: ich möge doch ja die Predigt und Prozession nicht versäumen. Nicht einmal den großen Drachenbaum ließen sie mich erst ansehen, ich mußte gleich mit ihnen. Da fand ich draußen vor der Stadt auf einem ummauerten Platze, dessen Höhe die Kapelle auf Stufen krönte, ganz Ycod versammelt, in der Mitte die Damen, ringsumher die Herren. Ich merkte bald, hier war das blaue Blut von Spanien vertreten, sowohl durch den Landadel als durch ein Patriziat, das noch von den alten guten Zeiten her in diesen Städten zahl-

reich sich einbürgerte. Die Ycoder rühmen sich, daß auf ihrer Stadtflur nicht bloß der feinste Malvasier und die würzigsten Orangen gedeihen, sondern auch ganz ausnehmend das Edelste und Lieblichste auf Erden: Frauenblüthe. Der Hausfreund meines Wirthes wollte ohne Zweifel, ich sollte mich durch den Augenschein überzeugen, und drang gleich bis in die Mitte des lebendigen Blüthenfeldes vor. Da mußte ich allerdings meinem Wirth, der drüben bei seiner Hermandad sich hervorthat, verständnißinnig hinübernicken, und seine Brust hob sich noch viel stolzer. Neben mir stand ein wahres Götterkind mit süßen unschuldigen Rehaugen, und es gab da noch viele Schönheiten, die vor fünf Jahren ebenso blüthenfrisch aussahen und jetzt mit dem stolzen, festen, ja etwas starren Blick der Spanierinnen umherschauten. Das Ergebniß aber meiner canarischen Studien in diesem Zweige vergleichender Völkerkunde ließe sich vielleicht in den Worten zusammenfassen: viel Adel und viel Fülle. — mit dem guten Rath dabei, um Himmelswillen sich mehr Bewegung zu machen. Eine böse Zunge würde vielleicht beifügen: man möge doch dann und wann ein Buch in die Hand nehmen.

Der Prediger, welcher nach den Gesängen am Altar vor der Kapelle auf den erhöhten Stufen erschien, hielt in der Hand ein Kruzifix und gab sich

so viele Mühe mit heftigen Worten und Geberden, daß alle Augenblicke das blaugewürfelte Schweißtuch zum Vorschein kam. Zuletzt verglich er sogar des Papstes Leiden mit Christi Leiden und hieb mit dem Cruzifix förmlich um sich. Seine Zuhörer aber schienen das einfach für sein Geschäft zu halten, kein Auge, das sich trübte, und als die ganze Versammlung aufbrach und in langer Prozession zur Pfarrkirche wallte, da gingen Herren und Damen in kleinen Gruppen und unterhielten sich wahrscheinlich von hübschen Stadtneuigkeiten. Mir aber stellten sich der Alcalde und noch zwei Herren vor; denn ich hatte im Gasthause nach dem Ersteren, an welchen ich empfohlen war, gefragt, und da meinten die Andern: ich müsse wohl auch an sie eine Empfehlung haben, und alle Drei ladeten mich auf das Freundlichste in ihre Häuser ein, zum Frühstück, zum Mittag, zum Abend. Es kann gar kein gastfreieres Volk geben. Hier macht es Freude und Ehre, ebenso einen Fremden zu bewirthen, als ihn weiter zu empfehlen.

Vor der Kirche entwischte ich und fragte mich durch nach dem berühmten Drachenbaum, welcher der größte auf der Welt ist. In Leibeshöhe können ihn acht Männer umspannen, an der Wurzel reichen nicht zwölf dazu hin. Er hat eigentlich nur die Form eines Binsenstraußes, aber das Einfache bei

dem ganz Ungeheuren macht einen angenehmen Eindruck: ein herrlicher Rest aus den Wäldern der Urwelt. Ycod besitzt auch eine Höhle, die eine halbe Stunde bis zum Meere niedergeht, wo sie sich wieder öffnet. Sie soll domartige Säle enthalten, mit Gebeinen der Wandschen besäet sein, und nach dem Volksglauben bis ins Innere des Terde sich erstrecken. Ich bin nicht darin gewesen, sondern machte, daß ich fortkam, ehe alles wieder aus der Kirche heimkehrte. In meinem Gasthaus — und es war doch wirklich eine — wollte man mir aber keine Zeche machen. Zuletzt hieß es: ich möchte geben nach Belieben.

Es ging nun an der Wand einer offenen Schlucht steil hinunter bis zum Meere. Schon von weitem scholl der Donner der Brandung, die mit schäumendem Wellenschlag das Küstenriff peitschte, soweit sich seine dunkle Linie absehen ließ. Das rollte und brüllte immer heran in so regelmäßigen Schlägen, wie eine ungeheure Stampfmühle, und hörte niemals auf.

Auf einem Hügel lag dort am Meer eine Villa, zu welcher eine Allee von hohen Cypressen führte, und das grün umbüschte weiße Wohnhaus war überragt von elf Palmen, zwischen deren hohen Schäften die prachtvollste Seebläue durchschimmerte, ein Bild

von Glück und Frieden mitten zwischen der Ozeans-größe und dem höchsten Vulkan.

Nie habe ich lockendere Landsitze gesehen, als an den canarischen Küsten. Hätte man hier beständig jene geistige Anregung, wie sie nur bedeutendere Geselligkeit geben kann, so ließe sich kein schöneres Leben denken. Freilich kommt auch noch das Klima in Rechnung. Denn schon vom Juli an verdorren Gras und Kräuter; im August fangen die Blätter an, durch die Hitze ausgedörrt von den Bäumen zu fallen; im September steht der Wald entlaubt wie bei uns im Winter. Alles ist dann grau und todt und ausgebrannt, und in der strahlenden Helligkeit, die alles umgibt, entwickelt sich eine Gluth, daß man nicht Wasser genug verspritzen kann, um die Luft ein wenig anzufeuchten. Dann aber kommt das Aergste, das sind die Winde aus den afrikanischen Wüsten, welche alles, was zwischen Himmel und Erde ist, mit bleichem Dunst erfüllen, bei Tag den Athem, bei Nacht den Schlummer nehmen. Dann werden die Nerven überreizt, das geringste Denken macht Kopfweh, und die Stunden bekommen eine qualvolle Länge. Wer es irgend vermag, entflieht zu einigen Stellen an der Küste, wo ein frischer Gegenwind von der See her sich einzustellen pflegt. Denn nicht selten wird selbst die höhere

Zone, von 2500 bis 5000 Fuß über dem Meere, auf welcher sonst immer die Wolken ruhen und das Laub beständig frisch und grünglänzend erhalten, von den trüben Gluthwinden noch entsetzlicher heimgesucht. So ungefähr lauteten die Schilderungen von Freunden, und sie waren ganz danach, um das lachende Frühlingsparadies und die bezaubernde Frische und Lichtfülle, die mich entzückten, mit trübem grauen Hintergrunde zu umziehen.

VII.

Garachico.

Von der Villa wendete sich der Weg seitwärts um ein Vorgebirge, und auf einmal lag da vor mir ein Schauspiel, wie es kein zweites gibt auf dem Erdenrunde. Von andern Orten in Teneriffa sieht man den Teyde stets von den Bergen und Höhen seines Erhebungs-Kraters umgeben, sie stehen um ihn her zu sechs bis achttausend Fuß hoch, und er selbst ist in ihr Halbrund hineingestellt wie ein regelrecht geformter Kegel. Hier aber stieg der Riese vom Meer auf in schlanker gerader Linie zu seinen dreizehntausend Fuß bis dicht unter dem Himmelsgewölbe, ein alles überwältigender Anblick, und doch, wie alles Erhabene, leicht faßlich in jedem Umriß. All die Hügel und Felsabstürze unten,

die Wälder und Lavaketten weiter oben scheinen nur das Gewand Sr. Majestät Pik de Teyde des Einzigen zu sein, und dieser Mantel sitzt wie angegossen. Wenn man sonst einem mächtigen Berg auf den Nacken gestiegen ist, verliert er sein Furchtbares: hier aber dünkte es mich selbst wie ein halbes Wunder, daß ich vor drei Tagen da ganz oben im Sturmwind an den gelben schwefeligen Zacken gehangen und in den bleichen Todesschlund hinabgesehen. Wenn man da ein gutes Fernrohr nach dem höchsten Kraterrand gerichtet hätte, wären wir anders, denn als dunkle Pünktchen auf der Spitze des Zuckerhuts zu entdecken gewesen? Und doch bedeutet auf dieser Erdballsweite die ungeheure Riesensäule des Teyde noch nicht eine ganz kleine Stecknadelhöhe, — und wie verschwindet sie erst im unermeßlichen Weltenraum!

Nur zu bald erschien das einst auf allen Meeren berühmte Städtchen Garachico. Hier war man später aufgestanden als in Ycod, denn ich traf noch die ganze Festversammlung im Freien vor einem Kapellchen. Vor dem Prediger standen kauerten lagerten die Andächtigen, die Frauen im hellsten Schmuck, die Kinder mit Rosen umkränzt. Es standen und hingen da Pyramiden und Gewinde von Blumen, dicht dahinter stieg das grünende Berg-

gehänge empor, und am Abhang unten rollte und brandete im weit ausgeschweiften weißen Bogen der Ozean am schwarzen Klippenrande. Ich schickte Pferd und Diener voran und trat zur Gemeinde. Der greise Prediger sprach mild zum Herzen, er hatte die schöne spanische Art zu predigen, in kurzen Sätzen voll Logik und Würde. Es war so still, man hörte das Knistern der Lichter und das regelmäßige gewaltige Taktiren der Brandung. War es die Größe der Umgebung, die mich so ergriff? Meine ganze Seele war voll Dank und Anbetung.

Mein Pferd sollte vor der Fonda stehen: ich konnte es aber nicht finden, bis zwei feingekleidete Herren kamen mir zu sagen, es sei erkrankt. Im Stalle fand ich es am Boden liegen, es konnte nicht aufstehen. Eine Gruppe Sachverständiger war bereits in lebhafter Erörterung der Ursachen. Offenbar hatte es sich in Ycod überfressen, und dem armen Juan stand die helle Angst auf dem Gesichte. Die Gesellschaft lud mich ein, sie einstweilen auf ihr nahes Kasino zu begleiten.

Da war denn bald die halbe männliche Aristokratie von Garachico versammelt, und alle wollten sie vom Kaiser Wilhelm hören, den sie den großen Sieger nannten. So hatten sie nämlich seinen Beinamen der „Siegreiche" übersetzt, und wir unter-

suchten, ob Alexander oder Cäsar oder Napoleon wohl so viele große Schlachten in so kurzer Zeit geschlagen und gewonnen hätten? Die fünf deutschen Siegesmonate werden allerdings einst in der Weltgeschichte roth hervorstechen, wegstreichen lassen sie sich nicht mehr, dies müssen selbst erboste Rumänen und Magyaren zugestehen. Auch hier auf dieser entlegenen Insel hatte die Erhebung des deutschen Volkes, die da plötzlich anschwoll wie ein alles mit sich fortreißender Bergstrom, alle bisherigen Anschauungen zertrümmert und seltsame Phantasien erzeugt. Auch in Garachico hatte man ein- für allemal ausgemacht: die Deutschen müßten nun alle europäischen Reiche über den Haufen werfen, und man hörte mir halb ungläubig zu, als ich auseinander setzte, daß wir rings um uns her feindliche und starke Mächte hätten; daß wir an deren vereinigtem Widerstand, wollten wir auf Eroberungen ausgehen, uns bald die Köpfe wund stoßen würden; daß wir auch gar keine Sehnsucht und noch weniger Bedürfniß hätten, uns weiter auszudehnen. Es schien aber nicht leicht, diesen Canariern den Glauben auszureden, dessen Aeußerung mich schon in Spanien verwundert hatte, nämlich der Deutsche Kaiser müsse Ordnung stiften dort wie in Frankreich. Ich gab ihnen zu: Deutschland sei wieder die tonangebende

Centralmacht Europas geworden, und vor allen andern Mächten müsse sein Reichshaupt möglichst Frieden und Ordnung überall fördern, zeigte ihnen aber, wie uns andere und schwere Aufgaben noch viel näher liegen.

Ich kam dabei auch auf die preußischen Kirchengesetze zu sprechen, und wie dieselben nothwendig tiefgreifend und in die Ferne wirken und früher oder später auf andere Völker übergehen müßten. Dies war ihnen nun ganz etwas Neues, und schien über die Maßen zu gefallen, und sie beredeten sich miteinander und stellten mir bestimmte Fragen über die Größe und die politischen Einrichtungen Deutschlands, über Holland, Bayern und Oesterreich. Wenn ich nun antwortete, nahmen sie mir gleichsam die Worte von den Lippen, und da mir im Spanischen öfter der bezeichnende Ausdruck fehlte, so hatte ich ein Taschenwörterbuch vor mir liegen, und sobald ich das richtige Wort gefunden hatte, riefen sie freudig: Eso es — „das ist es." Mit stillem Lächeln mußte ich dabei meines Katheders in München gedenken. Denn ein Professor, wenn er auf dem Katheder sitzt, muß sich unfehlbar fühlen; auch widerspricht da niemand, und die Gewöhnung daran läßt sich manchen Universitätshäuptern schon von weitem ansehen.

So unterhielten wir uns vortrefflich, bis es bald Mittag wurde, und da Nachricht kam, es werde mit dem Pferde schwerlich vor morgen besser werden, so wurden die Einladungen erneuert. Der Eine pries sein Landhaus im Gebirge der schönen Aussicht wegen; der Andere meinte, ich würde wohl lieber unten in der Stadt wohnen, um morgen früh gleich auf dem Wege zu sein. Ich folgte den Beiden, die mich zuerst angesprochen, und richtig fanden sich unter der Ladung Empfehlungsbriefe, die man mir in Santa Cruz und Orotava zugesteckt hatte, zwei an ihren Vater gerichtet.

Es war nun auch die Rede von dem fürchterlichen vulkanischen Ausbruch, der 1706 die Stadt gräßlich zugerichtet. Bis dahin war Garachico die vornehmste Stadt auf Teneriffa; denn sie allein besaß in einem Insellande, wo es überall nur offene Rheden giebt, einen ziemlich guten Hafen, der durch eine vorgelagerte Basaltinsel und eine Einbuchtung dahinter gebildet wurde. Die Insel, el Roque, ist noch da, und trägt etwas Weideland, — aber wie sieht die arme Stadt aus! Auf der einen Seite ist sie halb überschüttet von Geröll und hochgethürmten Lavamassen, auf der andern hat der brüllende Ozean zerstörend gewirthschaftet. Die Wuth der Elemente scheint auch gegen den traurigen Rest

von Garachico nicht besänftigt: noch in diesem Jahr hatte das Meer wieder ein Stück Mauer unterwühlt, bis sie zusammenstürzte.

Die Reisenden vor siebenzig Jahren schilderten begeistert, wie auf Teneriffa der immergrüne Gürtel des Waldbdickichts, der in halber Höhe sich breit um die Inselberge zog, im feuchten Glanz und Schimmer prangte. Ueber Garachico erhob sich gerade die herrlichste Laubwaldstelle, voll von Wild, die Cuesta del Guincho, auch die smaragdene Mauer genannt. Nun haben anderswo die Aexte und Hirtenfeuer den schimmernden Waldgürtel zerrissen und zerstört, daß nur noch hie und da Stücke hängen geblieben: hier bei Garachico aber traten schon früher an Stelle der grünenden Herrlichkeit todte Aschen- und Lavafelder, die sich auch über den größten Theil der Fruchtgärten legten. So verlor die Stadt ihren reichen Seehandel und Wald und Wachsthum mit einemmal.

Mit der ganzen Gesellschaft zog ich auf den alten Stadtthurm und überblickte die Landschaft. Wilder und seltsamer kann schwerlich sich eine andere darstellen, als Garachico mit seinen alten Kirchenterrassen Mauerlücken und einem kleinen grauen Fort, umgeben von braunen und schwarzen Lavafeldern, blühenden Gärten, weißgrün schäumendem Ozeansgewoge.

Meine Gastfreunde gehörten dem ältesten Adel der Insel an: sie zeigten mir ihr Wappen über einer Thüre des Forts eingehauen. Der schöne Landsitz von heute Morgen mit der Cypressen-Allee und den elf hohen Palmen war Familiengut. Auch ihr Stadthaus lag halb auf dem Lande, von weitläufigen Gärten umgeben, und herbergte in seinen Sälen glanzvolle Reste altspanischen würdevollen Behagens. Von Möbeln mit eingelegter Arbeit sah ich hier so kostbare Stücke, wie in Granada. Da ich von canarischen Volksspeisen gesprochen, so erschienen sie durch freundliche Aufmerksamkeit bei Tafel ebenfalls, damit ich sie kennen lerne, vor allem in mehreren Arten der Gosio der Wandschen, ein gedörrtes und geröstetes Mehl, das aus jeder Art von Getreide bereitet wird und noch die Hauptnahrung der Armen bildet.

Auch konnte ich mich hier über Mancherlei des Landbaues unterrichten: wie man Stricke aus den Fasern der Agave, und Pottasche aus der Barilla-Pflanze macht, wozu der Mastix nützt, wie der Sumach und andere Pflanzen die Farbstoffe liefern, und vor allem, welche Mühen der Nopal oder die Tunera macht. Wer in Süditalien oder auch nur an der Riviera di Ponente gewesen, hat öfter ein häßliches großes blaugrünes Cactusgewächs bemerkt

mit dickbreiten stachlichten Blättern. Dort baut man sie an felsigen Abhängen, wo doch nichts anderes fortkommt, der Früchte wegen, der sogenannten indianischen Feigen, die auch zu einer Art Laibbrod verbacken werden: auf den canarischen Inseln muß dieser Cactus den vornehmsten Ausfuhrartikel bringen, die Cochenille, eine häßliche Blattlaus mit rothem Saft. Denn hier, wo die Gewächse aller Zonen herrlich gedeihen, befindet sich auch jener Cactus vortrefflich, legt sogar die längsten seiner Stacheln ab. Freilich muß der Boden sorgsam ausgewählt und zubereitet, die Setzlinge müssen zwei bis drei Jahre lang von Insekten und Unkraut gesäubert, der Früchte entkleidet, bald gedüngt, bald bewässert werden. Dann müssen die Blätter wieder etwas welk gemacht und, nachdem die Blattläuse daran gesetzt sind und sich festgesaugt haben, wieder gekräftigt werden. Erscheint nach etwa drei Monaten die junge Brut, so werden die alten — diese ergeben später die beste Farbe — sorgfältig abgelesen, in einen Kasten gethan und mit Läppchen bedeckt und sorgfältig gewartet. Eine einzige Cochenille kann in weniger als vier Wochen eine Million Junge gebären. Ist Brut genug an den weißen Läppchen, so werden diese den Blättern mit Stacheln angeheftet, so daß ein Cochenille-Acker von weitem aus-

sieht wie ein Schneefeld. All die mühsame Arbeit ist nöthig, um die Blätter für die Insekten lecker und nahrhaft, diese aber fetter und dicker zu machen. Denn jede Cochenille saugt sich auf einer Stelle fest, und bleibt da in ihrer Trägheit Monate lang sitzen, bis sie mit einem künstlichen Messer abgelöst wird. Die abgelösten Insekten müssen endlich mit größter Behutsamkeit gesammelt, gedörrt, von Pflanzenstaub gereinigt und zum Verschicken verpackt werden. Die armen Frauen, denen hauptsächlich die Arbeit am Blatte zufällt, aber auch alle die den Boden behacken oder besitzen, denken mit Seufzen der schönen grünen Zeit des Weinbaues, wo sich der Cactus noch nicht in ihre Fruchtgärten drängte und mit seiner bläulichen oder blattbesteckten weißen Einförmigkeit ihre Wohnungen umringte.

Gegen den Werth, welchen jetzt die Cochenille für die Inseln hat, stehen all ihre Erzeugnisse weit zurück, Zwiebeln und Zwiebelsamen möchten etwa die zweite Stelle einnehmen, die dritte die Kartoffeln oder Papas, welche hier von einem Wohlgeschmack sind, den man anderswo gar nicht für möglich hält. Als vierter Artikel, der Geld ins Land schafft, darf der Wein genannt werden, dessen Anbau allmählich wieder zunimmt. Der übrigen Ausfuhrwaare ist noch vielerlei, es sind jedoch lauter kleine Artikel, die sich langsam vermehren.

Die Inseln haben ihre schlimmste Zeit hinter sich, sie erlebten sie vor etwa zwanzig Jahren. Hauptgrund war, daß sie in den allgemeinen Niedergang des Mutterlandes verwickelt wurden. Die Losreißung des spanischen Amerika, mit welchem ihr Handel am lebhaftesten war, schlug diesem tiefe Wunden. Die spanische Verwaltung lastete schwer auf dem Lande und hemmte insbesondere Handel und Industrie durch hohe Zölle. Das beste Land war in den Händen der Klöster und Stiftungen, oder durch Majorate dem Verkehr entzogen. Da fiel auf einmal die Haupteinnahme weg, welche der Wein lieferte, und die Cholera fing an zu wüthen, entsetzlicher als eine orientalische Pest. Viele Tausende flohen aus dem Lande des bleichen Hungers, des Elends und Sterbens. Seit die Häfen zu Freihäfen erklärt, die Cochenillezucht eingeführt, die Majorate aufgehoben sind, und seit die Canarier, der spanischen Revolutionen überdrüssig, anfangen mehr an sich selbst zu denken und ihre Geschicke, wenn auch noch so ängstlich, selbst in die Hand zu nehmen, bessern sich langsam die Zustände. Noch weit, weit liegt hinter der Gegenwart die einstige Höhe von Glück und Wohlstand, allein es herrscht doch kein Rückgang mehr, sondern ein, wenn auch noch so langsames Gedeihen läßt sich wieder bemerken.

Ich erkundigte mich nach dem Stande des Schulwesens. Da war wenig Tröstliches zu melden. Die höheren Schulen genügen noch etwa, wenn man sehr mäßige Anforderungen stellt, das Volksschulwesen aber liegt ganz darnieder. Viele Gemeinden und Einzelhöfe sind zu arm und zu klein, um selbst einen Schullehrer aufzustellen, oder zu entlegen, als daß sie ihre Kinder zu größeren Gemeinden in die Schule schicken könnten. Aber auch in den letzteren kümmern sich weder die mächtige Geistlichkeit, noch die lässige Gemeindeverwaltung, noch die Eltern selbst viel um Hebung der Schulen. Man beklagt das Uebel, bleibt aber zu lässig, als daß man ihm zu Leibe ginge. Das Erste müßte sein, allen Eltern durch Gesetz es zur Pflicht zu machen, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken. Vor einem so harten Gesetz aber schrickt man zurück, da wäre man ja nicht Herr mehr über den eigenen Familientisch. Gegenwärtig besuchen von 100 Kindern etwa 20 die Schule, und von 100 Erwachsenen können noch nicht 20 lesen und schreiben.

Unter solchen Unterhaltungen war der Abend gekommen, und das ganze Haus ging wieder zur Kirche. Nach der Predigt wurde unter Trauermusik und entsprechenden Geberden der todte Christus ins Grab gesenkt, gerade als führe man ein Theater-

stück auf. Nun folgte die Lamentation. Um zehn Uhr spät erhob man sich zur letzten Prozession von der Hauptkirche zum Nonnenkloster, wo die allerletzte Predigt war. Diese aber schenkte ich mir; denn ich hatte Tags vorher 3 Prozessionen und 2 Predigten und an diesem Tage 3 Predigten und 2 Prozessionen gehabt, und mehr kann man nicht verlangen.

VIII.

Buenavista.

Es war noch in dunkler Frühe, als ich unter den guten Wünschen des ganzen edlen Hauses mit neuem Pferd und Diener abritt; denn ich hatte einen langen Weg vor mir. Meinen armen Juan mußte ich zurücklassen, er sollte des kranken Thieres warten und es, sobald es anging, nach Orotava zurückbringen. Schon stand er am Wege und reichte weinend die Hand zum Abschied. Der Weg lief oben an der Küste hin. Unten schlug das rollende Meer ans Ufer, und brüllte wie ein Ungeheuer durch die Nacht hin, und in kurzen scharfen Stößen blies der Wind über die Gewässer. Ich dachte mit Grausen daran, wenn jetzt ein armes Schiff steuerlos diesem Gestade zutriebe, wie müßte es ganz zer-

schellen in diesem Dunkel und diesem Wüthen der Brandung. Und auf einmal, gleich als stürzte jähe Lichtfluth von Himmelshöhen und an den Bergen hernieder und vertriebe das flüchtende Dunkel bis zum äußersten Meereshorizont, so plötzlich stand der helle lichte Tag da wie ein strahlender Jüngling, der den blitzenden Nachtthau aus den Locken schüttelt.

Nun hob und dehnte sich das Gestade in allen Formen. In der Ferne schlich es in ausgeschweiften Bogen oder spitzen Landzungen ins Meer, zur Seite stieg es felsstarrend bis in die Wolken. Hatte ich nicht etwas Ähnliches gesehen am Strande von Amalfi oder an der sizilischen Nordküste? Aber hier wiegten sich hoch in blauen Lüften Palmen und Drachenbäume, standen auf allen Rainen rothblühende Pfirsiche, hingen und prangten an allen Felsen und Abhängen in hundert Farben zahllose Blumensterne Riesenkelche Orchideen und Schlinggewächse. Das war ja ein Frühling, welcher die Mutter Erde tausendfältig lachend und schwellend bekränzte. Italien erschien gering dagegen, etwa wie das Mittelmeer gegen den Ozean. Und hatten mich einst Italiens kosende ziehende Lüfte entzückt, in welchen die seligen Gestade wie in Verklärung standen, welcher seine Aether, welches paradiesisch

Liebliche athmete erst in dieser Luft auf Teneriffa! So süß und weich und schmeichelnd, so wohlriechend, so lichtstrahlend und jede Fiber erregend dringt sie Einem in alle Poren. Man fühlt gleichsam jedes Blutströpfchen in den Adern sonnig durchhellt, jedes Fünkchen in der Seele spielend in blitzenden Ideen.

Allmählich ging es hinauf zur Höhe von la Cruz, und oben stand ein alter Edelhof. Diese altersgrauen Landsitze nehmen sich vortrefflich aus, es umwittert sie etwas Patriarchalisches. Gewöhnlich sind ein paar Häuser und Häuschen eng ineinander gedrängt: das größte hat Altane nach der Straße, und Fenster und Gallerie nach dem Hofe. Darüber erhebt sich ein Thurm oder erhöhter Söller, und hochragende Palmen und Cypressen stehen regungslos in den Lüften. Selten fehlt ein Garten, in welchem man etwas von der buntfarbigen Blüthenfülle, die über diese Inseln ausgeschüttet ist, zu Sträußen und Gewinden verknüpfte.

Die meisten dieser Edelhöfe werden sich wohl nach und nach in Wohnungen für kleine Grundbesitzer zertheilen: ihre Zeit ist dahin, und mit ihnen schwindet eine besondere Eigenthümlichkeit der canarischen Inseln. Der Philosoph Locke hatte einmal für Virginien die allerschönste Lehnsverfassung ausgedacht, mit Herzogen und Grafen und Versamm-

lungen anderer Pairs. Auf dem jungfräulichen Boden Amerikas zerrann wie Schaum diese feudale Herrlichkeit: die canarischen Inseln sahen sie ins Leben treten im vollen Glanz altspanischer Würde. Die vielen kleinen Königreiche der Wandschen und die Abgeschlossenheit der Gebiete, in welche der Boden von Natur zerfiel, boten die Unterlage. Beinahe das gesammte Land wurde ab- und aufgetheilt in Herrschaften, 25 Marquisate und Grafschaften wurden errichtet. Der hohe Adel allein war Grundeigenthümer, fast jede Familie ihm grundhörig. Im Schatten der großen Adelsbäume erwuchs eine ganze Menge kleiner, und die canarischen Inseln wurden das adelsreichste Gebiet auf Erden. Nun kam die Gegenwart, und Handel und Industrie wurden Mächte, die, was ihnen entgegensteht, bezwingen, niederreißen, kein Erbarmen kennen. Städte und größere Gemeinden entwickelten sich zu Wohlstand und Freiheit, und ihre Bewohner haben, freilich erst in den letzten Jahren und begünstigt durch andere glückliche Umstände, es dahin gebracht, daß man die Axt an die Wurzel jener Erzherrschaften legte.

Die Erblichkeit ist aufgehoben. Die Majorate werden frei, entweder vollkommen in der zweiten Generation, oder zur Hälfte schon jetzt, oder auch sofort

wenn der älteste Sohn und Erbe stirbt. Es folgt daher mehr und mehr Vertheilung des Grundes und Bodens unter freie Eigenthümer, und in dreißig bis höchstens fünfzig Jahren wird es auf diesen Inseln keine großen Grundherrschaften mehr geben. Noch lange aber wird eine jede ihre angestammten Adelsgeschlechter behalten, der gemeine Mann mit Vornehmen nur mit der Mütze in der Hand sprechen und die Magd ihre Rede verzieren mit dem endlosen „Eurer Herrlichkeit zu dienen."

Noch länger aber und viel unglückseliger wird eine andere Einrichtung auf dem Land und seinem Gewerbe lasten: das Medianero-System. Wer Land hat, das er nicht selbst bebauen kann, oder noch öfter nicht will, gibt es an Pächter, die nicht etwa einen billigen Zins, noch weniger als hörige Bauern einen kleinen Theil der Erträgnisse, sondern die volle Hälfte entrichten. Die Medianeros sehen sich, wenn Mißwachs Krankheit oder sonst ein Unglück sie trifft, gleich in Noth und Kummer versetzt, eine kleine Schuldenlast wird unablösbar, steigert sich und drückt ihren Muth darnieder. Keiner von ihnen denkt daran, seine Kinder zur Schule zu schicken. Nicht in der Uebervölkerung des Landes, sondern daß es so schwer ist, eigenen kleinen Grundbesitz zu gewinnen und sich von seinem Erträgniß

etwas zu sparen, darin liegt die Hauptursache, daß auf den glückseligen Inseln die nackte Armuth so verbreitet ist. Verzehrten die Allerreichsten des Adels ihre Einkünfte hier und nicht in Europa, so möchte davon ihrem Stammlande vieles zu gute kommen.

In festtäglichen Kleidern sah ich Frauen und Mädchen des Weges kommen. Sie waren nach dem späten Abendgottesdienst bei Freunden in Garachico geblieben. Leichten schwebenden Ganges vertheilten sie sich links und rechts in die Felder, und auf einmal sah ich keine mehr. Es hatten sie die Erdlöcher aufgenommen, die man hier Häuser nennt: das nothdürftige Rohrdach, das sie überdeckt, fällt kaum ins Auge; man glaubt, es sei eine Vorrichtung um Ackergeschirr oder vorläufig etwas von der Ernte darunter zu bergen. Eine menschliche Wohnung hätte man nicht vermuthet. Das Hausgeräth ist so gering und ärmlich, wie die Hütte selbst, der Pflug ein einfacher Haken, der den Erdboden ein wenig aufreißt. Etwas aber ist sicher darin: ein festtäglicher Anzug für Frau und Schwester und Tochter, der von einer zur andern wandert an den großen Kirchenfesten, an welchen aller Gold- und Silberschmuck, der auf zwei Meilen in der Runde zu finden ist, zusammengesucht wird. Wenigstens doch

einen Feststaat zu besitzen, darauf richtet sich der Frau ernstlichstes Bemühen: ohne ihn würde sie sich wie ausgestoßen von der menschlichen Gesellschaft dünken.

Bald hinter la Cruz begannen die Palmen sich häufiger zu erheben, und als ich in die Nähe von los Silos kam, hatte ich einen auf Teneriffa ganz ungewöhnlichen Anblick, eine Art Ebene, die mit Getreidefeldern bedeckt war. Sie stieg leise an, und auf ihrer Höhe sah ich fern im Ozean etwas wie einen großen Bergring: es war die Insel Palma, die allmählich sich ganz abklärte. Unter mir lief eine ebene Landzunge ins Meer, die Punta de Buenavista, auf welcher ein prächtiger ganz vereinzelt stehender Bergkegel und eine saubere kleine Ortschaft sich abhoben. Jenseits schnitt eine hohe Kette alle fernere Aussicht ab, ihre scharf gezackte Linie schob sich weit in die stahlblauen Gewässer vor, Punta de Teno genannt, die äußerste Westspitze von Teneriffa. Zur Linken aber verheißungsvoll öffnete sich das Thal des Palmenwaldes, dessen Schönheit mir hoch gerühmt war.

In Buenavista besuchte ich das größte Landgut, auf welchem auch Kamele arbeiteten. Mit dem Besitzer, der mir freundlich die ganze Anlage und Bewirthschaftung erklärte, bestieg ich den Thurm, und

da breitete sich eine Rundsicht aus so groß und herrlich und farbenprangend, daß es ganz natürlich erschien, wenn, wie die Sage berichtet, die Conquistadoren (die spanischen Eroberer), als sie von der Südseite durch das Thal des Palmenwaldes herüber kamen, ausriefen: „O welch' schöne Aussicht!" (Buena vista!) Ringsum dehnte sich die Unendlichkeit des wogenden und blitzenden Ozeans. Auf seiner schimmernden Bläue erschien die Insel Palma als ein hohes Berghaupt, umzogen im Halbkreise von einer Hügelkette, die sich schön ausgestreift und gefältelt dem Haupte anschmiegte. Drüben gerade vor uns streckte sich die lang ausgezackte Punta de Teno, an welcher die Brandung kirchenhoch die weiße Fluth emporschleuderte, und trug auf der hohen Kette selbst noch einen seltsamen Gesellen, einen Berg wie ein Mönch gestaltet, daher el Frayle geheißen. Dann auf der ebenen Landzunge die einsam aufragende Vulkanhöhe, die Montaña de Taco, nach Silos hin ein rundgewaltiger Vorberg, dem Meer gegenüber die breitgrüne Oeffnung des hochansteigenden Thales el Palmar, in alles aber hineinschauend, gleichsam aus vertraulicher Nähe, das schneebedeckte Haupt des Teyde. Von solch einer Rundsicht zu scheiden wurde schwer.

Jenseits der Punta de Teno ist eine wüste

Gegend am Meer, wo die Lavafelder übereinander lagern und das Gestade Bündel von Basaltsteinen bilden, in welche die Meeresfluth Brüche und Höhlungen eingerissen hat. Wenn Sturm ist und die Wellen eindringen, so fährt die Luft mit gewaltigem Gebrause aus den oberen Oeffnungen der Höhlen, und das Gewässer donnert keuchend nach in Wassersäulen von hundert Fuß Höhe. Man nennt daher diese Stelle die Schnauber, Bufaderos.

Mir war der Umweg dorthin zu weit, und ich ritt daher das große Thal des Palmenwaldes hinauf, vor dessen Mündung Buenavista liegt. In langen Windungen zieht es sich hoch empor und ist reichlich bebaut: von Palmen aber habe ich auch nicht eine Spur mehr getroffen. Selbst alle andern Hochstämme sind schon niedergehauen, und man war wacker daran, auch die letzten Wurzelstöcke auszuroden und wegzubrennen. Was dann werden soll, wenn nur noch elendes Gestrüppe da ist und die winterliche Kälte einmal schärfer in die Hütten beißt, darüber wußte Niemand Trost zu geben. Die Reste des großen Fichtenwaldes stehen anderthalb Stunden von hier, und diese Gegend hat kein Recht mehr daran.

Da die Straße äußerst unwegsam war und ich den Diener mit dem Pferde voran gehen ließ, so

trat ich in ein paar Hütten ein. Nun, ich habe schon in schlechtern Indianerhütten geschlafen, aber viel besser waren diese auch nicht. Aus der Ferne erscheinen sie ganz wie kleine dunkelgraue Erdhaufen. Es ist unbegreiflich, wie das Volk darin noch so frisch und aufgeweckt aussehen, so viel heiteres Gemüth, so viel natürliche Anmuth bewahren kann. Suchte ich in Amerika bei Wilden Obdach, so empfing mich düsteres Schweigen der Bewohner, auch wohl Aufschrei und Flucht der entsetzten Kinder: hier kam man stets voll Freundlichkeit entgegen und fragte artig nach dem Begehren. Es sind einfache unverderbte Menschen, denen man gut werden muß. In einer Hütte wollte ich dem Hausherrn, der mir Wasser gereicht hatte, etwas Geld geben. Er aber wies es beleidigt mit den Worten zurück: „Wasser bezahlt man nicht." Die Frau nahm heimlich die Münze, indem sie mit einem rührenden Blick auf den Säugling sagte: „Für das Kleine."

Hinter diesen kindlichen Menschen steht gleichsam immer der Naturzustand, um sie wieder in seine weichen Arme aufzunehmen. Ließe man sie außer Zucht und Arbeit, gewiß sie würden zu sanften Halbwilden herabsinken, ihre Weiber aber fürs Erste sich wieder tief verschleiern. Es fiel mir öfter auf, wie diese es in der Gewohnheit hatten, sich das

Gesicht etwas zu verhüllen, besonders gern die untere Hälfte, als hätten sie sich von einer Sitte, wie sie drüben an der afrikanischen Küste herrscht, noch nicht vollständig losgelöst. An jungen Indianerinnen und Negerinnen habe ich wohl folgende Bemerkung gemacht. Solange ihnen Geist und Seele noch in der lieben Naturwildniß befangen war, kümmerten sie sich um ihre Gewänder eigentlich so wenig wie ein schöner Vogel um seine Federn. Allein so fein und edel ist die Natur des Weibes und voll so heiliger Scham, daß, vom ersten Hauch der Bildung kaum berührt, sobald es nur anfängt zu ahnen und sich zu besinnen, es sich über und über verhüllen möchte. Erst wenn christliche höhere Bildung eindringt, tritt das edle Antlitz mit den glänzenden Augen und Wangen, mit bewußtem Frauenstolz aus den Schleiern hervor, weil dann auf einer innern Gewissensseite eine Schrift leserlich geworden, wie in Wallensteins Lager des Jägers Reim von schön Gesicht und Sonnenlicht sie ausdrücken möchte.

Auf den höheren Thalhängen winkte mir von weitem ein grüner Wald: in der Nähe konnte ich nur noch die schwächliche Erica und den Lorbeerbaum finden, alles stärkere Holz war habgierig weggeholt und noch viel ärger hier gewirthschaftet, als in dem grünen Waldstreifen über Orotava. Dann

hob sich die Thalwindung aus Wald und Wildniß empor, noch einmal mußte das Pferd scharf ausgreifen, und damit war ich auf dem nackten Bergrücken, der fortlaufend sich zu der Kette fortsetzt, die unten an der Punta de Teno endigte. Hier aber auf der freien Höhe — ich mochte etwa sechstausend Fuß über dem Meere sein — faßte mich sofort ein alter Bekannter vom Gipfel des Teyde: das sauste und pfiff und stürmte wieder, daß man seiner Sinne kaum mächtig wurde. Ich sprang ab und suchte eilends einen gedeckten Platz. Denn die Aussicht war hier unbeschreiblich groß und prachtvoll, höchst eigenthümlich in all ihren Wundern. Ob wohl jemals ein europäischer Reisender auf diese Stelle hinter den Pik von Teneriffa gekommen? Außer einem Hirten, der eine verlaufene Gais sucht, versteigt sich ja kein Eingeborener bis zur Höhe dieser Bergeinsamkeit. Allgemach legte sich der Wind, die Sonne glänzte, und ich wurde nun der furchtbaren und doch theilweise so anmuthigen Schönheit inne, die mich umringte.

Ueber die Wellenlinien der Bergketten leuchtete auf beiden Seiten das Meer herüber. Drüben im Ozean schwamm Palma, eine feine schöne Linie wie in der Luft gezeichnet. Hier auf der andern Seite, dicht vor mir, hatte sich eine neue Größe erhoben, die

Insel Gomera, eine ungeheure gründunkle Pyramide von mehr als fünftausend Fuß Höhe. Ganz deutlich zackten sich die Riffe längs ihres Höhenzuges. Die Inseln und Gestade aber umfaßte in lichtfunkelnder Bläue der Ozean mit seinen gewaltigen und unermeßlichen Wogen, und zu Füßen fielen die Blicke weit hinab in eine grüne Schlucht, in deren Tiefen die Meerfluth blitzte wie ein Sternenhimmel von Smaragden, während sie die felsigen Ecken und braunen kleinen Steininseln mit blüthenweißem Schaum umkränzte. Wendete ich mich aber um, so hatte der Teyde da nicht mehr sein gefälliges Aussehen. Auf drohenden rothen und gelben und schwarzbraunen Vulkanen hatte er sich seinen höchsten Sitz erbaut, d. h. auf Bergkegeln von acht- bis neuntausend Fuß, er selbst noch ein Drittel höher. Man stelle sich nur ungefähr die furchtbare Majestät dieses Berganblickes vor neben dem weitschimmernden Meer da unten mit all seinen wundersamen Inseln und Küsten.

Vergebens suchte ich in meinen Erinnerungen nach einer ähnlichen Stelle in Europa, wo so große Linien der Landschaft vielfältig zusammen wirken. Ich wußte, es gab keinen Punkt wo ein Vulkan wie der Teyde, ein Inselberg wie Gomera aus der See aufsteigen, und doch war mir immer, als hätte

ich etwas nahe Verwandtes schon gesehen. Endlich fiel es mir ein, es war bei Taormina auf Sizilien, freilich der unvergleichlich schönsten Stelle in ganz Italien. Um des Gegensatzes willen in Natur und Menschen sei mir erlaubt eine frühere Aufzeichnung über Taorminas Umgebung herzusetzen, uralt berühmtes Kulturland gegenüber der einsam erhabenen Wildniß.

„Ich war in Morgensfrühe von Giardini den langen Zickzackweg, der nach Taormina führt, hinangestiegen und machte auf der Höhe angelangt mir den Tagesplan, und suchte über Landschaft und Wege klar zu werden. Mein Standpunkt war ein nackter Berg, der in's Meer hineinsetzte, gegenüber stand ein anderes schroffes Vorgebirge, auf dessen Rücken die berühmten Theaterruinen. Von dort zog sich in weitem Bogen herüber ganz unten in der Tiefe die Strandlinie und hier oben ein breiter ebener Rand, bedeckt mit Gärten in deren Mitte sich das jetzige Taormina aufbaut. Das Städtchen ist umkränzt von Mauerzinnen und überragt von seiner Burghöhe mit gebrochenem Kastell. Hoch darüber erhebt sich ein zweiter Bergkegel, gekrönt mit den stattlichen Ruinen eines Sarazenenschlosses. Und nochmal hoch darüber schaut von senkrecht starrem Felsenberg das Städtchen Mola nieder, wie ein Geiernest aus den

Wolken, einst von Abu Cassem gegründet, nachdem er Taormina, die letzte heldenhaft vertheidigte Christenfestung, grausam zerstört hatte. Das Alles ist eingefaßt vom weiten Kranz der seltsamsten Kuppen und Zacken eines Hochgebirges.

Zuerst stieg ich nach Mola hinauf, und brachte auf dem Wege wohl zwei Stunden zu. Oefter hielt mich die Betrachtung des Völkchens auf, das jetzt Leben in die Landschaft brachte. Burschen und Mädchen zogen vorbei, mehr hübsch als schlank, und wenn auch in Kleidung sparsam, doch sittig in ihrem Wesen. Sie eilten die Felsensteige hinunter zur Arbeit in Giardini. Die Mütterchen und Kinder trieben Ziegenheerden aus, und die Männer begaben sich mit dem Ackergeräth in die Gärten. Alles Volk war schon am frühen Morgen rege und arbeitsam. Je höher ich stieg und je mehr ich von Bergen und Burgen unter mich bekam, desto kleiner und übersichtlicher rückte Alles zusammen. Endlich war ich oben und es wehte mich an wie Alpenluft und Alpenduft. Wer sollte in dieser Höhe eine ebenso liebliche, als erhabene Landschaft vermuthen? Grüne Thäler gab es und kleine Ebenen zwischen den Berggipfeln, geschmückt mit Fruchtbäumen Weingärten und weidendem Vieh. Die Buben bliesen auf einer Art Schallmeien lustig in die Berge hinein.

Die Leute in Mola waren sehr freundlich, als freuten sie sich, daß ein Fremder auch einmal zu ihnen herauf kam. Einer näherte sich am Thorweg und sagte im schönsten Italienisch: er würde sich geschmeichelt fühlen, wenn ich bei ihm frühstücken wollte, er habe Milch und Kaffee und Eier, und seine liebe Frau sei auch schön. Das war sie wirklich, und während sie in einer Unzahl von Töpfchen mein Frühstück ans Feuer setzte, sah ich mir das Hauswesen an. Ein Haupterwerb bestand in Seidenzucht, wie sie über die ganze Insel verbreitet ist. Jede Familie hat eine Stube voll Seidenwürmer, welche auf Rohrhürden über einander die Maulbeerblätter verzehren, die man ihnen täglich dreimal aufschüttet. Wenn sie nach sechs Wochen ihre Cocons gesponnen, wirft man diese in ein siedend Wasser, um den Wurm darin zu tödten. Dann kommen die Händler von Catania herauf, und kaufen die Cocons nach Farbe und Gewicht. Eine Haushaltung kann sich dabei wohl fünfzig Piaster im Jahr verdienen. Mein Herr Wirth, der mir dies und anderes im Häuschen und Höfchen zeigte, brachte nach vielen Fragen glücklich meinen Namen Stand und Wohnort heraus, und nun wußte er nicht lieblich genug ein über das andere Mal zu wiederholen, welche wonnige Ehre für sein Haus meine „aller-

würdigste Persönlichkeit" zu bewirthen. Als ich bezahlen wollte, wehrte er es ab mit der Anmuth eines großen Herrn und sagte endlich, ich möge seinem Knaben etwas zum Andenken geben Nun bekam dieser statt der gehofften Piaster nur Taris: sofort änderte sich die Szene, ernst wurden die Mienen, verduftet war meine hohe Würde, nur die Hoffnung schimmerte noch durch, daß ich mehr geben könne. So sind diese feinen Sizilianer. Dem Manne war es wirklich Ehre und Freude, mich da oben gut zu bewirthen, er schien auch ein ebenso redlicher, als artiger Mann: Geld aber liegt dem Sizilianer hier und dort, wohin auch seine Gedanken wandern, als Stein des Anstoßes, über welchen er nicht hinweg kann.

Doch ich ließ es mich wenig kümmern, und als ich aus den Winkeln und Eckchen des Städtchens, zwischen denen es noch ziemlich arabisch aussah, mich herausgezogen, erblickte ich über mir die grauen Trümmer des Kastells von Mola. Es gelang, über einige Gartenmauern hinauf zu kommen, und da war ich nun recht auf der Höhe aller Herrlichkeiten. Wenige Reisende gelangen bis hierher. Die Namen, welche ich in dem Fremdenbuche bei dem Frühstückswirthe las, gehörten größtentheils Landsleuten. Denn die Deutschen, diese Allerweltsnaturen haben bei ihrer

vielen Fassungsfähigkeit auch den unruhigen Trieb, überall hinzuklimmen und zu forschen. Diese Stunde auf dem Molaschloß war mir eine der allerschönsten, die ich in Italien erlebte. Man hat auch in dieser Höhe über sich noch Berg- und Burggrößen, doch man wende ihnen den Rücken und schaue zum Meere hin. Wie wild wogen und werfen sich da die zackigen Sturmwellen des Gebirgs hinunter in die hellblaue Fluth! Dazwischen gähnen dunkle Schluchten, lachen grünende Thäler, schäumt tief unten die Brandung weiß um gewaltige Felsblöcke im Meere. Und hier und dort und allerwärts hängen und starren die malerischen Häuser und Burgtrümmer im goldenen Sonnenschein. Blicken wir links nach Messina zu, so steigen dort schroffe dunkle Bergkämme einer hinter dem andern, hoch darüber Kuppen Dome Zinnen, und noch in grauer Ferne glänzen Ortschaften und Kapellen auf den Gipfeln. Ziehen wir dagegen unsere Blicke über die lichte Meeresweite hinüber nach rechts hin, so steigt da in einer einzigen erhabenen Linie der schneeige Aetna empor, und gleichsam scheu zurückweichend vor seiner Hoheit dehnt sich unabsehlich die tiefe schimmernde häuserbesetzte Ebene. Diese Landschaftsbilder umfassen Alles, was groß und herrlich ist, Meer und Bergwildniß und Aetna, unten Palmen, oben glänzende Schneefelder,

dazwischen Rauchwolken des Vulkans, und die Mannigfaltigkeit der Thürme und Zinnen des Mittelalters. Und hinter all den normannischen und sarazenischen Burgzacken, o wie lieblich winkt da noch die schöne griechische Zeit, gleichsam tief im Hintergrunde der Zeiten noch ein mildes heiteres Aetherblau.

Eine gute Stunde mochte ich auf dem luftigen einsamen Kastell geruht und geschaut haben, da erspähte mich der Ortspfarrer und wandelte heran. Er kam, um des Platzes Ehren zu vertreten, auf die historischen Punkte aufmerksam zu machen, mich in sein Haus einzuladen. Ich mußte aber dem würdigen Manne entgegeneilen und für Alles danken, mich lockten noch die große Sarazenenburg tiefer unten, und das alte griechische Theater. In weniger als einer halben Stunde war ich hinunter und am Fuße des Schloßkegels. Einen Steg hinauf gibt es nicht anders, als wenn man ihn mühsam klimmend sucht zwischen Gestein und Gebüsch. Oben fand ich die weiten Ringmauern die Gewölbe und die feste Steinpyramide der Hochwarte noch gut erhalten. Gelagert zwischen duftigen wilden Blumen, niederschauend von der freien Hochwarte, genoß ich die dritte himmlische Ruhestunde in dieser einzig köstlichen Landschaft. Hier sah ich nicht, wie von Mola,

von oben hinein in den weiten Kranz von Prachtgebilden, sondern war gerade in ihrem Mittelpunkte. Auch änderte sich jetzt die Beleuchtung. Die Messinaberge färbten sich dunkel unter den Wolkenballen, welche sich in ungeheuern Heeren dort ansammelten, als sollte ein Wetter losbrechen. Von Kalabrien war nichts mehr zu sehen. Auch der Aetna hatte sich tief in Wolken gehüllt. Das Meer aber strahlte jetzt in wunderbarster Bläue. Sein weiter Glanz war so hell und gewaltig, daß mich beinahe Etwas wie Schwindel faßte, wenn ich niederschaute in dies blaue Lichtmeer, als hätte ich die unermeßliche blaue Himmelstiefe unter mir. Da zitterte es wie leises dumpfes Rollen durch die Luft. Es kam vom Aetna her, ich lauschte, noch zweimal schallte von dorther das dumpfe Donnern. Eine unheimliche Mahnung in dieser still leuchtenden Fülle von Schönheit."

IX.

Guia.

Hinunter von der Bergkette, welche das sogenannte Palmenthal von der Südseite Teneriffas scheidet, ging es wie in eine andere Welt. Der Wald hörte auf, immer spärlicher wurde das Gebüsch, die widerwärtigen bleigrünen Euphorbien ließen sich wieder blicken, und weit und breit war nur der trostlose nackte Rücklaß von vulkanischen Auswürfen. Der Steg aber zog sich ein paar tausend Fuß ziemlich steil hinunter, das müde Pferd konnte öfter keinen Halt finden und rutschte in dem losen Lavageröll ein paar Schritte abwärts. Zur Linken prangten ausgebrannte Bergkegel einer neben dem andern in allen Farben der Unterwelt, schwarz und bleich, grau und gelb. Endlich schimmerte in der

Tiefe und Ferne eine kleine graue Ortschaft mit ganz wenig Grün. Ich bekam eine Vorstellung von der Südseite der Insel, in welche ich hinabstieg: überall fahle und braune Berge und Schluchten, dazwischen in breiten Vertiefungen, wo sich Wasser sammelt und ein wenig Grün entwickelt, Gehöfte und Städtchen mit Orangen Feigen und Bananen, aber jedes dieser größeren oder kleineren Wohngebiete bleibt wie eine Oase umgeben von vulkanisch grauen Bergwüsten.

Unten kam mir eine Jagdgesellschaft entgegen mit Hunden und Frettchen. Sie wollten auf Kaninchen jagen, — wem's Freude macht, die einzige Jägerei, die sich auf Teneriffa lohnt; denn der wilden Kaninchen gibt es überall eine Menge. Die Herren ließen mich die Frettchen in ihren kleinen Kästen sehen. Jedes hatte sein Glöckchen an, um durch Klingeln anzuzeigen, auf welcher Stelle im Bau es sich befinde und das Wild springen werde. Ich meinte, die Kaninchen würden drüben auf der andern Seite wohl fetter werden, weil sie dort mehr Grün und Nahrung hätten, und einer der Herren war so gefällig, mir halb und halb zuzustimmen. Da schwoll einem Andern die Stirnader, und er wandte sich zu Diesem: „Wie, Señor, könnt Ihr das sagen? Ihr seid doch geboren und erzogen hier und nicht drüben. Hier hat ein Kaninchen die beste

Luft und Freiheit und muß stärker werden als drüben. Also meine ich." Ich merkte, daß ich auf der Südseite war, wo man sich hüten muß, Kaninchen schlechter zu finden, als die Bewohner der andern Seite sie haben.

Von dem Gleiten und Rutschen auf den halsbrecherischen Stegen war mein Pferd nachgerade ermüdet, und ich mußte in Valle San Jago eine Weile rasten. Die Ortschaft heißt noch eine Stadt, obwohl nicht tausend Leute darin wohnen, und diese müssen sehr genügsam sein. Es wurde mir zum erstenmal in Teneriffa schwer, etwas Gutes für Pferd und Menschen aufzutreiben. Die paar Häuser steckten mitten zwischen häßlichen Lavafeldern, und es gehört viel Entsagung oder auch bittere Noth dazu, hier auszudauern.

Der letzte Theil des Weges wurde etwas angreifend. Das Ab- und Aufsteigen in den schwarzen Schluchten wollte kein Ende nehmen, und der Diener brauchte, um das Pferd anzuregen, eifriger die beiden Namen, mit welchen der Canarier in der Anrede an sein Reitthier abwechselt. Ist er zufrieden mit ihm, so heißt es „Pferdchen": stürzt es aber oder wird müde, ruft er zornig „Pferd!" Da ist ein Slave oder Magyar doch viel sinnreicher in der Namengebung, und während jene Oestlichen sich mit ihren

Hausthieren Stunden lang unterhalten können, als wären es Brüder und Schwestern, wird der Romane gegen Pferd und Hund immer wortkarger, je weiter er gegen Westen hin wohnt.

Endlich in Guia, und zwar noch bei guter Tageszeit angekommen suchte ich erst die eine, dann die andere Kaffeeschenke auf, wo man Herberge finden sollte; denn ich war müde und wäre den Abend gern stille für mich gewesen. Aber da hieß es: sie beherbergten bloß geringe Leute, ich sollte zu dem oder jenem Vornehmen gehen. Ich ritt also die Hauptstraße zurück und hielt vor dem stattlichsten Hause, fragte nach dem Namen des Eigenthümers, und der Empfehlungsbrief an ihn fehlte nicht in meiner Sammlung. Der Hausherr fand sich alsbald ein, stellte mich freundlichst den Seinigen vor, und fragte, ob wir nicht ein Gläschen Wein auf seiner Dach-Terrasse trinken wollten, um dabei das Schauspiel des Sonnenuntergangs zu genießen? Es wäre Schade gewesen, wäre ich nur um eine Sekunde zu spät auf die Azotea gekommen. Der Feuerball tauchte fern im Ozean unter, über die weiten Gewässer zuckten glühend die rothen Blitze, und die Felsränder des gewaltigen Berges von Gomera flammten wie im gelblichen Lichte. Da der Horizont bis in seine äußersten Tiefen sich erhellte, so stieg hinter

Gomera auch Hierro auf, die Meridian-Insel Ferro unserer Karten. Auf der Landseite aber glimmte und funkelte es in bläulichen und violetten Lichtern auf allen Höhen, und als es dunkler wurde, zögerte, wo das Gebirge mehrere tausend Fuß steil empor stieg, noch auf seinen obersten Rändern ein blasser Widerschein.

Ich hatte gehört, daß von der Küste bei Guia ein Boot nach der gegenüberliegenden Insel Gomera nur zwei bis drei Stunden bedürfe; denn es sind bis dahin noch nicht fünf spanische Meilen. Dies wurde mir für den Fall guten Windes bestätigt: gleichwohl konnte ich nicht hinüber, wenn ich nicht acht Tage auf das Postschiff warten wollte. Die Stadt Guia lag auf dem Hochgestade über dem Meer, besaß aber nicht ein einziges Schiff, nicht ein einziges Boot. Wenn Jemand nach Gomera will, so wird am Strand ein großes Feuer angezündet, dann kommen nach einigen Stunden Leute von jener Insel herüber, wenn sie nämlich gerade Zeit und Laune haben. Da es aber in diesen Tagen stark vom Meere her wehete, hätte ich vielleicht mein Feuer anzünden können vom Morgen bis zum Abend, das Rufzeichen wäre doch nicht erhört worden. Seit einem halben Jahr war kein Mensch aus Guia drüben gewesen, und die Bewohner von Gomera besuchen diesen

Strand nur aus zwei Ursachen: im Winter, wenn sie Cochenille für die erste junge Brut holen, und außerdem, wenn Jemand bei ihnen nicht sterben mag, ohne zuvor einen Arzt zu fragen. Da man auf Gomera aber gewöhnlich in derber Gesundheit hohes Alter erreicht, so denken sie selten an einen Arzt, es sei denn, es bräche Einer Arm oder Bein und kein Schmied oder Schäfer könne mehr helfen. Es war inzwischen der Stadtdoktor zu uns aufs Dach gekommen, und erzählte, daß er erst einmal nach Gomera geholt worden sei, und das war vor zwei Jahren gewesen.

Daß eine Insel, die dicht vor Einem liegt und mit gewöhnlicher Barke in zwei Stunden zu erreichen ist, so unnahbar, hätte ich mir nicht träumen lassen. Gar zu gern wäre ich zu Gomeras Bergzinnen und zu ihren dunklen Urwäldern hinauf gestiegen; denn gehen auch beide nicht über fünfthalbtausend Fuß in die Höhe und ist auch Teneriffa fünfthalbmal so groß als Gomera, so hat diese Insel doch ihre ganz eigenthümlichen Reize. Ich hatte viel davon gehört. Sie ragt aus dem Meer wie ein einziger ungeheurer Felsblock, dessen Hochseiten noch ganz behangen sind von grünem wehenden Walde. Dort stürzen noch überall rauschende schäumende Bäche durch Wildniß und Wäldernacht, dort gibt es noch

tiefdunkle Schluchten, deren Inneres vom wuchernden Grün der Schlinggewächse überdeckt wird. Noch immer ruht etwas von der hehren Naturfeier des ersten Schöpfungsmorgens auf den Höhen dieser ächten Wildinsel.

Ihre untern Ränder aber, namentlich da wo die Schluchten zum Meere ausmünden, sollen gut bebaut sein, und dort der Träger der Cocosnuß hoch über die Dattelpalmen emporsteigen. Die Bewohner selbst wurden mir als ein ehrliches biederes Bauernvolk geschildert, das aber in der Abgeschlossenheit seiner Insel sich auch der Bildung verschließe. Sie müssen deshalb zu vielen Spottgeschichten herhalten. Und wie heißen bei ihnen die Teneriffa-Leute? Babilones — blinde Babylonier, die in Saus und Braus leben und ihr nahes Verderben nicht erkennen.

Mit meinem Gastfreunde mußte ich am Abend ins Kasino, das bereits vollgedrängt war von wohlgekleideten Herren, denen man den Frohsinn ansah und wohl auch das müßige Leben. Vor vierzig Jahren gab es erst wenige Häuser in Guia: seit aber die Cochenillezucht in Aufnahme kam, wuchs das Städtchen rasch bis zu 3000 Einwohnern und mehr. Einer meinte, es wären schon viertausend. Die Frage blieb dunkel, warum sollte man auch zählen? Wohl aber wußte man, daß von Hundert

der ärmeren Klasse jährlich einer oder zwei nach Caracas oder der Habana auswanderten, weil der Verdienst im Lande wieder abgenommen; denn das Pfund Cochenille kostet nicht mehr 5, sondern $2^1/_2$ Franken. Ueber dieses Unglück hatte ich schon wiederholt auf meinem Wege seufzen gehört. Man wollte nun auch wieder etwas von den Zuständen und Einrichtungen im neuen Deutschen Reich wissen, und nicht Wenigen schien es zu dämmern, als wäre Deutschland doch nicht ganz mit England zusammen gewachsen.

Ich aber warf eine Frage auf, die mir selbst nicht wenig am Herzen lag: wie man nämlich übers Gebirge nach Orotava komme? Der erste Diener, den ich mit dem Pferd in Garachico zurückgelassen, hatte mir versichert: er habe den Weg als Ziegenbub schon einmal gemacht. Allein da hieß es im Chor, vom Einen: solchen Weg gebe es gar nicht, — vom Andern: es sei unmöglich, ihn zu Pferde zu machen, — vom Dritten: ich brauche zwei bis drei Tage dazu, — vom Vierten: da müsse ich erst nach Adeje oder Chasna. Endlich entschied mein Hausherr: er habe auf seinem Gut im Gebirg einen alten Ziegenhirten, wenn der keinen Weg wisse, so wisse ihn Niemand. Dieser Mann solle mir auch das kräftigste Maulthier mitbringen, weil ein solches

Mühen und Entbehrungen besser ertrage, als ein Pferd. Auf meine Bitte wurde sofort ein Bote abgefertigt, den Alten mit dem Maulthier zu holen.

Der Doktor wurde, so jung er war, mit großem Respekt behandelt; denn so flüsterte mir Einer zu: der sei ein Gelehrter und könne fünf Sprachen. Er war aber aus Cadiz und lebte hier, ich weiß nicht mehr weshalb, in einer Art Verbannung. Mit ihm wanderte ich noch eine Weile umher. Die Luft war himmlisch, voll milder Frische und lieblichsten Wohlgeruchs, und die Sterne funkelten mit unsäglicher Gewalt. Ich lernte dabei Sternbilder kennen, die man in Europa nicht sieht, oder nicht beachtet. Auch führte mich der Doktor zu seiner Bibliothek von Klassikern verschiedener Völker, und äußerte klagend, daß auf so vielen Meilen in die Runde wir Zwei die einzigen seien, die von diesen Büchern etwas verständen.

Nach dem Abendessen kamen, wie es Brauch ist, die Onkeln und Vettern des Hauses, den Gast zu begrüßen, und ich glaube, die halbe Stadt gehörte zur Verwandtschaft. Da lernte ich wieder Manches über die Canarischen Inseln, und die Ansicht wurde allgemein getheilt: die hohe Cumbre — so heißt überall das hinter den Städten und Ortschaften, die sämmtlich aufs Meer schauen, aufsteigende Gebirge,

— sauge die Wolken auf die vom Norden herüber wollten, und deshalb sei die Südseite so trocken. Gebe es mehr Wald da oben, so würde man auch hier Wasser genug haben. Nun tragen jedenfalls die auf der Nordseite keine Schuld an dem Naturübel, allein die Stimmung in Guia schien mir derartig, als wenn wirklich das Gegentheil der Fall sein könne. O welche Thorheit! Auf dieser kleinen Insel von 41²/₅ Quadratmeilen und nahezu hunderttausend Menschen besteht ein so scharfer Zwiespalt zwischen Nord- und Südleuten. Sieht man auf der Landkarte das langgestreckte Teneriffa, so denkt man eher an eine östliche und westliche Abtheilung, als an den scharfen Unterschied zwischen Nord und Süd. Dieser ist indessen hier wirklich noch tausendmal mehr in der Natur begründet, als in Deutschland, dessen Volk, obgleich es das große Herzland eines in die Länge gestreckten und gegliederten Welttheils einnimmt, doch für sich selbst ein Viereck bildet, in welchem sich bloß Berg- und Tiefland scheiden. An den Seiten und Ecken haben freilich Uebergangsvölker genug sich angehängt.

Unter derlei Gesprächen war es ziemlich spät geworden, da meldete sich der alte Ziegenhirt, der mit dem Maulthier vom Gebirge gekommen war. In seinem Zottelumhang von Ziegenfell und mit stark

behaarter Brust stand Hans Stiefel — so lautete sein spanischer Name in Uebersetzung — auf seinen halbnackten Beinen da wie ein Mann, und blitzte unter den buschigen Augenbrauen hervor wie ein alter Gemsbock. Nur zu, dachte ich, mit diesem Führer kommst du schon durch. Die Tafelrunde aber beschloß: wir müßten für Thier und Menschen Lebensmittel mitnehmen auf zwei Tage, dazu eine Decke für die Nacht, wenn ich im Innern des alten Kraters stecken bliebe.

X.

Auf das Kirchendach von Teneriffa.

Es war ein prächtiges starkes Maulthier, das am frühen Morgen vorgeführt wurde, und wohlgemuth ritt ich das wilde Gebirge hinan. Am frischen Morgen, wo der balsamische Duft von tausend Wildkräutern mir entgegenwehte, war es ein anregender Gedanke einen Weg zu versuchen, den noch wenige Menschen gekommen.

Einen kleinen Vorgeschmack bekam ich gleich in einer fürchterlichen Schlucht, die zwischen schwarzen zerrissenen Basaltwänden sich allmählich aufwärts zog. Auf der Pfadsteile und zwischen dem Geröll und Gesteine, welches den Boden des Barranco bedeckte, stieg mein Reitthier so flink auf und nieder, als ging es auf mäßigem Berghang und grünem Anger. Als wir aber oben herauskamen, wo Korn- und

Cactusfelder sich zeigten, wollte es auf einmal links in ein Seitenthal. Denn siehe, da winkten die Orangenbäume, deren saftschäumende Frucht mir gestern Abend so sehr gemundet. Es war das Landgut des Gastfreundes, mit Gärten und Anbau eingesenkt in eine Vertiefung im Gebirge. Wir ließen es zur Seite, und als wir endlich die Höhen dahinter erreichten, da dehnte sich unabsehlich die Bergwildniß, aber schimmernd in lachenden Farben, als hätte der Frühlingsgott selbst sie angelächelt: so blühten und wogten und dufteten die Abhänge von bunten Kräutern und Gebüschen.

Eigenthümlich war jetzt der Rückblick auf das Meer. Gomera lag da unten wie ein ungeheurer Sarkophag, über welchen von oben herunter ein Teppich gebreitet ist in dunkeln Falten und unten zerrissen, — die Waldung. Ferro trat mehr und mehr aus den Nebelschleiern und lag zuletzt ziemlich klar im Silbergrau des Morgens. Palma aber blieb dunstig halbverhüllt. Doch es bestand auf dem Ozean noch eine Menge anderer Inseln, ganz deutlich zackten sich ihre Gebirge und zogen sich die Linien der Ebenen. Täuschung! Nur die Wolken und ihre Schatten bereiteten dieses Augenspiel, das sich fortwährend änderte. Ueberhaupt erscheint von solchen Inselhöhen der Ozean wie eine selbstgewal-

tige Macht, die ewig brauet und gestaltet und die Inseln wie zum Spiel vor sich her schwimmen läßt, jeden Augenblick bereit sie wieder einzuschlingen. Ganz anders stellt sich das Mittelmeer dar: da ist die blaue See nur die schmückende Umgürtung der Inseln und Küsten, und deren braune und violette Anhöhen sind nur die Pracht und Zierde der wogenden See.

Erhöht wurde die Gebirgsherrlichkeit durch die Waldreste, die man freilich schon stark gelichtet hatte. Hier und dort ragte noch ein riesiger Fichtenbaum in die blauen Lüfte, und von einem zum andern war der Boden dicht besetzt mit mächtigen Farrenbüscheln und leichtem Unterholz, das aber eine Höhe von 10 bis 15 Fuß hatte und über und über mit Blüthen behangen war. Da hob der Ginster sein windbewegtes Gewirr von gelben Stangen, der Escobone die zahllosen weißen Blumen, die süßer duften als rother Klee, der Codeso seine goldene Pracht, die wieder den Ginster ausstach, und schon ließen sich die blaßgrünen Leuchten der Retama blicken. Die Luft war ein einziger Wohlgeruch, wie nur in einem wohlbestellten farbenbunten Kunstgarten: jedoch im Hochgebirge hat dieser wehende Blüthenduft etwas Wildes und Erregendes, das gar köstlich anmuthet. Weithin zogen in dieser wonnigen

Einsamkeit, unter dieser lichtfunkelnden Himmelsbläue Blicke und Gedanken. Es war Ostermorgen, die hehre Feier alles dessen, was da verklärt und ewig wirkt im Weltall, der unsterblichen und erlösten Seele erhabenstes Fest, zu dessen Höhe nur das Christenthum sich aufgeschwungen.

Lange hielt ich Umschau in der weltlichten Bergwildniß und über den Ozean, der sie umringte. Dann ging es höher hinauf zwischen kahle Berge, deren Gipfel und Hörner hoch in die Lüfte ragen und an deren Seiten lange Geröllfelder niedergehen, roth und braun, grün und gelb. Leider kamen wir jetzt auch in die Wolken, der Himmel wurde grau, und der Wind peitschte mir die wässerige Luft ins Gesicht. Drei Stunden waren im raschen Aufsteigen von Guia her vergangen, da hatten wir die Kante der Cumbre erreicht.

Cumbre nennen die Canarier das Gebirge, das tief gefurcht an ihren Ansiedlungen empor und über dem bebauten Land immer höher steigt, bis seine Zacken und Riffe sich hoch am Himmel abzeichnen, gleichsam die Dachfirsten der Inseln. Die Ortschaften liegen gewöhnlich vor der Mündung der Schluchten oder Barrancos, wo die Berglehnen sich meistens weniger steil niedersenken. Die Barrancos aber gleichen Erdspalten, und zwischen den schwarzen

Basaltwänden sind sie gefüllt mit Wald und Grün und Grotten und Bachgeriesel. Das Gewässer, das silberhell und rauschend durch das dunkle Gestein bricht, und die angenehme Kühlung, welche sie durchweht, machen diese Schluchten zu einem wonnigen Aufenthalt, und man müßte sehr ermüdet hineinkommen, wenn man in dem Geklüfte nicht nach neuen und immer seltsameren Pflanzenformen umherblicken sollte. Fächerartig zerreißen die Barrancos das überall ansteigende Gebirge und scheinen bis in sein Eingeweide vorzudringen.

Ich befand mich nun auf der Höhe des Kirchendachs von Teneriffa. Es wurde nämlich schon in alter Zeit die Insel mit einem hohen langfortlaufenden Kirchendach verglichen, an dessen westlicher Ecke der Kirchthurm des Pico de Teyde emporragt. Unten an den Säumen des Daches, wo es ins Meer niedergeht, liegen die Ortschaften. An der nördlichen Seite sind sie dichter gesäet und gehen auch viel höher herauf. Dort verbreiten sich Grün und Saaten über Hänge und Ebenen. Wie arm ist dagegen die südliche Seite! Braun und trocken streckt sie sich von den Firsten des Daches hinunter, überall von vulkanischem Gerölle bedeckt: nur wo es Schluchten und Vertiefungen gibt, gedeiht eine Pflanzung.

Ich begriff jetzt vollständig jenen seltsamen und keineswegs schönen Charakterzug der Canarier, von welchem ich Tags vorher ein paar Beispiele gehabt. Jede Insel, jede Landschaft, jede Gemeinde hat ein so hohes Selbstgefühl, ist so sehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt, daß sie Jedermann, der laut eine andere Gegend vorzieht, gleich einen Verleumdungsproceß anhängen möchten. Nichts macht sie unbilliger und ungerechter, nichts erfüllt die Herzen mit solcher Bitterkeit, als wenn sie das Lob einer andern Insel Landschaft Gemeinde anhören müssen. Sie sind wie unglückliche Eheleute, die beständig in gereizter Stimmung leben. Diese Eifersucht erklärt sich nicht allein aus der Abgeschlossenheit der Inseln Landschaften und Gemeinden; denn in jedem Hause lebt ein ganz ähnliches peinliches Selbstgefühl, und ich möchte den Canarier sehen, der mit seinen Nachbarn nicht einen Proceß hätte oder nicht danach verlangte. Diese Eigenschaft harmonirt gar wenig mit der Herzlichkeit Höflichkeit Friedfertigkeit Verständigkeit Genügsamkeit und wie die andere schöne Hälfte der -keiten ferner heißt: ich glaube man muß den Grund tiefer suchen.

Sollte nicht auch darin noch die Natur der Vorfahren der Canarier zum Vorschein kommen? Man liest nirgends, daß bei der Eroberung auch die

Weiber todtgeschlagen worden, oder daß die fremden Soldaten Handwerker und Ansiedler sich Frauen mitgebracht hätten, und wo sich die Wandschen zum Christenthum bekehrten, fanden auch die Männer Gnade vor den Siegern. Aus solcher Vermischung ist, namentlich auf den Hauptinseln Teneriffa Palma und Canaria, das jetzige gemeine Volk hervorgegangen, und seine Gewohnheit und Gemüthsart mußte sich offenbar auch den bessern Ständen mittheilen.

Nun aber wissen wir von den alten Wandschen, daß sie in einer Menge kleiner Staatswesen zertheilt lebten, die beständig mit einander in Krieg und Fehde lagen. Die Streitigkeiten über die Weidegränzen hörten niemals auf, und Rechthaberei und Eigensinn war bei Häuptlingen und Stämmen so groß, daß sie lieber augenscheinlicher Gefahr entgegen gingen, als sich zur Abwehr zu verbünden.

Diese nationale Eigenschaft wurde durch die Natur des Landes außerordentlich begünstigt. Gomera ausgenommen liegt jede Insel ziemlich weit von der andern, die Landung ist fast überall durch Brandung erschwert, und bei schlechtem Winde, wie er oft Wochen lang anhält, müssen Segelschiffe ebenso lange umher kreuzen, ehe sie aus einem Hafen zum andern gelangen. Als die Eroberer im fünf-

zehnten Jahrhundert von Europa heransegelten, bestand durchaus kein Verkehr der canarischen Inseln unter einander. Jede dieser Inseln zerfällt außerdem von selbst in scharf getrennte Gebiete. Ein Hauptbergrücken scheidet sie in zwei Theile, wie die Nord- und Südseite von Teneriffa. Vom Hauptrücken laufen Aeste nach dem Meere aus und trennen die eine wie die andere Seite wieder in verschiedene Gebiete, deren Bewohner sich hier von der Brandung, dort von Schluchten und Bergketten umgeben sehen.

So hat sich die Abgeschlossenheit und gegenseitige Abneigung auf den canarischen Inseln verewigt, und darin, nicht bloß in der spanischen Gewöhnung an Plaudern Bedenken und Nichtsthun wurzelt auch der Mangel an Gemeinsinn, und die allgemeine Schlaffheit, wo es sich darum handelt, durch vereinigte Anstrengung etwas durchzusetzen. Sollte man es für möglich halten? Seit mehr als dreißig Jahren spricht alle Welt von einer Insel zur andern von einem Dampfschiff, das sie in die längst gewünschte rasche und regelmäßige Verbindung setzen müsse, und noch heute fehlt es.

Doch ich wende mich zur Landschaft zurück. Die Naturgestaltung ist auf den canarischen Inseln stets so machtvoll, so herausfordernd, daß man in ihrem Anschauen die Menschen und ihren Kram gleich

wieder vergißt. Der Vergleich Teneriffas mit einem Kirchendach und Kirchthurm gibt keine unrichtige Vorstellung, nur entspricht er nicht einer der größten und seltsamsten Erscheinungen auf der Insel und dem ganzen Erdrunde, dem alten Erhebungskrater. Man müßte nämlich hinzusetzen, daß der Kirchthurm an der Westecke nicht unmittelbar auf dem Dache aufsteht, sondern daß er aus der Tiefe eines ungeheuren Mauerrings emporragt.

Man denke sich einen Rundberg, der an seinem Fuß einen Durchmesser hat von sechs deutschen geographischen Meilen und ringsum gleichförmig aufsteigt. Auf seiner Höhe von etwa 8000 Fuß trägt dieser Berg eine Rundebene, die noch zehn Wegstunden im Umkreise mißt. Diese Hochebene ist plötzlich in ihrem ganzen Umkreis eingebrochen und tiefer als tausend Fuß ins Innere des Berges zurückgesunken. Die Wände des Einbruchs stehen steil ringsumher, sie bilden am Rande der Rundebene ein fortlaufendes Riff, einen ausgezackten Ringwall, hier von 1000, dort von 1500, ja 1800 Fuß Höhe. Man sieht, alle Maße gehen hier ins Gigantische. Die eingesenkte Rundebene ist der Erhebungskrater, die Theile des ausgezackten Ringwalls, der auf einigen Stellen zerrissen und unterbrochen, jedoch überall in seiner langhinziehenden

ungeheuren finstern Zackenlinie wohl zu erkennen ist, heißen die Cañadas.

Auf der einen Seite, und zwar im Ringwalle selbst, erhebt sich der Teyde, ihm gegenüber läuft auf der andern Seite der langgestreckte Rücken der Insel fort und trägt bloß den Namen der Cumbre. Der Teyde ist wie ein Monarch von einem Hofe großer und kleiner Berge umgeben, bald sind sie rundgewölbt, bald spitzrund. Ihren höchsten, den Pico Vieto oder Quebrado, könnte man wohl des Fürsten Großwessier nennen. Er steht ihm dicht zur Seite, und zwar bis auf eine Höhe von mehr als 9000 Fuß, und trägt auf seinem Gipfel ebenfalls einen gewaltigen Krater, aus welchem hauptsächlich die furchtbaren Lavaströme oder, sagen wir besser, diese Ketten von Lavabergen sich ergossen, welche jetzt den Erhebungskrater durchziehen und an einigen Stellen seinen weiten Klippenring durchbrechen. Man hat hier also drei Krater übereinander: 6000 Fuß hoch den alten Krater, 3000 Fuß höher den Krater des Pico Quebrado, und noch einmal 3000 bis 4000 Fuß darüber den Dampf- und Schwefelkrater des Teyde.

Von den Lavamassen aber, die sich im Innern des alten Kraters mehrere Stunden weit ausbreiten. macht man sich eine Vorstellung, wenn man liest,

was vor 168 Jahren geschah, als sie einmal nach der andern Seite hin hervorbrachen, nämlich dort, wo der Teyde schlank aus dem Ozean' aufsteigt. Dort kauerte ihm zu Füßen die alte Haupt- und Handelsstadt der Insel, deren Reichthum das Sprichwort Garachico — puerto rico bezeichnete. Sie stand auf dem Uferfelsen unmittelbar über dem Meer: die Schiffe konnten an die Güterhallen heranfahren, um Ladung einzunehmen. Auf der andern Seite umgab sie der herrlichste Wald, und stieg nieder bis zu den Wellen, und man konnte in der schönen Bucht von Garachico zugleich baden fischen und Wild schießen. „Am 5 Mai 1706," so erzählt Viera in seinen „Denkwürdigkeiten,"*) „brach in zwei Armen ein schauerlicher Strom geschmolzener Felsen und glühender Massen aus dem Gipfel des hohen Risco hervor, und stürzte sich urplötzlich, alles vor sich her zerstörend und in Asche verwandelnd, über die Stadt. Ein Arm verschüttete den Hafen, indem er das Meer zurückdrängte und nichts als einen selbst für kleine Boote beschwerlichen Felsstrand zurückließ. Der andere steckte die Kathedrale, die Klöster des heiligen Franciscus und der heiligen Clara und die ganze obere Straße in

*) Noticias III 355.

Brand, wo die schönsten Gebäude standen, von denen noch stattliche Ueberreste vorhanden. Kaum hatten die Bewohner Zeit und Kraft, aus dieser neuen Pentapolis zu entfliehen. Weiber und Kinder Greise Nonnen Kranke, die 'einen zu Pferd, die andern zu Fuß, noch andere an der Hand nachgeschleppt oder kriechend, entwichen, beladen mit dem Kostbarsten was sie hatten, schaarenweise nach Ycod. Der Schaden war unermeßlich und die Veränderung des Terrains schrecklich. Die „smaragdene Mauer" schien wie mit einem versengten Tuch behangen zu sein. Verschwunden waren die Weingärten, die Quellen, die Vögel, der Hafen, der Handel und die Bevölkerung."

Ich wartete in einer Ruine der Cañadas eine Zeit lang, ob sich die Wolken verzögen, welche tief unten das weite Kraterrund überdeckten. Zu Zeiten fuhr eine Windsbraut unter ihr bleichgraues Gewühle, dann traten da unten dunkle Lavaketten und weißliche Tuff- und Aschenberge hervor, und in weitem Bogen zog sich der düstere Zinnenkranz in die Wolken hinein.

Mein alter Ziegenhirt aber hielt es endlich an der Zeit und stieg hinab. Seine lange Lanza in der Hand schlüpfte er mit unglaublicher Behendigkeit um die Felskanten. Ueber die Schulter fiel ihm sein zot-

tiges Ziegenfell, und darüber hing der Brodbeutel, den er ebenfalls aus dem rauhhaarigen Fell eines weißen Böckleins hergestellt hatte, indem er Kopf und Beine an der Haut abschnitt und die Enden zuband. Der Mann war in seiner Gebirgseinsamkeit ein so prächtiger alter Wandsche geblieben, als noch irgend einer auf den sieben Inseln lebte. Mein tapferes Maulthier aber kletterte und rutschte ihm unverdrossen nach, bis wir unten auf dem Boden des alten Kraters ankamen. Hier wandte sich der Führer sogleich zur Rechten unter die steil aufstarrenden Riffe und Klippen, und schritt eilig an ihrem Fuß über Geröll und Steinblöcke dahin.

XI.

Durch den alten Krater.

Mit stummem Entsetzen schaute ich mich um. In meinem Leben habe ich etwas so Grauenvolles nicht gesehen. Das Auge verlor sich in der ungeheuren Ausdehnung dieser bleichen und grauen und schwarzen Stätte der Schrecken. Dies waren die Gefilde des Todes, wo kein Grashalm mehr grünt, kein Vogel mehr singt, kein Bach mehr plätschert, — alles starr todt regungslos, — alles unter dem Bann ehernen Schweigens. Diese Strecken sollten in ewiger Nacht begraben liegen: die finstern Geklüfte, die bleichen und gelben und rothbraunen Bergkegel, die nackten Ebenen und Schluchten dazwischen scheinen den lichten Tag nur zu verhöhnen.

So etwa würde unsere arme Erde aussehen,

wenn sie einst als todter ausgebrannter Planet durch die Welträume ziehen müßte. Sollte auch dann noch die gute treue Retama festhalten, deren bleiche ginsterähnliche Büsche ich allmählich mitten zwischen dem Lavageklüft entdeckte?

Jedesmal wenn ich durch die Thalwindung zwischen Trient und der Veroneser Klause fuhr, meinte ich die Urbilder von Dante's Höllenlandschaften um mich her zu haben. Man ist da rings umgeben von Abgründen und Bergsteile, und die starren Wände des Engpasses scheinen sich nimmer öffnen zu wollen. Ein Verbannter, und Dante lebte ja als solcher dort auf Schloß Lizzana, mußte sich hier in einem fürchterlichen Gefängniß fühlen, abgeschlossen von der lichten fröhlichen, ach ewig verlornen Heimath. Wie genau hat er den Bergsturz, die Slavini bei Marco, geschildert! Aber man photographire auch die Landschaften in der Gegend von Ala, und man wird überrascht sein durch ihre Ähnlichkeit mit Dante's Schilderungen. Wie aber, wenn der große Dichter hier im alten Krater auf Teneriffa diese nächtlichen Lavafelder, dieses gähnende Gewirr von anfgethürmten Schlacken und Aschenbergen, diese aufstarrenden sinnverwirrenden Felsgebilde Stunde auf Stunde durchwandert, wenn er sich von gelbrothen Vulkanen auf der einen, vom himmelhohen

düstern Zackenring auf der andern Seite umringt und gefangen gesehen, wenn er gar in den bleichen fürchterlichen Schlund da oben und seine bläulichen Schwefeldämpfe hineingeschaut hätte, — in welchen noch viel gewaltigeren Gestaltungen wäre das Alles aus seiner Phantasie wieder hervorgetreten!

Eine kleine Stunde nach unserm Eintritt in den Kraterring hielt der Alte vor einem niedrigen Loch, und sagte: das sei die Wandschenhöhle, el Tiro del Guanche. Da man in Guia davon allerlei gefabelt hatte, so hatte ich mir ein Licht mitgenommen, stieg hinein und zündete es an. Der beschwerliche Eingang ist nur noch einigen Ziegenhirten bekannt, und wird bald ganz verschüttet sein. Es geht gleich tief hinunter, unten spürt man etwas wärmere Luft, und am Ende, nur etwa hundert Schritte vom Eingang, sickert Wasser von den Wänden. Wie hoch die Decke, konnte ich nicht ermessen. Daß aber ihre alten Bewohner nicht das Geringste darin zurückgelassen, weder Gebein noch Scherben, es sei denn verschüttet, glaube ich versichern zu können. Klimmt man wieder zum Ausgang, so rollt das Gestein unangenehm entgegen. Wer aber einmal darin ist, wird schon sehen, wie er aus dem Loch wieder herauskommt. Ich aber fing, als ich etwas ermüdet wieder zu Tage kam, ernstlich an zu sorgen, ob

ich irgendwo zu Fuß oder zu Pferde über den Zackenring komme, der das innere Gebiet des alten Kraters wie ein scharf gezähntes Gebiß umstarrte, und zwar steilauf über tausend Fuß.

Weil nun reichlich vier Stunden seit dem Ausreiten aus Guia vergangen, so untersuchte ich, vor dem Grotten-Eingang gelagert, was in den langen Lederbeuteln am Sattelknopfe hing, und fand zu vielem andern Guten auch den Malvasier und die Orangen von gestern Abend wieder. Diese Orangen hatten die fast eisige Frische der Ycoder, schmeckten aber noch viel süßer. Für die Pflanzenwelt sind ja die canarischen Inseln ein wahrer Paradiesgarten: nirgends in der Welt gibt es so vielerlei und so zartes Gemüse, selbst Quitten schmeckten hier vom Baume gut, und was Birnen betrifft, so habe ich nur einmal so feine gegessen, nämlich im schönen Garten eines Freundes am Gardasee.

Das war im letzten September gewesen, als ich mit meiner Familie zu Torbole auf der Sommerfrische wohnte. Und jetzt im April, am hohen Ostertage, saß ich vor der Wandschenhöhle im Schlunde des alten Teneriffa-Kraters, und kam mir vor, als wäre ich von meinen Lieben nicht durch ein, sondern durch zwei Weltmeere getrennt. Denn es meldete sich auch wieder der stürmische Wind,

mit welchem ich vor ein paar Tagen oben am Teyde so viel zu kämpfen gehabt. Das pfiff und heulte, rasete zischte und rollte zwischen den Riffen und Klippen, als wäre die ganze Hölle los. Nun war ich hier allein in dieser unabsehlichen nackten und finstern Bergwüste, allein mit einem wunderlichen Alten, welchem ich mich nur schwer verständlich machen konnte. Ich fragte ihn, wie weit wir noch bis Orotava hätten. „Bis zur Nacht", lautete die Antwort. Durch weiteres Fragen brachte ich heraus: es könnten noch acht, auch zehn Stunden Wegs sein. Dieser wird nämlich dadurch so lang, daß man zwischen den ungeheuren Lavaketten, die vom Teyde herunterkommen, bald sich durchwinden muß, bald sie umziehen, indem man sich dicht an den Kraterwänden hindrückt. Nun aber die vier Stunden nach Guia zurückreiten und dann wieder um die halbe Insel herum, das wollte mir nimmer in den Kopf: ich wäre dann auch sicherlich zum Postschiff nach Palma viel zu spät gekommen. Weil aber der Mensch leicht umgestimmt wird und viel ertragen kann, wenn er etwas Ordentliches gegessen und getrunken hat, so brach ich auf und blieb meinem ersten Vorsatz getreu.

Der Weg zog sich erst im Halbrund weiter an den Kraterwänden hin, dann wandten wir uns

von diesen ab und kamen über eine weite Ebene, die mit gelblichem kleinen Bimsstein-Geröll bedeckt war, gleichwie mit Getreide. Im Winter ist diese Fläche offenbar ein See: wo kleine Erhöhungen sich gebildet hatten, die dann aus dem Wasser hervorragten, standen Retamas darauf. Zwischen den Zinnen und Hörnern der Cañadas erblickte ich jetzt an einigen Stellen Schnee, und seine Weiße that, schon als Abwechslung in der grauen rothbraunen und schwärzlichen Umgebung, dem Auge wohl. Der Sturm brachte zur Abwechslung Regen Hagelschauer Sonnenlächeln und wieder graue Wolkenwirbel, und weil es die Jahreszeit war, mußte ich daran denken, wie arges Unwetter mich im deutschen Gebirge peitschte, wenn ich vor Tages-Anbruch der Hochpfalz oblag. Hier aber war an kein lustiges „Gsangl“ des Auerhahns zu denken, überhaupt an keine andere Jagd, als auf wilde Kaninchen, deren Wechsel sich in dem feinen Gerölle hin- und herzogen. Wovon aber diese Hasenart, da sie nichts als die harten Retama-Stengel hat, sich nähren mag, scheint mir ein Räthsel. Und wunderlich bleibt es doch, daß in diesem ausgebrannten Krater, 7000 Fuß über dem Meere, noch dieses spielende Thierleben vorkommt. Im Sommer, wenn die zahllosen Retama-Büsche ihre kleinen weißen und duftigen Kelchreihen

öffnen, bringt man auch Bienenkörbe herauf, deren Insassen sich an den honigreichen Blüthen eine Güte thun.

Das ungeheure Gebiß, das in den Lüften hoch über uns gegen den Himmel blökte, fing auf einmal an, sich nach dem Innern des Kraters hinzuziehen, bis der Weg völlig gesperrt war. Mit Bangen sah ich an der schroffen Höhe 1000 Fuß oder mehr hinauf, und fürchtete schon, jetzt seien wir wirklich verirrt. Wo aber das schärfste Indianer-Auge nicht den Schatten einer Spur gesehen hätte, da stieg der Alte einen Berg hinan, dessen eine Seite ganz hellgrüne und die andere ganz rothgelbe Metallfarbe zeigte. Etwa zwei Stunden war ich, seit wir die Wandschenhöhle verließen, ohne einen Augenblick anzuhalten, geritten: da war die erste Riffhöhe erreicht, bald darauf ein Wasserbrünnchen, nicht eine Quelle, sondern ein Becken, in welchem sich das abrinnende Wasser sammelt und abklärt, von der Farbe der Umgebung los Azulejos genannt; denn hier hatte der Berggeist sein rothbraunes Felsengewirr mit einem dunkleren bläulichen Anstrich versehen.

Wenn ich aber vermeinte, jetzt sei die Noth überstanden, so kam erst die ärgste. Ich war nun mitten in den Cañadas, und sollte lernen, was sie für eine gräßliche Bergöde sind, was sie für beiß-

lustige Zähne haben, welch abenteuerliche Geklüfte und wie viel tückische Schlünde und Abgründe. Das einzige Anziehende war das Spielen des metallischen Glanzes, in welchem die haushohen Basalt- und Lava-Blöcke prangten, zwischen denen und über denen die halsbrecherischen Steige sich hinzogen.

Anfangs hielt ich mich noch tapfer zu Pferde, obgleich es Felsbastionen hinanging, an deren Härte und Steile, sollte man denken, auch das schärfste Hufeisen nicht eine Sekunde hätte haften können. Wenn ich aber anhielt, blickte mein Alter sich um und nickte mir grimmig zu. Dann zog ich die Beine zum Sattel, und es ging hinauf und herüber. Zuletzt aber dachte ich doch: lieber mögen die Kniee brechen im Klimmen als das Genick im Stürzen, stieg ab und bemühte mich, so gut ich konnte, wenn auch die Hände am stahlharten Gesteine sich blutig rissen, dem Führer zu folgen. Denn wie ein Unsinniger stürmte er weiter, und das Maulthier hatte die Nüstern immer dicht auf seinen Fersen, und wußte sich zu winden und zu drehen wie eine Katze. Blieb ich einmal etwas zurück, so schüttelte der alte Unhold die grauen Zotteln seines Hauptes gegen mich, und so kamen wir über zwei hohe Rifflinien und dann über drei Lavaketten, oder vielmehr, wir

mußten uns zwischen den Lavabergen und den starrenden Felswänden durchquetschen, und endlich kamen wir in ein langes, langes ödes Thal, und hatten zur einen Seite eine unabsehliche Hügelkette düsterer Lava und auf der andern die Steilwände und Hörner des Ringwalles in einer Höhe von fast 2000 Fuß. Dabei sauste zwischendurch wieder eine heulende Windsfurie, mit Gefolge von Sturzregen und Hagelschauern, daß mir öfter Hören und Sehen vergingen. Kurz, ich will zehnmal lieber mit der schweren Büchse auf dem Rücken die mühseligsten Gemssteige verfolgen, als noch einmal die Eingeweide des alten Teneriffa-Kraters durchmessen.

Aber siehe da, als wir aus den Wolken und dann auch aus den feinen Dunstschleiern heraus traten, da war der Himmel in strahlendster Bläue, und die Luft still wie in einer Kirche, nur daß ein leiser Athem von den Blüthengärten an der Küste heraufwehte. Der Teyde aber lächelte wieder in stiller Hoheit herunter. Während ich mir Erholung gönnte, — denn ich hatte immer noch vier oder fünf Stunden Weges vor mir, — lagerten sich breit über das Malpais, wie jede vulkanische Strecke heißt, die keinen Anbau mehr zuläßt, die weißen Wolkenballen bis zum Teyde hin. Dieser aber stand immer hellweiß im blauen Aether, und ich begriff

vollständig, wie die alten Wandschen bei dieser erhabenen Größe, bei dieser unentweihten Reinheit schwuren, an welche sich niemals Dunst und Wolken heranwagen.

Die Mauerhöhe aber des alten Kraters erinnerte an das weit aufgerissene Val de Bove am Aetna. Gerade wie dort lagern die Schichten verschiedenen Gesteins ganz deutlich über einander, als hätten sie im Niederschlag und unter dem Drucke des Meerwassers sich so regelmäßig eine nach der andern gebildet. Die ganze ungeheure Schichtenmasse aber ist durchbrochen durch metallische Adern, die von unten aufsteigen, gerade wie in einer Wand die Kamine heraufgehen.

Als ich nun am Spätnachmittag wieder aufbrach, da stellte sich der Teyde noch viel herrlicher dar, sogar landschaftlich schön und anmuthend. Denn es hatte sich eine Art waldigen Vorgrundes gebildet, so dicht und hoch standen die grünlichen Codesos und Retamas, und ihr Dickicht setzte sich in den oberen Höhen in dunkeln Waldungen fort, von welchen das Bergeshaupt wie von dunkeln Locken umhangen schien: es waren aber nur seine schwärzlichen Lavagüsse. Auch die sanfte Kuppe der Montagna blanca grüßte wieder; denn ich war in den vier Tagen jetzt rings um den Pik gekommen, und näherte mich der Bahn, auf welcher wir zu ihm

hinaufgestiegen. Der Waizenberg, — ein anderer Name der Montagna blanca, weil er mit gelbweißem Bimssteingeröll wie mit Waizenkörnern überschüttet ist, — schmiegte sich dem Teyde so friedlich an, während dessen Hofstaat von großen und kleinen Vulkanen wie an einem großen Fest in braunen und tiefblauen und rothen Gewändern prangte, ihres Königs schneeiges Haupt aber mit dem blitzenden Aether Küsse tauschte. Nie hätte ich geglaubt, daß der Fürst der Vulkane sich so würdig schön ausnehmen könnte. Und nun gefiel es ihm sogar, sich selbst mit röthlichen Lichtern zu umkränzen. Der ganze ungeheure Berg stand wie verklärt in sanft rosigem Schimmer, und die Schneefelder glühten wie rothes Glas. All die Gefilde ringsumher schienen sich tief vor ihres Fürsten Majestät zu beugen, indem auch sie etwas von seinem hellen Glanz überstrahlte.

Und was kam nun? Während meine Blicke sehnsüchtig am Gipfel des Teyde hingen und ich dachte, wie mir niemals im Leben wieder der unsäglich erhabene Anblick würde, den unermeßlichen Ozean rings im feierlichen Schwung aufsteigen zu sehen zum einfachsten und gewaltigsten und doch schönsten Rundbild auf dieser Erde, — plötzlich war alles weggewischt, und wir steckten wieder in dem

Wolkendickicht, das jahraus jahrein die laubigen Höhen über Orotava bedeckt. Und da schien aus den Wolken am Wege sich etwas zu entwickeln: es waren Menschen, die uns entgegenstiegen. — Juan, den ich in Garachico mit dem kranken Pferd zurückgelassen, und sein hübsches Weib mit dem Säugling an der Brust und einem Buben an der Hand, und die kleine Ziege fehlte auch nicht, und ihre paar Töpfe hatten sie auch bei sich. So stieg die Familie ins wilde nackte Gebirg, und sie wollte da eine Nacht oder auch zwei oder drei in den Höhlen zubringen, deren es in dieser Tuff- und Lavawelt so viele gibt, bis sie nach Guia kämen, Juans Geburtsort. Dieser aber hatte keine kleine Freude, mich wieder zu sehen, das Pferd stand wieder gesund in Orotava, und als ich ihnen gab, was ich an kleiner Münze bei mir hatte, da liefen dem ehrlichen Burschen die Thränen über die Backen, und er wollte gleich mit mir zurück, meinen Dienst zu besorgen.

Wiederholt habe ich rühmen hören, wie treu und ehrlich die canarischen Dienstboten sind und wie voll herzlicher Anhänglichkeit an ihre Herrschaft. Könnten wir doch die unsrigen daher nehmen! Wie weit aber würde die geringe Canarierzahl reichen? Solange die Geldmächte Weltmächte sind und das kurze Leben zahlloser Menschen ausbeuten, und solange

Amerika den Rüstigen seine weiten Arme öffnet, so lange wird bei den Kulturvölkern die Dienstbotennoth fortdauern und bei den vornehmsten noch länger. Denn unsere Zeit ist eine wilde und umschaffende, in welcher es stürmisch gährt von unten auf. Die alten Grundvesten der bürgerlichen Gesellschaft werden wohl aushalten: der ganze übrige Bau scheint sich zu erneuern. Vielleicht sind die Leute mit den harten Backenknochen in Ostasien, die mehr als ein Drittel des lebenden Geschlechts ausmachen, von der Vorsehung bestimmt, für den Pflug- und andern niedern Dienst bei den gebildeten Völkern einzutreten, und fangen damit an, noch ehe dieses Jahrhundert abläuft. Denn ihr Verstand will über ihre fünf Finger nicht hinaus: soweit aber dieser Horizont reicht, schaffen sie ebenso gescheidt als unermüdlich.

Wir waren in die Waldung eingetreten, und das Auge, ermüdet vom taglangen Anblick des Starrenden und Ausgebrannten, tauchte sich tief ein in das feucht schimmernde Grünlaub und trank neue Frische. Die Finken sangen zwischen den Bäumen ihr Meistes und ihr Bestes, und die Canarienvögel, — hier graugrün, das schöne Goldgelb gibt ihnen erst die Erziehung, — trieben sich in ganzen Schwärmen umher. Trotz meines Führers mürrischen Blicken stieg ich wieder ab und freute mich über

Blumen und Moosgrün und wehende Zweige, und als der Wolkenvorhang sich hob und drunten am blauen Meere die Ufergelände lächelten im letzten Abendgold, da wies ich den Alten darauf hin und sagte ihm, wie es da unten so schön sei. Er schwieg. Auf die Frage aber: ob er nicht lieber dort als auf der andern Seite wohnen möchte, fing der alte Zottelbär gräulich an zu schimpfen und zu fluchen, und erhub seine Lanza und sprach von Babyloniern und Mammonsknechten.

Dafür wurde er auch ob seines rauhen Aussehens gehörig ausgelacht, als wir endlich wieder zu Leuten kamen. Noch im Dunkeln zogen sie auf den Straßen umher und belustigten sich mit Gesang und Guitarre, obwohl es Ostern war. Ich aber war herzlich froh, als ich zwei Stunden vor Mitternacht die letzte Steige hatte, die Treppe nämlich im Gasthaus. Vierzehn Stunden hatte ich zu Pferde gesessen und den Tag vorher auch zwölf. Mißt man die Strecke von Guia bis Orotava, so sind es in gerader Linie fünf deutsche geographische Meilen, diese Linie aber fällt mitten über den Pik, und ich hatte ihn in weiter Rundlinie umritten, und zwar im Innern des alten Kraters und auf Wegen, wo jeder Engel des Lichts sich noch ein paar Flügel mehr wünscht.

XII.

Von den alten Wandschen.

Wenn unter afrikanischen Gluthwinden lange Dürre die Insel heimsuchte, jede Quelle versiegte, Land und Gras vertrocknete, so trennte man die jungen Lämmer von den Müttern, damit ihr kläglich Blöken um Nahrung hintöne über Berg und Thal und die Gottheit rühre. Gewiß war das ein Volk voll Unschuld und kindlichen Gemüthes. Es glaubte an einen ewigen allwaltenden Gott, kannte aber keine Dogmen, und brauchte keinen andern Priester als den öffentlichen Beamten. Jedoch gab es geweihete Jungfrauen, die sich in die Einsamkeit des Gebirgs zurückzogen, und zu Zeiten trat die eine oder andere hervor mit strömender Rede, und alles lauschte in Andacht, denn sie verkündigten mit begeistertem

Seherblick den göttlichen Willen und was in der Zukunft dunklem Schoße lag. Lesen wir nun auch in alten Schriften die wunderbarsten Züge von der Kühnheit und Tapferkeit dieses Volkes, wie von seinem Edelmuth gegen Besiegte, seiner Herzenstreue gegen Verbündete, seiner unbesieglichen Kraft und Heiterkeit der Seele, so wird die Beschäftigung mit seiner Geschichte ein wahres Vergnügen, ach, eine Quelle auch tiefer Trauer ob seines wehevollen Untergangs.

Dieses Volk waren die Wandschen, welche einst die canarischen Inseln bewohnten. Noch leben sie deutlich fort in der niedern Bevölkerung der beiden Hauptinseln Teneriffa und Gran Canaria weniger, jedoch noch merklich, auf Palma Gomera und Ferro. Auf den beiden letztgenannten kleinen Inseln macht sich galizisches Bauernblut bemerklich, das entlegene Palma aber wurde häufig von Holländern und Portugiesen besucht, die dort Frauen nahmen und Kinder hinterließen. Die beiden Inseln aber, welche Afrika am nächsten liegen, Fuerteventura und Lanzarote, haben wie in ihrer Natur so auch im Volk entschieden etwas Afrikanisches. Auf den fünf kleinern Inseln, deren Eroberung leicht wurde, war die Urbevölkerung, wie es scheint, von Anfang an schwächer, oder sie wurde von den Spaniern in größerer Menge ausgerottet. Dies war auf Gran

Canaria und Teneriffa weniger der Fall: jedenfalls blieben die Weiber dort, und spanische Soldaten und Ansiedler nahmen gern Wandschenmädchen zu Frauen; denn es war ein eben so schönes wie kräftiges Volk, von heller Gesichtsfarbe, blondem Haar und blauen Augen.

Jeder der auf Teneriffa oder Canaria landet oder auf Palma in's Innere kommt, nimmt auf der Stelle wahr, daß er zweierlei Volk vor sich hat, obwohl alles spanisch redet. Die ächten Spanier wohnen in den Städten und auf den großen Gütern: die Bauern aber und die gemeinen Leute haben andere Gesichtszüge, andere Körperbildung, und auch Tracht und Sitte und Benehmen sind bei ihnen etwas anders, als bei den Spaniern. Der französische Consul Berthelot, der über den canarischen Archipel ein großes Werk verfaßte, erklärt: nachdem er zehn Jahre lang sich an diese Gesichtszüge gewöhnt habe, kenne er sie sofort heraus, auch wo Canarier sich in Amerika angesiedelt. Von dem fröhlichen und herzlichen Wesen, welches der bäuerlichen Bevölkerung eigen, ist etwas auch auf die Sprößlinge aus reinem Andalusierblut, welche mit ihnen die Insel bewohnen, übergegangen und hat sehr zu ihrem Vortheil die harten Eigenthümlichkeiten des Spaniers gemildert.

Nachdem ich seit meiner Landung in acht Tagen

den Pik von Teneriffa bestiegen und das ganze Gebirg in weitem Umkreis umritten hatte, gönnte ich mir ein paar Tage Reiseruhe, die in Orotava und im nahen Puerto de la Cruz unter Büchern und Gesprächen über Geschichte und Zustände der Inseln angenehm und lehrreich, nur zu rasch verliefen. Insbesondere zog mich alles an, was ich über die Urbevölkerung lesen oder hören konnte.

Vor fünfhundert Jahren wurden die canarischen Inseln hie und da von Seefahrern angelaufen, um Drachenblut, den rothen verdickten Saft vom Drachenbaum, zu holen und nebenbei Menschen zu fangen. Denn für diese wurde auf den Sklavenmärkten viel Geld gelöst, das Drachenblut aber sollte wunderbare Heilkraft besitzen. Das Volk auf den beiden Hauptinseln hatte ein Wort — wan (guan) oder wahrscheinlicher wandhs — mit einem Hauchlaute am Ende (guanch), welches Mensch und zugleich Leute ihres Volkes bedeutete, und danach nannten die Spanier es die Guanches. Dieses Wort müssen wir aber, wie ich bereits bemerkte, nicht wie es da steht aussprechen. „Guanchen" erweckt von vorn herein die Vorstellung von etwas Indianischem: sprechen wir das Wort aber aus wie die Spanier, welche unser w durch ihr gu, und unser ds und dsch durch ihr ch wiedergeben, so lautet das Wort Wandschen.

Verschiedene Fürsten in den romanischen Ländern rühmten sich eines Anrechts auf die Inseln. Endlich belieh mit ihnen der Papst den Köhig von Castilien, dieser verschenkte sie an den Admiral von Frankreich, der sie weiter schenkte an seinen Neffen Johann v. Bethencourt. Dieser edle Normanne war ein tapferer Ritter und hatte eine schöne Frau, die er sehr liebte. Allein sie war jünger als er, und machte ihm viel Verdruß: deshalb beschloß er, sie gar nicht mehr zu sehen und auf das ferne Abenteuer zu ziehen. Er sammelte Castilianer und Franzosen und landete im Jahre 1402 auf Lanzarote. Nach unsäglichen Mühen gelang es ihm, diese Insel und ebenso Fuerteventura und Ferro zu erobern, allein die Hülfe der Spanier mußte das Beste thun, und es blieb ihm nichts übrig, als sein canarisches Fürstenthum von der castilianischen Krone zu Lehen zu nehmen. Die Bevölkerung, soviel man davon nicht in die Sklaverei verkaufte, wurde getauft und auf ihren Ländereien europäisches und maurisches Volk angesiedelt. Nun dauerte es aber noch beinahe hundert Jahre, ehe man sich der andern vier Inseln bemächtigen konnte. Wiederholt stellte man Fahrten dahin an, überall wurden die Europäer wüthend bekämpft und konnten nichts ausrichten.

Denn dieses Volk war stark und tapfer und ge-

wandt wie kein anderes, kräftig gebaut und voll Geist und Leben. Ein natürlicher Frohsinn sowie Treue und Redlichkeit schienen ihm angeboren. In seinem ganzen Wesen war etwas Edles und Gebildetes, und die normannischen Barone, wie die vornehmsten Spanier und Spanierinnen, die sich entsetzt hätten Mauren und Araber zu heirathen, fanden kein Bedenken darin mit den Männern und Frauen der Wandschen in Ehebündnisse zu treten.

Zwei Charakterzüge aber wurden der alten Canarier Unglück. Sie waren die arglose Offenheit und Gutmüthigkeit selbst; hundertmal betrogen, vertrauten immer sie aufs neue. Ihr noch schlimmerer Fehler lag in dem inneren Widerstand ihrer Natur gegen die Forderung, sich zusammenzuschließen und zu handeln und Krieg zu führen nach der Leitung eines Plans und Oberhauptes. Unbesieglich war der Eigensinn von Mann und Stamm. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie die Natur des Landes, welches aus Bergen und tief eingesenkten Thälern und Schluchten besteht, die rings von Riffen und vulkanischer Wüstenei umgeben sind, die Zertheilung begünstigte.

Dennoch widerstanden sie mit ihren einfachen Waffen allen Angriffen. Ihre angeborne Tapferkeit und Klugheit besiegte die Vortheile, welche ihren

Feinden Reiterei und Kanonen und die Taktik geschulter Heere brachte.

Nachdem sie von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an vereinzelte Angriffe von Europäern stets siegreich abgewiesen hatten, bekamen sie mit dem Anfang des nächsten Jahrhunderts mit geordneten Heeren zu thun. Jedoch erst im fünften Jahr eines mörderischen Kampfes gelingt es den Franzosen und Spaniern, die beiden Afrika nächsten Inseln nebst dem kleinen Ferro zu unterwerfen. Behaupten aber können sie sich nur, indem sie planmäßig die Ortschaften entvölkern. Die nächsten fünfzig Jahre wagt man an die Eroberung der drei Hauptinseln, wo die Kraft des Volkes wohnte, nicht zu denken, nur ein oder anderer fester Punkt soll gewonnen werden. Vergebens: die Wandschen schlagen jeden Angriff zurück. Endlich fällt den Spaniern die kleine Insel Gomera in die Hände, die wie ein einziger Felsberg neben Teneriffa steht, nur ein paar Stunden von da entfernt. Aber umsonst bieten sie jetzt ein Jahr nach dem andern ihre Macht und Tücke und Grausamkeit auf, sich auf den andern Inseln festzusetzen. Noch weniger als Spanier vermögen Portugiesen auszurichten. Dann schicken die Spanier größere Heere: von 1470 bis 1483 wüthet der Krieg auf Gran Canaria, bis hier nach helden-

müthigstem Kampfe das Volk gebrochen ist. Im Jahr 1491 wird Palma erobert und jetzt von allen Inseln mit gesammter Macht der Angriff auf Teneriffa vorbereitet. Endlich im April 1493 geschieht die Landung, aber der Widerstand der Tapfern ist nicht zu bezwingen. Wiederholt verzweifeln die Spanier und verlassen die Insel wieder. Zuletzt kommen ihnen zu Hülfe Pest und Hunger, welche die Eingeborenen dahin raffen, die Folgen übermenschlicher Anstrengungen. Im September 1496 unterwerfen sich die letzten freien Fürsten.

Im Beginn und Verlauf und Schluß sind all diese Eroberungskriege gegen die Wandschen ganz ähnlich den Sachsenkriegen Karls des Großen, ähnlich auch in den Zwischenfällen. Der Kampf tobt stets nur auf einer Insel allein, und auch hier haben die Spanier immer bloß mit einem Theile des Volks, das in der Nähe wohnt, zu thun. Dringen sie weiter vor, so steht gewöhnlich ein großer Häuptling auf, dessen glühendes Reden und Drängen mehrere Stämme zusammenbringt. Dann werden die Eroberer auf allen Punkten geschlagen.

Bei Nachlassen der Volkserhebung dringen sie aus ihren festen Orten an der Küste wieder vor und rächen sich mörderisch. Dann wüthen Eigensinn und Zwietracht unter den Wandschen. Ein Theil

läßt sich mit den Spaniern ein und hört auf ihre schmeichelnden Anerbietungen: sie sollen durchaus ebenbürtige Verbündete sein, bloß Unterthanen des gemeinsamen Königs. Es entspinnen sich Verhandlungen mit ehrgeizigen Häuptlingen und Liebeshändel mit den Töchtern des Landes, von deren Schönheit und Anmuth jeder Europäer entzückt war. Irgendeine Treulosigkeit reißt plötzlich wieder einen Theil der freien Männer zum ungestümen Aufstande fort: grimmig fallen ihre Schläge.

Besiegt werden schließlich auf allen Inseln die Wandschen nur durch ihr eigenes Volk, indem einzelne Stämme und Fürsten gemeinsame Sache mit dem Eroberer machen, wiederholt ihn vom Untergange retten, und durch ihre Treue Kraft und Landeskenntniß den Ausschlag geben.

Ist alles verloren, so flüchten die Kühnsten in unzugängliche Berge und Waldungen, führen dort das Leben von Verbannten, und werden Jahre lang wie Wild gehetzt, bis die Tapfersten im Hunger und Elend verenden.

Der Rest aber des Nationalgeistes und der Freiheitsliebe wird unter den Wandschen gebrochen und ausgemerzt durch die Inquisition. So stolz und aufrecht dieser Geist der Unabhängigkeit stand, so tückisch und grausam vereinigte die spanische Inqui-

sition all ihre fürchterlichen Mittel, um ihn gründlich auszurotten. Araber Türken und Spanier, so ritterlich und ehrenhaft die Einzelnen auftreten, haben sich niemals einen Augenblick bedacht, jede List und Tücke und die furchtbarsten Mittel anzuwenden, um Gegner ihrer Herrschaft zu verderben.

Als Gomera beinahe fünfzig Jahre lang von den Spaniern besetzt und beherrscht war, wollte sich noch immer der Freiheitssinn seiner Bewohner nicht zur Ruhe geben. Schaaren von Gesetzlosen horsteten wie die Adler auf unzugänglichem Gebirg und trugen Schrecken in die spanischen Ansiedlungen. Durch gewaltthätiges Wesen machte sich besonders verhaßt der Fürst der Insel, Hernandez Perraza, den die Spanier ob seiner Kühnheit Stärke und Stattlichkeit ihren Cid nannten. Als er im Jahr 1488 auf seiner Burg bei San Sebastian berannt wurde, kam ihm Vera, der Eroberer von Gran Canaria zu Hülfe, vertrieb und verfolgte die Wandschen, erschlug was sich greifen ließ, und schleppte zuletzt zweihundert Männer und Weiber in die Sklaverei. In allen Dörfern auf Gomera schrie das Volk nach Rache. Auf einem wogenumschäumten Fels im Meer kamen die Verschwornen heimlich zusammen und beredeten das Werk der Befreiung. Hernandez wollte die schöne Iballa verführen, sie mußte ihm

ein Stelldichein geben, und an einem dunkeln Herbsttage ritt er, von drei Pagen begleitet, zur Grotte von Wandschen, wo er die Geliebte traf. Angeführt von ihrem Vetter Hantacuperche umzingelten Wandschen die Grotte, überfielen die Pagen, und als der Cid mit Schild und Schwert hervorstürzte, traf ihn der Speer von Iballa's Vetter, der sich über dem Eingang aufgestellt hatte, ins Genick daß er todt niederfiel. Jetzt erhob sich fast die ganze Insel. Hernandez' Wittwe, Beatrix v. Bobadilla, flüchtete mit den Treugebliebenen ins Kastell, der erste Ansturm wurde abgeschlagen. Hantacuperche selbst fiel im Gefechte. Zum zweitenmal segelte Vera heran. Die Wandschen zogen sich in ihre Verhaue auf dem Berg Waronache zurück. Der Spanier verkündigte Waffenstillstand, und verhieß allen, die zu des Cid Begräbniß kommen würden, feierlich Frieden und Verzeihung. Vertrauensvoll kam eine Menge Volkes zur Kirche. Aber während des Gottesdienstes schlossen sich die Thüren, Soldaten drangen ein, ergriffen und fesselten die Vornehmsten und trieben die Uebrigen in den Burghof. Zu derselben Stunde war Vera mit 400 Soldaten aufgebrochen, erstürmte das Wandschen-Lager im Gebirge, trieb was sich von der Bevölkerung erreichen ließ, zusammen und vor sich her in den Burg-

hof. Dann gingen die Henker ans Werk. Die Hauptschuldigen wurden über die Straßen geschleift, gehängt, oder Arme und Beine ihnen abgehauen, alles was in der Landschaft Anaga wohnte und mehr als fünfzehn Jahre alt war, erschlagen, fast das ganze Volk der Umgegend auf die Schiffe gebracht und in die Sklaverei verkauft. Gomera war entvölkert, seine Beherrscher hatten fortan Ruhe.

Noch lange aber schwelgte Beatrix v. Bobadilla in blutiger Rache, dann vermählte sie sich wieder mit Alonso de Lugo, demselben der später Palma und Teneriffa eroberte. Nur ganz kurz will ich die Eroberung von Teneriffa schildern, weil sich dabei am besten Wesen und Charakter der Wandschen abgespielt.

XIII.

Eroberung von Teneriffa.

Bei der Eroberung von Gran Canaria hatte sich ein Hauptmann, Alonso de Lugo, rühmlich hervorgethan, und wurde zum Kommandanten der neuen Festung Agaete ernannt. Spazierte er auf ihrem Walle, so hatte er drüben die schneeige Säule des Pik von Teneriffa vor Augen, der das Gewölbe des Himmels zu tragen schien. Rings um ihn her belebte sich die Wildniß. Der Ansiedler kamen immer mehr, auch aus vornehmen spanischen Familien und andern Ländern, und kauften sich die Ländereien welche man den Wandschen abgenommen. Da litt es Alonso nicht mehr unter den vielen Nachbarn: er zog in der Stille Erkundigungen über Landungsstellen Natur und Völker auf Teneriffa ein, und

als er glaubte, seiner Sache gewiß zu sein, verkaufte er Hab und Gut und ging nach Spanien. Hier stellte er sich dem Königspaar Ferdinand und Isabella vor, und bat um Vollmacht, die beiden letzten canarischen Inseln zu erobern. Neben ihm stieg „die sauern Treppen" am Hofe auf und nieder Columbus und erneuerte seine Anträge, noch viel entlegenere, noch viel größere Inseln im fernen Westen aufzusuchen und als eben so viele neue Juwelen der Krone Spanien einzuverleiben. Es war damals ein Gedränge von kühnen Rittern und Seefahrern, die alle hinaussteuern wollten in unbekannte Meere, um Ruhm und Gold und Land und Leute zu gewinnen.

Alonso fand zuerst Gehör. Im Lager vor Granada übergab ihm Isabella die Urkunde, welche ihn zum Generalkapitän von Palma und Teneriffa ernannte und Schiffe auszurüsten befahl. Nun warben eifrig seine Freunde und Verwandten und brachten Geld und Leute zusammen. Zu dem neuen Banner strömte eine Menge junger Edelleute, denen schon die Feengärten mit prangenden Hainen und Goldfrüchten vor Augen schimmerten, vor allem die halbwilden Mädchen, von deren Reiz und Anmuth man Wunderdinge erzählte. Insgeheim aber trug sich jeder Hidalgo mit dem Gedanken, auch ein-

mal des Lebens höchstes Glück zu erreichen und Statthalter einer Insel zu werden, ein Ideal, das sich noch in Sancho Pansa's Hirn abspiegelte. In Sevilla aber gab es reiche Kaufleute und Schwindler, — heutzutage nennt man sie Gründer, — welche ein gutes Geschäft zu machen gedachten und Kapitalien vorschossen. Selbst auf Gran Canaria fanden sich Eingeborne bereit, den Zug mitzumachen, denn ihre Kriegslust war unbezähmbar, und Viele sehnten sich auch, dem spanischen Joch zu entgehen, und die Regierung beförderte die Aushebung der Unzufriedenen.

Palma war in wenigen Monaten erobert, und ein Jahr später segelte Don Alonso auf 15 Brigantinen mit 1000 guten Bogenschützen, 100 Reitern und anderm Gefolge nach Teneriffa. Am 12. April 1493 landete er auf der Stelle, wo jetzt die Hauptstadt Santa Cruz steht. Hier konnten die Schiffe noch am besten vor Anker gehen, und das Gestade, das weniger schroff aufstieg, als auf allen andern Küsten der Insel, führte in wenigen Stunden auf eine Hochebene, wo sich die Truppenmacht aufstellen und entfalten konnte. Der Generalkapitän, als er den Fuß aus dem Boot setzte, umfaßte mit beiden Armen ein großes hölzernes Kreuz und trug es auf einen freien Platz, wo es aufgepflanzt

wurde. Sofort ging man daran, Lagerschanzen aufzuwerfen. Haufen von Eingebornen rannten in Massen herbei, wurden aber leicht zurückgeworfen, und die Reiterei säuberte die Anhöhen rings umher.

Andern Tages ward ein Streifzug gemacht, und man erreichte, da die Insel an dieser Stelle am schmalsten ist, ihre andere, die Westseite, wo das Thal von Teweste sich öffnet. Die Ziegenfelle über die Schulter, die lange Lanze in Händen, standen die Wandschen auf den felsigen Höhen. Zornig schallten ihre Anrufe nieder, und die Spanier höhnten und schrien zu ihnen herauf. Kein Eingeborner ließ sich erreichen, nur eine Frau mit einem Säugling wurde in Teweste ergriffen und ins Lager gebracht. Man wollte das Kind gleich taufen; da riß das arme Weib es den Spaniern aus den Händen und stürzte sich voll Angst und Abscheu ins Meer.

Die Wandschenfürsten aber schienen blind oder die Zwietracht oder die Vertrauensseligkeit selbst zu sein. Vier Wochen lang dachten sie nicht daran, einen Gesammtangriff auf das Lager der Spanier zu machen, sie ließen dieselben die Befestigungen vollenden. Ihr Verderben lag, wie bei allen Canariern, an der Unmöglichkeit, die eingewurzelte Zertheilung in viele kleine Stämme und Staaten zu überwinden.

Es hatte einst einen Beherrscher von ganz Teneriffa gegeben, Tinerfe den Großen. Als er aber ein schwacher Greis wurde, bekriegten ihn seine neun Söhne, deren einer ein Bastard war, und er mußte jedem ein Stück der Insel geben und den Königstitel Mensey; der Bastard erhielt nur ein kleines Gebiet, die Punta del Hidalgo, und wurde nur Abschimensey oder Königssohn genannt. Tinerfe aber behielt das größte Königreich, das von Taoro nebst dem Titel Kebehi, der seine Erlauchtheit bezeichnete. Auf Tinerfe folgten nur noch drei Oberkönige, Bentinerfe, Imobach, Benkomo. Schon dem Letzteren nahete sich das Verhängniß und brachte ihm trübe Gedanken. All die andern Inseln dienten den Fremden: was hatte die Stärke und Behendigkeit ihrer Bewohner, was ihre Heldenkühnheit, ihr Löwengrimm gegen die Kriegskunst und die Reiterei der Spanier vermocht? So viel als die Steinschleuder und die lange Eschenlanze mit der Obsidianspitze gegen die Armbrust und Feuerwaffe, als der Schild aus dem Holze des Drachenbaumes gegen den Eisenpanzer vermochte. Düsterer noch war eine andere Betrachtung. Was hatte den Besiegten all die Treue und Redlichkeit genützt, mit welchen sie die Artikel der Unterwerfung erfüllten? Wurde ihnen nicht jedes Versprechen gebrochen, wurden sie nicht verjagt

und ausgerottet wie wilde Thiere? Hatte der Oberkönig nicht dicht vor Augen Gomera, von dessen Gestade drei Jahre früher schreckensbleiche Wandschen herüberflüchteten und das grauenvolle Schicksal erzählten, das ihr ganzes Volk verschlungen?

Seitdem stellten die Menseys auf ihren Höhen Wachen auf, die jedes Segel meldeten, das sich im Meere zeigte. Als aber die spanische Flotte wirklich kam, herrschte dennoch wieder Uneinigkeit unter den Fürsten: es ging ihnen wider die Natur, sich zu einigen unter einem Oberbefehl. Vier Wochen nach der Landung suchte Don Alonso sie auf mit seinem Heere. Bei Laguna sahen die Spanier den Oberkönig in der Ferne halten, seine Krieger hatten ringsum die Höhen besetzt. Boten kamen: er wolle mit den Spaniern reden. Don Alonso erwartete ihn. Ernst und würdevoll kam der greise Fürst daher, ihm zur Seite sein Bruder Tinwaro, der Ritterlichste der Wandschen. „Was begehrt der Fremde?' fragte Benkomo. Der Dolmetscher verlangte „Frieden und Freundschaft mit Spanien — Annahme des Christenthums — Unterwerfung unter Ferdinand und Isabella." In schlichten und kräftigen Worten antwortete der König: „Wie könnte ich Frieden und Freundschaft Dem versagen, der mich nicht beleidigte? Das Christenthum scheint etwas

Gutes zu sein: es steht jedem frei, es anzunehmen. Ich aber bin ein König und Niemand unterthan als Atschaman, dem ewigen Gott, und dabei will ich bleiben bis zu meinem Tode." Alle Spanier bewunderten das Benehmen des Fürsten. Ohne Kampf zogen sich beide Heere zurück.

Lugo hielt es für gerathener erst seine Festung auszubauen und zu erwarten, was der canarische Fürst, Don Fernando Wanarteme, welcher Christ und Freund der Spanier geworden, und welchen er mit siebenzig andern Canariern zu den Stämmen geschickt hatte, mit guten Worten ausrichte. Benkomo aber berief die Menseys zum Landtag (Tagoror) nach Arantapala. Hier stellte er ihnen vor: des Vaterlands Noth fordere gebieterisch Vereinigung all ihrer Streitkräfte, ein einziger Oberbefehl müsse sie leiten, ihm komme er zu als dem Aeltesten und Vornehmsten, er selbst wolle 4000 Mann aufstellen. Die Menseys erwiederten: sie seien freie Fürsten, ihre Würde erlaube keine Unterordnung, diese würde ihnen Achtung und Gehorsam ihrer Völker rauben. Nach vielen Reden und Erörterungen kam man so weit, daß drei Menseys und der Abschimensey es zufrieden waren, gemeinschaftlich mit Benkomo zu handeln; die vier Fürsten aber von Daute, Ycod, Adeje und Abona blieben dabei: jeder müsse sein Land selbst vertheidigen.

Ein Mensey war nicht zur Tagsatzung erschienen, Anjatewe von Wimar: er schickte zu den Spaniern, er wolle sich mit ihnen verbünden und Christ werden. Auf diesen Entschluß hatte ein hölzern Bildniß, das mit Oelfarbe glänzend angestrichen war, den größten Einfluß. Es stellte eine Frau dar, angethan mit einem blauen und goldenen Mantel, auf dem Arme hielt sie ein nacktes Kind und in der andern Hand eine grüne Kerze. Gerade vor 102 Jahren stand es auf einmal im Gebüsch am Meere, und die schlichten Leute, die so etwas niemals gesehen, erschraken nicht wenig, als das Bild mit großen offenen Augen sie anstarrte. Endlich holte man es zu des Fürsten Wohnung und stellte es auf einen Stein, der mit den allerschönsten Fellen bedeckt wurde. Von da an genoß es auf der ganzen Insel große Verehrung, welche nicht wenig stieg, als die Spanier kamen und alsbald das Madonnenbild mit wundersamen Erzählungen umgaben. Wahrscheinlich hatte es einst den Vordertheil eines Schiffes geschmückt und war vom Sturm an die Küste geworfen worden. Im Besitz des Wunderbildes glaubte Anjatewe schon ein halber Christ zu sein und in dieser Gesinnung bestärkte ihn ein greiser Einsiedler, welcher als Knabe von der Küste geraubt und von Herzen ein Christ geworden war. Von ihm geführt, er-

schien der Fürst mit 600 Wandschen vor Lugo. Dieser empfing ihn mit schmetternden Trompeten und Kanonendonner, und umarmte ihn vor der Fronte seines Heeres. Anjatewe nahm die Herrschaft der Spanier an, und schickte andern Tags 500 Ziegen mit vielem Korn und Käse ins Lager.

Trotz dieses mächtigen Verbündeten, der nicht erwünschter kommen konnte, hielt der spanische Feldherr ein ganzes Jahr lang Ruhe. Er begnügte sich, sein Fort mit Thurm und Mauern auszubauen und auf kleinen Streifzügen Schlachtvieh einzutreiben. Unterdessen ergaben sich Anknüpfungen mancherlei Art mit den Wandschen; denn diese waren das gutmüthigste und heiterste Volk der Welt. Auch Liebesgeschichten sollen den Spaniern viel genützt haben. Diese fanden die Anmuth der Landestöchter sehr entzückend, und die Wandschenmädchen hätten nichts von Frauennatur haben müssen, wenn sie gegen die Vorzüge, welche höhere Bildung und ritterliche Gestalt und Rüstung den Männern gewährt, ihr Herz verschlossen hätten. Die Spanier hatten in ihrem Lager die reizende Wazimira, welche den Königssohn von Wimar anzog, und auf den jungen Ritter Castillo warf selbst eine Tochter des Oberkönigs, die liebliche sanfte Dazila, ein Auge.

Die Fürsten aber, die zu Benkomo hielten,

hatten auf einem neuen Landtag ein festes Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, und als Don Alonso im Frühling 1494 gegen sie aufbrach, fanden die Spanier weit und breit das Land von allem Volk verlassen. Sie harrten vergebens mehrere Tage lang auf der Ebene von Laguna, wo die Ritter sich wie in einer Zauberwildniß befangen glaubten. So feuchtgrün glänzte die Waldung, so süß sangen die Vögel und dufteten tausend unbekannte Blumen, so verlockend spiegelten die Goldfruchthaine in den stillen Wellen des Bergsees. Endlich rückte das Heer weiter. Es durchzog die Aecker der Rodeos, die Schlucht Acentejo, und fand auch drüben Wald und Flur wie ausgestorben. Das Einzige, was man erreichte, waren hirtenlose Heerden

Die unheimliche Stille wurde Alonso immer verdächtiger, er befahl den Rückzug. Der Tag war schwül, und man stieg wieder in die kühle Schlucht von Acentejo hinab, welche zwischen ihre aufstarrenden dunkeln Wände das ganze Heer der Spanier aufnahm. Da, als sie alle darin waren, pfiff und schrillte es plötzlich ringsumher, lebendig wurde es an allen Rändern der Schlucht, und in ihrer Tiefe griffen Tinwaro oben, Benkomo unten an. Hier prasselte Steinhagel mörderisch nieder, dort stürzten sich wüthende Schaaren von den Schluchthöhen auf

die Spanier, die sich nicht rühren konnten und nicht regen in der fürchterlichen Enge. Ihre Reiterei verwickelte sich in den geraubten Viehheerden. Ihre besten Männer fielen. Immer mehr rollten Felsstücke und Baumstämme zerschmetternd in die Tiefe, immer gräßlicher wurde das schrillende Pfeifen der Wandschen, sie kämpften und mordeten wie wilde Thiere. Einer Schaar Bogenschützen gelang es endlich, eine Felskuppe oben zu erklimmen, hastig gab sie eine Lage Pfeile nach der andern. Da stemmten sich zahllose Wandschen gegen die Kuppe, die im losen Geröll aufstand, und sie drängten und tobten, bis sie brach und mit allen darauf in die Tiefe stürzte. Benkomo suchte den spanischen General, dieser sprengte auf ihn ein, traf ihn mit der Lanze und stürzte im selben Augenblick von einem Steinwurf nieder. Nur die Wandschen von Wimar retteten den Besinnungslosen, führten den Rest der Spanier aus der Schlucht heraus, und auf Umwegen zur Festung. Hätte man den Rückzug über die Rodeos genommen, so wäre kein Mann entkommen: dort harrten die andern Menseys. Es schien ein Wunder, wie die Wandschenfürsten all die Schaaren so geschickt gestellt und geführt hatten, daß kein Auge sie früher bemerkte.

Nur 200 Spanier erreichten die Festung, nicht ein einziger ohne Wunden. Die andern alle lagen

todt auf dem Schlachtfelde, dessen Ortschaft noch heute Matanzas, das Gemetzel, heißt. Die Sieger machten an Versprengten noch viele Gefangene: der hochherzige Benkomo erquickte sie mit Speise und Trank und sandte sie wieder zu den Ihrigen. Der Mensey von Wimar aber schickte eilends Lebensmittel und Heilkräuter und 300 Mann, um die Festung zu vertheidigen; denn die Spanier lagen alle wund und matt zum Sterben. Nur ein Mensey führte seine Leute zum Sturme. Sie wurden abgewiesen, aber Lugo wartete nicht länger. Eine Woche später, am 8. Juni, verließ er die Festung mit all den Seinigen, und auch die 300 von Wimar nahm er mit und ließ sie als Sklaven verkaufen, weil er Geld brauchte.

Teneriffa war befreit. Don Alonso aber wußte neue Hülfsquellen zu eröffnen. Da die Sevillaner ihr Gold verloren sahen, so trat in Genua eine neue Aktiengesellschaft zusammen und schoß neue Summen vor. Der Herzog von Medina Sidonia stellte auf eigene Kosten 750 Mann. Die Gräfin von Gomera bot all ihr Vermögen auf. Schon am 1. November konnte Lugo 2000 Mann stark wieder auf Teneriffa landen. Das Kreuz stand unberührt am Strande, er warf sich vor ihm nieder, und ließ in Eile die zerstörten Festungswerke ausbessern. Ben-

komo hielt oben am See, und statt die Spanier anzugreifen, begnügte er sich, sie in fester Stellung zu beobachten, ob vielleicht jetzt Friede und Freundschaft mit ihnen möglich sei?

Die Wandschen von Wimar blieben den Christen treu, sie kundschafteten Weg und Steg, und in der Nacht auf den 14. November erstiegen in tiefster Stille die Spanier die steilen Höhen, um Benkomo in Morgenfrühe zu überfallen. Er aber war wachsam und bereit, sie zu empfangen. Lugo entwarf sofort einen andern Schlachtplan. Die Heere standen sich eine Weile still gegenüber und maßen einander, das Weiße im Auge. Da hörten die Spanier des Generals Pistolenknall und Ruf: „Sant Jago und San Miguel!" Alle Geschütze, alle Büchsen krachten, alle Armbrüste klangen auf einmal. Die Reihen der Wandschen wichen einen Augenblick zurück. Dann aber ertönte ihr todtkündendes Pfeifen und Schlachtgeschrei, und mit gewaltigen Sätzen stürzten sie den Feinden entgegen und wollten sie erwürgen mit ihren Händen. Vor der Behendigkeit, der Riesenstärke der Natursöhne erlahmten die besseren Waffen. Drei fürchterliche Stunden wogte der blutige Kampf hin und her, wüthender wurde der Wandschen Schreien und Schrillen, grimmer ihr Andrang. Schon winkte ihnen wieder der Sieg. In diesem Augenblick traf

mit den Truppen, welche das Lager bewachen sollten, der Canarier Fernando Wanarteme auf dem Schlachtfelde ein und warf sich auf die Wandschen. Sie stutzten. Lugo bemerkte es, feuerte die Seinigen an zum letzten Stoß, der Mensey von Tacoronte fiel, der greise Benkomo stürzte todesmatt zusammen. Die Wandschen wichen und wollten die Anhöhen besetzen. Schon stürmten die Spanier nach, da fiel auch der heldenkühne Tinwaro, und seine Schaaren flohen auf allen Seiten.

Die Mönche stimmten das Tedeum an. Tinwaro's Leiche aber wurde mit Fußtritten beschimpft, und Don Alonso dachte niedrig genug, ihr den Kopf abschneiden und auf einer Pike durchs Lager tragen zu lassen. Dann sandte er ihn zu Benkomo. Der Anblick des blutigen Hauptes des geliebten Bruders erschütterte den Greis. Er schwieg lange, endlich sagte er: „Ich beneide meines Bruders Loos und all Derer, die für ihr Vaterland gefallen."

Noch wagten es die Sieger nicht, den alten Löwen auf seinem Lager anzugreifen. Während sie hinter ihren Festungswällen sich erholten und Verstärkungen sammelten, zog auf dunkeln Flügeln eine Würgerin heran, wider deren Wüthen das unglückliche Volk so waffenlos war wie arme Kinder. Die Verwesung der Gefallenen, die übermenschlichen An-

strengungen, allgemeiner Mißwachs, Noth und Hunger und Seelenqual in jeder Familie erzeugten eine pestartige Krankheit, welche die Spanier die Modorra nannten. Schaarenweise fielen ihr die Wandschen zum Opfer. Todtenfelder breiteten sich vor den Hütten und Höhlen aus, und im Innern saßen die Letzten in dumpfer Verzweiflung und erwarteten den Tod. Sie konnten es nimmer fassen, warum die Gottheit sie den Spaniern, denen sie doch nie Leides gethan, zur Ausrottung überliefert habe.

Am Neujahrstag machte Lugo einen Streifzug. Man fand nur Leichen, erloschene Feuer, Heerden, die sich herumtrieben. Von einer Felshöhe rief ein Weib mit fliegendem Greishaar den Spaniern zu: „Wollt Ihr noch warten, Christen? Kommt nur, nehmt all unser Land. Es ist ja Keiner mehr da, mit dem Ihr kämpfen könnt!"

Weiter ziehend gewahrten die Soldaten in einer Höhle noch etwas wie Leben. Es war ein zitternder Greis mit drei kleinen Kindern, die bei der todten Mutter saßen und weinten. Der Alte gab den Spaniern auf ihre Fragen ehrlich Bescheid, und sie gingen fort. Auf dem Rückweg aber fiel ihnen ein, die Kinder seien ja noch gesund und ließen sich zu Geld machen, und Einige gingen wieder hin,

sie zu holen. Der Greis, der sie kommen sah, erkannte ihr Vorhaben, erwürgte seine drei Enkel, stieß sich einen Spieß durch den Leib und fiel den Spaniern röchelnd vor die Füße.

In einem Gefechte flüchtete der Mensey Beneharo, da die Seinigen fielen oder flohen, auf eine Anhöhe. Wüthend schlug er um sich, blutend aus mehreren Wunden, und da er die Gefangenschaft vor Augen sah, erklimmte er mit letzter Kraft eine Klippe und stürzte sich jenseits in tiefen Abgrund.

Auf jenem Streifzuge war auch der junge Castillo mit dem Pferde gestürzt, von den Wandschen ergriffen und vor Benkomo geführt worden. Man erwartete, er würde Tinwaro's Manen zum Opfer fallen. Der König aber erwiederte: „Ein Gefangener ist mein Feind nicht mehr", und gab ihn wieder frei. Vielleicht hatte auch das Flehen seiner Tochter Dazila ihn gerührt: Castillo wurde später ihr Gatte.

Auch die Spanier geriethen in große Noth. Die allgemeine Dürre und ihre Folge der Mißwachs erstreckte sich bis nach Gran Canaria. Von dort und den andern Inseln waren noch an 2000 Mann nach Teneriffa gekommen, um an Ruhm, Gefahr und Beute theilzunehmen. Diese Menge verstärkte die Hungersnoth im Lager. Sechs Feigen und eine Handvoll Gerstenmehl — damit mußte der Soldat sich

Tags über begnügen. Vor allen Abhängen sah man die Hungernden nach eßbaren Farnwurzeln graben. Schon wollte man die unheilvolle Insel zum zweitenmal aufgeben. Alle bösen Geister, hieß es, wehrten den Christen die Besitznahme. Don Alonso widerstand, und einer seiner Offiziere rettete ihn. Dieser verkaufte seine schönen Ländereien auf Canaria und schaffte Proviant herbei.

Nun wurde im Dezember der Feldzug aufs Neue eröffnet. Noch immer trugen Benkomo und seine paar Verbündeten die ganze Last des furchtbaren Krieges. Die vier Fürsten der West- und Südseite verharrten unthätig, und der fünfte, der Mensey von Wimar, sandte dem Landesfeinde Krieger und Kundschafter. Die Spanier hatten kaum die Schlucht von Acentejo, fürchterlichen Andenkens, hinter sich, so näherten sich die Wandschen, an 3000 Mann stark: die eine Hälfte führte Benkomo, die andere der Mensey Akaymo. Es war am heiligen Abend. Um Mitternacht wurden die drei Weihnachtsmessen im Felde gelesen, alle Spanier beichteten. Sie lagen auf den Knieen, als die Predigt durch die Nacht scholl, wie sie für Christus kämpfen müßten bis zum letzten Hauch, damit das schöne Land von den Ungläubigen nicht mehr befleckt werde. Auch die Wandschen wachten die ganze Nacht, denn sie wußten nicht,

was das Fest bei den Spaniern bedeute, und erwarteten jeden Augenblick den Angriff.

Früh am Morgen entbrannte die Schlacht. Sie dauerte fünf Stunden und hatte den Verlauf wie gewöhnlich die Kämpfe der Wandschen. Anfangs werden ihre Reihen von den überlegenen Waffen erschüttert, — dann sammeln sie sich wieder, ihr Heldenmuth und die Wucht und die Raschheit ihrer Bewegung bringen den Feind ins Gedränge, — dann wagen sich von Kampflust hingerissen die Führer zu weit vor, fallen, die führerlosen Schaaren gerathen in Verwirrung, — der Feind athmet auf, schließt sich zusammen, sie werden geworfen. Benkomo wurde gleichzeitig mit Akaymo schwer verwundet und aus dem Treffen geführt. Da er aber hörte, alles gehe wild und unglücklich, so ließ er sich auf das Schlachtfeld zurücktragen und brachte einen geordneten Rückzug zu Stande. Don Alonso folgte ihm nicht, blieb neun Tage auf der Wahlstätte und kehrte ins Lager zurück.

Ein halbes Jahr später, im Mai 1496, nachdem sie neue Verstärkung an sich gezogen, brachen die Spanier wieder auf, und marschirten diesmal in raschen Zügen bis in Benkomo's Land. Was erblickten sie? Die grünen Höhen erschienen auf und nieder mit weißen Punkten besäet. Es waren die

bleichenden Gerippe derer, die einst so herzensfröhlich hier gewohnt hatten. Nur herrenlose Hunde, die an den Knochen zerrten, wurden aufgejagt. Endlich gewahrte man die Wandschen oben auf dem Kamme des Tigaiga, einem Ausläufer aus dem vulkanischen Bergring des Pik, den Cañadas, der wie ein starrer Rücken gegen das Meer streift, wo er plötzlich abfällt. Don Alonso hütete sich wohl, die Wandschen da oben auf ihrer nackten Klippe anzugreifen. Er verschanzte sich zu ihren Füßen und wartete, bis Hunger und Durst sie heruntertrieben.

Sechs Wochen hielten die Unseligen aus, dann stiegen sie nieder um zu kämpfen, ehe Blut und Saft in ihren Adern vertrockneten, und verschanzten sich unterhalb der Spanier, nur durch die tiefe Schlucht von Realejo von ihnen getrennt. Da fühlte Benkomo tiefes Erbarmen mit seinem Volke, es war ja nur noch ein winziger Rest. Die Weisheit und Milde dieses wahrhaft erhabenen Charakters siegte über seine Freiheitsliebe. Er berief den letzten freien Landtag. Zum letztenmal setzte er sich auf den erhöhten mit weißem Fell bedeckten Stein, neben ihm nahmen die Fürsten Platz, im weiten Umkreis standen die Krieger. Mit bebender Stimme sagte der greise König: „Er müsse ihnen die Frage vorlegen: ob die Letzten des Stammes noch kämpfen und sterben

sollten? Der allwaltende Gott habe ihr Schicksal bestimmt, mannhaft müsse man es auf sich nehmen. Er stimme für Unterwerfung." Aufruhr folgte diesen Worten in der Versammlung. Die Einen wollten wie Benkomo, die Andern nicht. Endlich stimmte ihm die Mehrheit zu. Die Andern aber, besonders die Krieger von Anaga und Teweste, rüsteten sich nach Hause zu ziehen.

Der spanische Feldherr empfing mit Freuden die Botschaft, gern sagte er dieselben Bedingungen zu, die er vor drei Jahren angeboten: frei sollten die Wandschen bleiben an Person und Eigenthum, nur Christen und spanische Unterthanen werden. Waffenlos erschienen andern Tags die Menseys. Den tapfern Männern stürzten die Thränen aus den Augen, als sie vor die Reihen der Spanier traten. Don Alonso stand mit seinen Offizieren vor seinem Zelt. Zitternd an allen Gliedern näherte sich Benkomo, aber er zwang sich zur Selbstbeherrschung. Die Offiziere waren ergriffen von seiner edlen Haltung. Er legte seine Hände in die des Generals und sagte: „Tapferer Krieger, wir bedauern den langen blutigen Kampf. Aber wir mußten glauben, du seiest unser Feind und wollest unser Volk vertilgen. Wir geloben Ehrfurcht und Gehorsam deinen königlichen Herren, und übergeben ihnen die Insel

unseres großen Ahnen Tinerfe. Auch wollen wir Christen werden wie Ihr. Das aber schwören wir hoch und heilig: Sklaven werden wir nicht und auch unsere Söhne nicht!' Der Feldherr, selbst gerührt, ließ sich ein Meßbuch reichen, legte die Hand darauf und schwur kniend: er wolle alle Artikel des Vertrags aufrecht halten unverletzt, und er und die Offiziere begegneten den Wandschenfürsten mit freundlicher Hochachtung.

Jetzt kam auch der Mensey von Wimar mit großem Gepränge heran. Die Kriegsleute aber von Anaga und Teweste mochten dem Schauspiel nicht beiwohnen, und zogen ab in wildem Ungestüm. Nur dem eindringlichen Zureden ihrer Fürsten, die ihnen auf dem Fuße folgten, war es zu danken, daß diese Gaue die Waffen niederlegten. Mit Hülfe der Unterworfenen wurden in wenigen Monaten auch die Menseys von Daute, Ycod, Adeje und Abona besiegt. Wer sich nicht fügen wollte, zog mit Weib und Kind ins wilde Gebirge. Als die Fürsten getauft wurden, trugen sie in feierlicher Prozession das Madonnenbild mit der Kerze daher. Bald darauf nöthigte man sie, zu Schiffe zu gehen und sich in Madrid dem Hofe und Volke vorzustellen. Der ehrwürdige Benkomo, jetzt Christobal genannt, wurde durch die italienischen Städte wie ein Wilder

nach Rom zum Papste geführt. In einer Dachkammer zu Venedig ist er gestorben.

Don Alonso aber wurde durch Königsbefehl ermächtigt, die Ländereien auf Teneriffa zu vertheilen. Die Spanier nahmen was ihnen gutdünkte. Die Betrogenen und Vertriebenen flüchteten in die Berge. Immer größer wurden die Schaaren der Gesetzlosen, die sich in den Wüsteneien der Cañadas umhertrieben. Der Hunger und der Winter und die Angriffe der Spanier vernichteten sie, sie wurden zersprengt, und die Letzten fielen nach und nach unter den Pfeilen und Kugeln ihrer Landräuber.

So ging dieses edle Volk unter, von welchem auch kein Spanier jemals als von Wilden redete, und Bethencourts Kapläne schrieben: „Barbaren voll schlichten Adels und natürlicher Tugenden.“

XIV.

Ein altes historisches Räthsel.

Jeden grünen Weihnachtsbaum und seinen Lichterglanz begrüße ich als ein fröhliches Wahrzeichen, daß nach langem Siechthum unser Volk sich auch innerlich wieder gefestigt und gekräftigt hat. Bald nach der Schlacht von Leipzig fingen die Christbäume an, vom Norden sich nach dem Westen und Süden Deutschlands zu verbreiten, und jetzt schimmert ihr geschmücktes Grün am Nil und Bosporus, am Hudson und La Plata, wie im eisig schweren Dunkel der Polarnacht und fern über den leuchtenden Südmeeren, wo immer nur deutsche Forscher unsere Flagge entfalten. Soweit die Weihnachtsbäume blitzen, so weit leuchtet hell in allen Häusern, hell in allen Herzen wieder die nationale Erkenntniß, daß wir

wieder ein festgefügtes starkes Volk sind, und so weit leuchten auch Muth und Hoffnung, daß wir den schweren Aufgaben gerecht werden, welche die Gegenwart stellt an ihr größtes Kulturvolk. Wahrlich, diese Aufgaben dehnen sich ins Unabsehbare, je mehr der rasch vordringende Verkehr uns allenthalben auf der Erdkugel Völker zeigt, die sich selbst nimmer erretten aus der Nacht ihres Elends und ihrer Unwissenheit.

Doch was hat das mit der Ueberschrift dieses Kapitels zu thun? Geduld, ich wollte nur an eine alte germanische Sitte, vielmehr nur an ein germanisches Naturgefühl erinnern. Unsere Vorfahren waren ein Waldvolk, und nirgends scheint ihnen wohler gewesen zu sein, als mitten im Walde, wo sie das geheimnißvolle Naturleben allüberall sprossen und grünen sahen. Von der Irmin-Säule, die wahrscheinlich in meiner Vaterstadt Paderborn auf derselben Stelle stand, wo Karl der Große das erste Kirchlein auf sächsischem Boden gründete, berichtet der sächsische Annalist: „Sie sei ein Baumstamm gewesen von gewaltiger Größe, hochaufragend unter freiem Himmel; die heidnischen Sachsen hätten sie als die Allsäule, gleichsam die Allestragende verehrt." Ein schlichter Baumstamm, hochragend bis in die ziehenden Wolken hinein, umflossen von den

stillen Schauern des Urwaldes, dies war den Sachsen das einfache Sinnbild der das Weltall tragenden Gottesgewalt, genügend zur religiösen Erbauung für kindliche Gemüther, die offen waren für die heilige allwaltende Gottesnähe.*) Dessen mußte ich gedenken, als ich in Orotava stand vor der Ruine des riesigen Drachenbaums, der einst bei den Canariern heilig verehrt wurde. Ich sah ihn im Geiste seine gewaltigen Arme gegen Himmel ausstrecken, und in seinem Schatten sich in stiller Ehrfurcht vor dem göttlichen Allwesen ein Volk versammeln, vollbärtige Männer in Mänteln den Spieß in der Hand, und Frauen mit wallendem Flachshaar und langen Gewändern, und auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß ich meinte, Germanen der Völkerwanderung zu erkennen.

Woher kam dies schöne und tapfere Volk auf die canarischen Inseln? Wessen Stammes und Landes waren seine Angehörigen? Diese Frage blieb ein historisches Räthsel mit wechselnder Auflösung.

Man redete von Iberern aus fabelhafter Zeit; vom heldenmüthigen Quintus Sertorius, der mit sechzig auserwählten Genossen herübergeschifft; von

*) Geschichte des Kampfes zwischen Bürgern und Jesuiten) um Paderborn 1597 bis 1604, von F. v. Löber. Berlin 1874. S. 1—2.

Numidiern, die von den Römern mit ausgeschnittenen Zungen aufs Meer geschickt seien. Als die christlichen Mönche nach den Inseln kamen, suchten sie selbstverständlich nach den zehn verlorenen Stämmen Israels. Andere aber meinten nun, daß die Canarier Nachkommen der flüchtigen Bewohner Kanaans seien, welche von den Juden aus dem gelobten Lande vertrieben wurden. Wieder Andere dachten an Phönizier oder an Galater aus Kleinasien.

Dagegen erhob sich die Ansicht: die Inseln müßten von den Berbern bevölkert sein, da sie ihnen am nächsten liegen. Dieser Meinung war auch Espinosa, der zuerst unter den Canariern, und zwar zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, über die Sitten und Gebräuche der Wandschen schrieb. Sein um ihre Geschichte hochverdienter Nachfolger, Galindo, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts dachte an arabische Verwandtschaft. Viera aber, der beste und fleißigste Forscher auf den Inseln, zu Ende des letzten Jahrhunderts versicherte feierlich: „Die alten Canarier, ein Urvolk von einfachen Sitten, wie die Heroen und Patriarchen, stammten vom Volke der Atlantiden, diese aber seien eine Colonie der Aegypter, der Abkömmlinge Neptuns.“ Das waren die Ansichten der Canarier selbst. Von den Europäern aber erklärten Champollion und seine

Schule die Wandschen für unzweifelhafte alte Aegypter. Humboldt*) sagte spottend darüber: „Gelehrte, die überall wo es Mumien Hieroglyphen und Pyramiden gibt, Aegypter sehen, sind vielleicht der Ansicht: das Geschlecht Typhons und die Wandschen stehen im Zusammenhange mittelst der Berbern, ächter Atlanten, zu denen die Tibbos und Tuarycks der Wüste gehören. Es genügt hier aber die Bemerkung, daß eine solche Annahme durch keinerlei Aehnlichkeit zwischen der Berbernsprache und dem Koptischen, das mit Recht für ein Ueberbleibsel des alten Aegyptens gilt, unterstützt wird."

Der Schotte Glas, welcher zuerst die Sprache der Wandschen untersuchte, entschied sich dahin: daß sie auf Teneriffa peruanisch und auf den anderen canarischen Inseln berberisch sprächen. Ein deutscher Forscher, Vater, hatte sogar gefunden, daß in der Wandschensprache sich Aehnlichkeiten mit der Mundart der Huronen Peruaner und Mandingo-Neger zugleich fänden. Unser großer Geograph Ritter hielt die Wandschen für Berbern, und der französische Consul Berthelot, der von den Neueren am meisten über die Canarischen Inseln und ihre Bevölkerung geschrieben, bewies in langer Ausführung:

*) Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents, bearbeitet von Hauff, I, 163.

auf den canarischen Inseln sei „ganz zweifellos" der Berbernsprache heimisch gewesen, und zwar die Schillahmundart. Seitdem, und da besonders Ritter es war, welcher die berberische Herkunft der Wandschen hinstellte, ging sie in alle Lehrbücher der Länder- und Völkerkunde über. Nichts schien ja natürlicher, als daß die canarischen Inseln dieselbe Bevölkerung hatten, wie das benachbarte Festland, und es fehlte den Verfassern jener Bücher an Anregung wie Hülfsmitteln, eigene Studien zu machen.

Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Mich blickte, als ich von der Teneriffaküste ins Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als je eines auf westfälischen Haiden über seinen Hofzaun ausschaute. Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Canarier gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich jene erste Ahnung erneuert und verstärkt. Je mehr ich aber mit Geschichte und Schicksalen des merkwürdigen Volkes mich beschäftigte, je mehr, was ich von seinem häuslichen religiösen und bürgerlichen Wesen kennen lernte,

mich anmuthete, als läse ich in den alten Volksgesetzen der Bayern oder Sachsen oder in Grimms deutschen Rechtsalterthümern, um so mehr verstärkte sich meine Ahnung von der Verwandtschaft der Wandschen mit Germanen.

Wie sind aber Germanen nach den canarischen Inseln gekommen? Sollte ein Wykingerzug hier gestrandet sein? Warum baute er dann nicht neue Schiffe, oder warum sandte er niemals Nachricht in die Heimath?

Näher liegt der Gedanke: Vandalen aus Afrika oder Westgothen aus Spanien seien hiehergekommen. In geographischer Beziehung stände dem nichts Wesentliches entgegen.

Bei den Westgothen ergab sich der Weg von selbst. Leicht läßt sich denken, daß ein Theil dieses Volkes bei der Eroberung Spaniens durch die Araber in See ging, um in der Ferne eine neue Heimath zu gründen. Die Westgothen, die eine starke Kriegsflotte unterhielten, wußten sicher auf den Meeren in Spaniens Nähe wohl Bescheid, und hatten gewiß auch von Mauren erfahren, daß sich die westafrikanische Küste noch weit, weit hinab gegen Süden strecke. Sie brauchten nur diese Küste entlang zu fahren, so mußten sie die canarischen Inseln entdecken.

Die Vandalen aber sind doch gewiß, als Belisar ihre Herrschaft in Nordafrika zertrümmerte, nicht

sammt und sonders getödtet worden oder über's Meer davon geführt. So leicht läßt sich ein ganzes Volk weder ausrotten, noch auf Schiffe packen und von dannen bringen. Auch sie, die über Nordafrika herrschten, kannten die Wege, und es weisen bestimmte Nachrichten bei ihrem Zeitgenossen und Geschichtsschreiber Prokop, und bei dem Ravennater Geographen, der etwa hundert Jahre nach Untergang ihres Reiches lebte, darauf hin, daß ein Theil des Vandalenvolks sich nach Marokko wandte und dort verschwunden ist. Leo Africanus aber, der im sechszehnten Jahrhundert aus arabischen Geschichtsschreibern seine afrikanischen Nachrichten zog, erzählt: daß noch bei dem Vordringen der Araber Mahomeds Gothen — und die Vandalen waren ja gothisch nach Sprache und Herkunft — in Menge bei Karthago gewohnt und auch ein Fürstenthum bei Ceuta gehabt. Vielleicht sind nun flüchtige Vandalen schon zu Belisars Zeit von den unduldsamen Mauren weiter und weiter getrieben. Möglicher Weise haben sie sich in Nordafrika gehalten, bis die Araber anstürmten und alle berberischen Völker in fluthende Bewegung geriethen. Mochten nun die Vandalen auf der nördlichen oder südlichen Seite des Atlasgebirges fortziehen, immer führte sie diese lange Kette, da auf der einen Seite das Meer, auf der andern die Wüste

ihnen jede Seitenwanderung abschnitt, bis an die Küste in die Gegend des Kap Nun und Kap Ger, wo weiter südlich die nackte unwirthbare Wüste sich dehnte, gegenüber aber in achtzehn Stunden Entfernung die canarischen Inselberge emporragten.

Nun entdeckte auch Gerhard Rohlfs, der kühne Forschungsreisende, in Marokko südlich von Ceuta in der Landschaft el Gharbie germanische Grabhügel, die ganz ähnlich den Hünengräbern in Norddeutschland. Gegenüber den canarischen Inseln fand er in der Landschaft Haha, wo der herrliche grüne Arganwald sich weit und breit erstreckt, Hügel und Berge gekrönt von Burgen und Wartthürmen und gezackten Mauern, dabei tiefe ausgemauerte Cisternen, die oben überwölbt waren. All diese Bauten trugen das Gepräge hohen Alters. Nur von Germanen, die in einer unbestimmten Zeit hier wohnten, können diese Burgen und Cisternen herrühren.

Minder feste Anhaltspunkte ergeben sich in den Sagen. In Spanien glaubte man noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: bei der Eroberung des Landes durch die Mauren hätten sich sieben Bischöfe mit ihren Gemeinden auf's Meer geflüchtet und auf den Inseln „der sieben Städte“ ein christliches Reich gegründet. Bei den Wandschen aber hatte sich eine Sage erhalten: sie seien von Afrika

verbannt, und zwar durch die Römer, weil sie deren Gottheiten beschimpft hätten. Römer aber hießen auch die Byzantiner. Erinnert diese Sage an den Haß zwischen Arianern, zu welchen die Vandalen gehörten, und Katholischen, so läßt sich Manches in den religiösen Gebräuchen und Anschauungen der Wandschen kaum anders erklären, als durch die Annahme, es seien verwirrte Reste vom Christenthum.

Doch dies führt bereits in die Untersuchung hinein, die allein Licht in diese Frage bringen kann. Man muß die Sprachreste der Wandschen, ihre Zustände und Einrichtungen, ihre Sitten und Meinungen, ihre körperliche Bildung wie ihren Charakter, insbesondere auch ihr Religions- Staats- und Rechtswesen mit der Sprache und allem Uebrigen vergleichen, was zu den nationalen Eigenthümlichkeiten der Germanen und Berbern gehörte. Mich hatte dies alte historische Räthsel einmal gefaßt, es begleitete mich fortan durch die Inseln, und ließ mich nicht wieder los, bis ich das Meinige zur Lösung beigetragen. Wer Zeit und Lust und Befähigung hat, möge den Vergleich auf Aegypter und Phönizier, Iberer und Celten, Mexikaner Peruaner und Karaiben ausdehnen.

XV.

Bei Orotava.

Jener Drachenbaum in Orotava ist das älteste uns bekannte Gewächs. Wenn solch eine jahrtausendalte Größe abstirbt, wird man lebhafter an den flüchtigen leichten Dunst gemahnt, der uns vorschwebt als Zeitvorstellung, der fürs Weltall nichts, nur für uns Sterbliche etwas bedeutet, weil des Einzelnen Leben darin ein kleines zitterndes Fünkchen bildet. Humboldt sah diesen Baum noch über einem Stamm von 45 Fuß Umfang, in Gestalt eines vielarmigen Kronleuchters, sich erheben und noch Blüthen und Früchte tragen. Er erinnerte ihn lebhaft an Aristoteles' „ewige Jugend der Natur", die nie versiegende Quelle von Leben und Bewegung. Da der Baum schon vor beinahe fünfhundert Jahren,

wo er öfter in Urkunden erscheint, einen ebenso starken Stamm hatte und das Holz des Drachenbaums sehr langsam wächst, so schließt man auf das ungeheure Alter. In unserm Jahrhundert aber, das gegen das lebende Alte so grausam ist, ging es auch mit diesem Nestor der Bäume rasch zu Ende. Schon seit vielen Jahren stand er nur noch da als ein gewaltiger Baumstumpf, und jetzt liegt des Riesen Gebein am Boden und wird auch bald vermodert sein. Die jüngeren Drachenbäume verschwinden ebenfalls nach und nach: die alten Wandschen machen sich keine Schilde mehr daraus, und an die Heilkräftigkeit ihres rothen Saftes, des Drachenblutes, glaubt etwa noch ein Türke. Auch sonst weiß man nur geringen Nutzen davon zu ziehen: die Blätter dienen zur Viehnahrung und die ausgehöhlten Stämme zu Bienenstöcken.

Nur in dieser Weltgegend und in Ostindien sieht man hoch in blauen Lüften die Strahlenbüschel des Drachenbaums neben dem erhabenen Palmenhaupte. Mit Madeira und den Azoren im Norden und den Inseln des grünen Vorgebirges im Süden bilden die canarischen Eilande einen Erdfleck, auf welchem noch ein Rest der frühesten Naturkraft schöpferisch in neuen Pflanzengebilden zu arbeiten scheint. Insbesondere Teneriffa ist der Punkt, wo

europäisches, afrikanisches, amerikanisches Klima zusammentreffen und sich ausgleichen, um hier allen Gewächsen der Welt ein Paradies zu bereiten, auf dessen üppigem Boden sie leicht Wurzel fassen und fröhlich sich zu den schönsten, ja zu ihren idealen Formen entwickeln.

In dem großen botanischen Garten, der zwischen Orotava und dem Hafen liegt, wird auch ein Greis noch stundenlang mit der Verwunderung und dem Glück eines Kindes umherwandeln, das die Augen nicht voll bekommen kann. Da ist der grüne Weihnachtsmarkt der gesammten Baum- und Pflanzenwelt. Da stehen all die dunkeln Coniferen: die canarische Fichte, der schönste Schattenbaum, neben dem indischen Lorbeer, die prachtvollsten Cypressen, die Casuarinen, und die vielen Arten der Cedern. Lantana und Datura, in unsern Gärten nur ein Strauch, erheben sich hier baumhoch. Der Candelaberbaum stellt sich mit seinen Luftwurzeln dar als ein gewaltiger Prachtleuchter. Der indische Wollbaum zeigt seine Stacheln. Unter den verschiedenen Palmen steigt eine achtjährige Königspalme empor. Herrlicheres als sie kann man in der Pflanzenwelt gar nicht sehen. Nicht weit davon sprechen Zuckerrohr, Kaffee- und Gummibaum gar häuslich an, und am meisten Vergnügen findet man eigentlich im

Kosten und Betrachten all der unbekannten Baumfrüchte, als da sind: die großen und kleinen Bananen, die Aepfel der Guayaven, die Rosenäpfel der Eugenia ambosa, die Pfirsiche der Mamäa, groß wie Kegelkugeln, die Papayas-Birnen, die gleichwie an Stricken herunter hängen und wie Melonen schmecken, die Cocolora des Traubenbaumes, der große säuerlich süße Trauben bringt, und die Kaiserfeige, deren erdbeersaftige Früchte wie Pilze unten am Stamme wachsen.

Dieser wunderreiche Garten wurde vor achtzig Jahren vom Marquis de Villa nueva del Prado gegründet und dem Staate geschenkt. Dankbar nahmen die Behörden das hochherzige Geschenk an, begnügten sich aber, einem benachbarten Grundbesitzer die Sorge dafür zu übertragen. Dieser konnte das Wasser des Gartens für seine eigenen Felder besser gebrauchen, und dann stellte er aller Welt vor Augen, wie prächtig auch Weizen und Kartoffeln in den Beeten gediehen, wo fremdartige Gewächse stehen sollten. War ja doch die Stelle der letzteren durch kleine Namenbrettchen hinlänglich angedeutet! Nun wollten Engländer eine Akklimatisationsstätte daraus machen für Thiere wie für Pflanzen. Dies Fremde thun zu lassen litt der spanische Stolz nicht, es wurde erwiedert: man wolle dies schon selbst besorgen.

Und nachdem sie diese hohe Antwort gegeben, hatten sich die Herren natürlich genug gethan. Der Garten verwilderte weiter, bis vor fünfzehn Jahren ein Deutscher, der als Gärtner auf der Insel war, berufen wurde, ihn wieder etwas in Ordnung zu bringen. Er fand noch etwa dritthalbhundert verschiedene Pflanzen vor: jetzt sind es zwölfmal soviel. Wie herrlich könnte der Garten aufblühen, würden ebensoviele Thaler als Realen darauf verwendet! Jetzt müssen 20,000 Realen (etwa 2500 fl.) des Jahrs für Director, Obergärtner, Arbeiter, Pflanzenankäufe, Dünger und Werkzeug reichen, und wäre diese winzige Summe nur stets flüssig! Der verdiente Deutsche, durch dessen Fleiß und Wissen allein sich der berühmte Garten wieder gehoben hat, kostete schon einmal vierthalb Jahre lang das Vergnügen des Wartens auf seinen Gehalt, und auch im letzten Jahr wollte das Geld wiederum drei Quartale hindurch sich nicht einstellen. Der Obergärtner muß sich derweilen mit Samen- und Pflanzenhandel trösten, wozu er die Freiheit sich vorbehalten.

Was könnte nicht zur Gewöhnung von Thieren und Pflanzen an europäisches Klima auf dieser einzigen Stätte in der Welt gethan werden! Welche große segensreiche Wichtigkeit könnte sie für ganz Europa gewinnen! Meinen denn die trägen Herren

Spanier, die Welt werde sich durch ihr Besitzrecht ewig hindern lassen?

Nicht weit vom botanischen Garten wohnte ein anderer Deutscher, der Tag für Tag, Stunde für Stunde, die Temperatur, die Regenmenge, und jede sonstige Veränderung im Luftmeer notirte und seine Folgerungen daraus berechnete. Er hatte die Güte, mich seine Tabellen durchsehen zu lassen. Das Ergebniß war die lebhafteste Ueberzeugung: himmlisch sei das Leben hier ein paar Monate lang, aber gewöhnt an Regenschauer, Luftfrische, und wehende Wolken würde ich es sicherlich kein Jahr im canarischen Paradies aushalten. Den langen Sommer hindurch ist alles hell und blau, d. h. sechs Monate lang jeden Tag wieder ganz dasselbe, das muß höchst langweilig sein. An Gewitter, Wolkenbrüche und Orkane ist nicht zu denken: in diesem Erdstrich, wo alles sanft und gemäßigt bleibt, gibt es nur linde Regenschauer, und auch diese fallen nicht gar häufig am Gestade, soweit es bebaut ist. Auf der Südseite von Teneriffa regnet es oft das ganze Jahr nicht: wenn sie dort im Jahr zwei tüchtige Regen haben, sind die Leute gern zufrieden. Auf Lanzarote und Fuerteventura ist, wenn es nur ein einzigesmal gehörig regnet, die Ernte schon gesichert und trägt dann der Weizen siebenzigfältig. Die größte Kälte

war im vorigen Jahr um Mitte Januars eingetreten, nämlich eines Morgens um 7 Uhr hatte man 9 Grad und eines Nachmittags um 3 Uhr etwa 15 Grad Celsius — nicht Kälte, sondern Wärme. Die Leute froren erbärmlich, denn sie sind an viel höhere und unveränderliche Wärmegrade gewöhnt. Schon den Tag, wo ich dies aufschrieb, am 14. April, hatten wir um 7 Uhr früh 18 und um 3 Uhr Nachmittags 24 Grad Wärme im Schatten. Jedoch auch in der heißesten Zeit wird es nicht viel ärger: der Thermometer war das ganze Jahr vorher, selbst im August und September, nicht viel über 30 Grad Celsius gestiegen und am Abend nicht unter 20 gefallen.

Unangenehm wird die starre Unbeweglichkeit der Luft, sobald einmal der Windwechsel nicht eintritt. Dieser ist die größte Wohlthat, und fast so regelmäßig wie bei uns im Hochgebirge. Die dunkle Hälfte der vierundzwanzig Stunden strömt der Wind vom Lande, und die helle Hälfte von der See her. Auch kann man im Frühling und Winter aus der Hitze sich retten, wenn man vom Seestrand an 4000 Fuß höher steigt. Dort ruhen dann immer die Wolken und verhängen das Gebirge, dort strahlt dann fort und fort, angefrischt von wässerigen Dünsten, Laub und Kraut im feuchten Glanze. Aber auch dort bleibt der spärliche Schnee selten lange

liegen. Will man sich einmal ausfrieren lassen, so muß die Reise schon ziemlich hoch ins Gebirge gehen. Das Unleidlichste ist die dunstige Schwüle, welche Thal und Höhen gleich erfüllt, sobald der Wind nur einen Tag lang aus Afrika herüberweht. An solchen Tagen ist das Meer in eigenthümlicher Bewegung und voll kurzer stoßender Wellen. Ich habe bereits erwähnt, wie entsetzlich diese Schwüle auf Nerven und Adern drückt, wenn in den drei heißen Monaten August September und Oktober das letzte verdorrte Laub von den Bäumen fällt. Aber auch am schon bezeichneten April-Tage fanden sich Brust und Augen von so bleiernem Scirocco niedergepreßt, wie er nur irgendwo die sizilische Südküste gleichwie mit leichtbräunlichen Dämpfen einhüllt.

Das Postschiff sollte am Nachmittag nach Palma abfahren. Als ich aber. in der Hafenstadt unterhalb Orotavas eintraf, war kein Schiff zu sehen, und es hieß: andern Morgens werde es wohl kommen, das Meer sei zu wild. Gegen Abend wurde die Luft wieder hellschön, und ein sanfter Schimmer glitt über das wonnige Thalgehänge. Die Gärten und Kornfelder zogen sich in grünlichem Glanze die Anhöhen hinauf, wo sich oben das Goldbraun der Kastanienhaine und darüber die leuchtende Weiße des Steingebirges abhoben.

Andern Morgens aber war die Luft wieder voll Dunst und Schwüle, die See unruhig, das Gebirge von weißgrauen Wolken verhangen. Es kam Nachricht: das Schiff werde erst Mittags abgehen. Ich saß am Frühstückstisch in der Familie eines hochgebildeten Engländers, der sich der schönsten Besitzung auf der Höhe über der Hafenstadt erfreut und, schon seit lange hier ansässig, die liebenswürdigste Gastfreundschaft entfaltet. Mein Nachbar war ein verehrter Freund von der Ostsee, früher preußischer Offizier, der seine reizende Villa tiefer unten hatte. Wir überschauten im seligen Genügen die prachtvolle Küste mit ihren Ortschaften, und sahen drüben die Felsenburg von Palma auf dem Meere. Fern in stahlblauen Fluthen kreuzte das Postschiff hin und her: es wagte sich nicht näher ans Ufer, und kein Boot wagte sich zu ihm hinaus. Da kein Dampfschiff die Inseln verbindet, muß man sich immer mit diesem kleinen Schnellsegler behelfen, der alle Woche einmal Reisende nach Palma abholt.

Tief unter uns ragten dicht am Meere Hochpalmen schattend über den weißen Schloßgebäuden eines Landguts, das Humboldt 1799 bewohnte, als er mit Bonpland auf seiner geschichtlich gewordenen Fahrt nach Südamerika hier landete. Das ganze weite Thalgelände, wie es da umhegt wird von

rothbraunen 8000 Fuß hohen Felszinnen, überragt vom schneeweißen Gipfel des Teyde, der aus einsamer Aetherhöhe lächelnd niederschaut, prangte damals noch auf und ab im schimmernden Wein- und Waldgrün. Jedes Wort in Humboldts schlichter Schilderung ist wie thaugetränkt von jungem Glück. Es war die erste große schon halbtropische Herrlichkeit auf seiner langersehnten Weltreise, und gewiß belebte sein Herz auch irgendetwas Anmuthsvolles in der Gesellschaft, welche ihn auf jenem Landgute des Friedens — la Paz — umgab. Nur kurze Zeit, heißt es in seinen Berichten, habe er auf Teneriffa verweilt, und doch sei er von der Insel geschieden, als habe er lange dort gelebt. Die Aussicht bei Orotava könne er nur mit den Golfen von Neapel und Genua vergleichen, aber hinsichtlich der Großartigkeit der Massen und der Fülle des Pflanzenwuchses stehe Orotava über beiden. Die Trockenheit der Luftsäulen, die fortwährend von den benachbarten afrikanischen Ebenen aufsteigen, und welche die Westwinde rasch herbeiführen, verleihe der Luft der canarischen Inseln eine Durchsichtigkeit, hinter der nicht nur die Luft Neapels und Siziliens, sondern vielleicht sogar der klare Himmel Perus und Quitos zurückstehe. Auf dieser Durchsichtigkeit beruhe vornehmlich die Pracht der Landschaften unter den

Tropen: sie hebe den Glanz der Farben der Gewächse und steigere die magische Wirkung ihrer Harmonien und Kontraste.

Jeder der jene Landschaften gesehen, wird Humboldt ohne weiteres Recht geben, und wenn ich selbst in all meinen Reise-Erinnerungen, in welche ich die meerumglänzten Palmen-Inseln der Südsee mit ihren Schneegipfeln nun wohl nimmermehr aufnehmen werde, zurückblättere, so wüßte ich nur die Aussicht vom Westkap auf Imbros mit der Majestät, dem leuchtenden und doch so sanften Farbenschimmer, der entzückenden stillen Anmuth jenes Wandschen-Königreichs Taoro zu vergleichen.

Das Andenken an Humboldt umschwebt das Landgut la Paz noch immer wie ein Ehrenkranz. Als ich da war, kam eine andere Erinnerung an Deutschland hinzu. Der Sohn des jetzigen Marquis, dem das Landgut gehört, war der spanischen Gesandtschaft in Berlin beigegeben, und wurde, da es ihm dort gefiel, zum Flügeladjutanten des Prinzen Albrecht ernannt. Dies ward auf der ganzen Insel wie ein Familienereigniß gefeiert: alle Welt sprach davon, und als ich den Vater um Näheres fragte, hatte er selbst nur erst eine telegraphische Meldung erhalten. Ich erwähne das als ein Zeichen, wie bis hieher in den Ozean die spanische Volks-

gesinnung reicht, welche dem deutschen Wesen innerlich hold ist.

Um Mittag wurde gemeldet: das Postschiff werde Abends abgehen, dann aber gewiß. Mir war die Zögerung nicht leid, sie gab Muße, noch die prachtvollsten Gärten zu sehen, schwelgend in köstlichen Düften und Früchten, — der Ceres ganzes Füllhorn war ja hier ausgeschüttet, — und nebenbei auch etwas von der Bewirthschaftung der Güter kennen zu lernen. Diese ist sehr einfach, und der Ertrag, wenn von Anfang an nicht gar zu arg fehlgegriffen wird, sicher zu berechnen. Denn die guten Ausfuhr-Artikel behalten stets ihren Preis, und das Arbeitervolk, dessen Armuth und Menge freilich wie ein dunkler Schatten auf den Inseln ruht, ist fleißig ehrlich und genügsam. Wer sein Geld hier in Ländereien anlegt, und bei dem Ankauf von den Spaniern, die bei aller Ehrbarkeit doch tief voll Listen und Kniffen stecken, sich am letzten Ende nicht zu bös mitgenommen findet, kann bei dem Medianeiro-System auf 12 und, wenn er verpachtet, vielleicht auf 15 und mehr Prozent Zinsen rechnen. Freilich würde man nicht mit Geld, sondern mit Cochenille zahlen, die jetzt den Markt bestimmt, gleichwie es früher der Wein und noch früher der Zucker that.

Die Blüthezeit der glücklichen Inseln ist dahin.

Von dem alten Götterleben in Orotava, von welchem ehemals die Reisenden meldeten, ist nur noch ein stiller Theil vorhanden, und in der Hafenstadt merkt man Geschäftsruhe und Verfall an allen Enden. Indessen sind diese Inseln nicht zu Grunde zu richten, die schlechteste Verwaltung und jahrelanger Mißwachs können ihnen wenig anhaben, sie erholen sich rasch. Liefert die eine Handelspflanze keinen Ertrag mehr, so stellt eine andere sich ein.

XVI.

Nach Palma.

Doch es wird endlich Zeit, nach Palma abzureisen. Eine Viertelstunde nach der andern wanderten wir am Strand entlang, wo sich ungeheure Wogen, weißschäumend, donnernd, hochaufspritzend, an den schwarzen Lava-Felsen brachen. Der Schaum flog weit ins Land hinein. Endlich war die Barke, welche zum Schiffe ging, fertig und bemannt und alles darin: ein hastiger Abschied vom Freunde, und ich sprang hinein. Acht Mann griffen zu den Rudern, einer legte sich mit dem ganzen Leibe aufs Steuer, und scharf schnitten wir durch die Wellenkämme, um gleich wieder in tiefe Wogenthäler zu stürzen. Die Güsse kamen von links und rechts, alles war pudelnaß, beständig wurde ausgeschöpft.

Endlich nach einer nassen langen halben Stunde legten wir am Schiff an, und Jeder mußte sehen, wie er nach oben kam. Eine Treppe zum Hinaufsteigen gab es nicht, und der kleine Zweimaster schüttelte sich und schaukelte wie ein ungeduldiger Renner. Am Bord empfing mich wieder spanische Unordnung, die nicht einmal malerisch ist, dazu ein Gemisch von so vielen abscheulichen Gerüchen, daß schwer zu begreifen, wie sie nur alle auf der Nußschale ihr Unterkommen fanden.

Da war ich nun wieder unter lauter Unbekannten, es mochte ein Dutzend Reisender sein, und schiffte wieder zu Unbekannten. Von Herzen dankbar, schaute ich nach der schönen Insel zurück, die mir so viel Liebes und Wundervolles geboten hatte. Teneriffa stellte sich jetzt eigenthümlich dar. Unten und oben war die Insel sonnenhell, in der Mitte aber umzog sie ringsumher ein dichter Wolkengürtel von wenigstens dreitausend Fuß Mächtigkeit.

Auf dem Verdeck meine sechs oder sieben Schritt, mehr ließ die Enge nicht zu, hin und her wandelnd hielt ich mich aufrecht bis zum Abend. Es war aber keine leichte Sache, denn das Schiffchen lag bald auf der einen, bald auf der andern Seite, und das Verdeck stand öfter gerade auf in die Höhe. Nun folgte eine Nacht, wie ich keine schänd-

lichere erlebt habe. Das ganze Schiff roch wie von fauligem Meerwasser, und die Mitreisenden lagen von der Seekrankheit erwürgt über einander wie ein Haufen Kälber. Spanische Damen sollen, wenn dieses Uebel sie anfällt, immerdar gleich geliefert sein: das thut, sie fetten sich gar zu sehr. Bis nach Mitternacht hielt ich mich tapfer, sah nach den Sternen und schlief sogar eine gute Weile auf dem Verdeck. Da verführte mich irgend ein unsichtbarer Kobold, den Kopf in die elende kleine Kajüte zu stecken. Da war's vorbei: diese Gerüche wurde ich nicht wieder los, und ich lag selber da wie ein Erschlagener bis an den hellen Morgen. Die Seekrankheit bearbeitete mich wie ein Bündel nasser Wäsche, das ausgeklopft wird, und ich glaube, wenn Einer mich mit meinen Decken hätte nehmen wollen und kopfüber ins Meer ausschütteln, ich hätte ihm die Arme nicht festhalten können. Mit Gewalt suchte ich mich zu ermannen und mir vorzustellen daß doch noch Andere ein Recht auf mich hätten. Aber selbst der Gedanke an die Meinigen schien mir wie in einer tiefen dunkeln Erdspalte zu stecken, an die ich nicht heran konnte.

Endlich am nächsten Vormittag wurde mir wieder heller zu Sinne, und ich sah Palma vor uns im Sonnenglanze, wie es mit seinen Bergen und

Schluchten schlank aus der See aufstieg. Die canarischen Inseln stehen über den Fluthen so jugendlich, so thaufrisch, als umschwebte sie noch etwas vom wilden Naturzauber, ehe er durch menschliche Ansiedlungen unterbrochen und gedämpft wurde.

Palma liegt am weitesten im Ozean hinaus, und wird von Vielen für die schönste unter diesen Inseln gehalten, weil es so schmuck sich darstellt, und — nächst Gomera — vom grünen Waldhaar noch am wenigsten entblößt ist. Die Gegensätze von zackigen Bergen, Felskolossen und Seefläche sind nicht so scharf, wie auf Teneriffa. Das kahle Gestade am Meer ist durch blaugrüne Euphorbien und andere Fettpflanzen gemildert. Ueber geringem Feld- und Gartenbau steigen die waldgrünen Abhänge hinauf zur steilen Bergmauer, die in einer Höhe von fünftausend Fuß in langer Linie daher zieht. Einzelne Hochgipfel ragen darüber. Von oben bis unten sind Fels- und Waldhänge tief ausgefurcht, in so regelmäßigen Streifen, als wäre es mit einer ungeheuren Egge geschehen. Zur Seite erheben sich ein paar Kegelberge.

Das Klima von Palma wird als vorzüglich gerühmt. Waldeshauch und Windesfrische bestreichen die Insel von früh bis spät. Köstlich gerathen hier die Früchte der Tropenländer, und die Seide von

Palma soll jede andere übertreffen. Auch die Menschen gedeihen, Krankheit ist selten, und ein Alter von neunzig Jahren nichts Ungewöhnliches.

Den größten Ruf aber genießt die Caldera de Taburiente. Schon auf der Ueberfahrt von Cadiz hörte ich einen jungen Palmeser, der in Madrid studirt hatte, mit Begeisterung davon reden. Große Berge, sagte er, gebe es überall: sie aber besäßen auf Palma gleichsam einen umgekehrten Pik, als hätte dieser mit seiner Spitze sich in die Erde gebohrt und die große Höhlung zurückgelassen. Ein Anderer erzählte: diese Caldera erwecke Grauen wenn man hineinblicke; er sei bloß oben auf den Riffen etwas umhergeklettert und habe sich nicht hinunter getraut.

Es war gegen 11 Uhr Vormittags, als wir landeten. Für die kurze Strecke von 14 spanischen Meilen hatten wir 18 Stunden verbraucht. Die Hauptstadt, Santa Cruz de la Palma, liegt auf der einzigen Stelle, wo das Gebirge nicht steil abstürzt in die Meeresfluth, sondern weit ausgeschweift emporsteigt, in ähnlicher, nur noch engerer Umgebung, als Santa Cruz de Teneriffa. Sechs Schiffe belebten die Rhede, unter ihnen ein Dreimaster, der im frischen Anstrich sich in der See spiegelte, man hatte ihn vor ein paar Tagen erst vom Stapel ge-

lassen. Dieser Schiffsbau deutete doch auf einige Industrie der Bewohner. Mit den Hafenbauten aber sah es nicht zum Besten aus. Vieles war zerfallen, anderes schien niemals fertig zu werden. Mit hunderttausend Gulden ließe es sich herstellen. Woher aber soll das Geld kommen? Die Insel gibt es nicht her, und die Stadt hat es nicht und die Regierung noch viel weniger.

Auf den Straßen war alles in Bewegung. Die Leute standen in großer Erregung vor den Hausthüren oder in Gruppen beisammen und sprachen und horchten. Ich erkundigte mich nach der Ursache. Wieder hatte eine der vielen Revolutionen in Madrid ihre Wellen bis hieher getrieben, der Bürgermeister war abgesetzt, zeigte aber gar keine Lust zu gehen. Nun hatte sich das bei der Langmüthigkeit, mit welcher man in Spanien öffentliche wie private Angelegenheiten betreibt, mehrere Wochen lang hingeschleppt. Da war aber Abends vorher der Sekretär des Präsidenten von Teneriffa gekommen, am Morgen auf dem Rathhaus erschienen und wollte den alten Bürgermeister kurzweg austreiben. Das war den Leuten etwas Unerhörtes; aber was zu thun, schien keiner zu wissen.

Nachdem ich im Gasthause den letzten Schatten der Seekrankheit im kühlen Wasser bald verjagt hatte,

eilte ich die Stadt zu durchstreifen. Leute von Vermögen und Bildung sehen auch hier gerade so aus, wie in irgend einer Stadt in Europa: die übrige Bevölkerung schien mir eine Linie dunkler in Gesichtsfarbe, besonders das Landvolk, das sich eben rüstete, gruppenweise vom Markte nach Hause zu ziehen. Malerisch schlugen die Bauern ihre Mäntel um sich: die vom trockenen und niedrigeren Süden, der Banda, liebten die blaue, die vom waldigeren und höheren Norden die braune Farbe. Ihre Frauen hatten auf dem Kopf ein großes schwarzes wulstiges Ding, geformt wie ein dickbäuchiger Kahn, und erinnerten mich lebhaft an Gegenden in Altbayern, wo eine jede auf ihrem Haupte einen kleinen Hausbären zu tragen scheint.

Ueberhaupt — und was nun folgt wird man mir um so weniger übel nehmen, als meine Schriften, und zwar längst vor 1870, sattsam beweisen, daß ich sehr stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein, und unserem Lande die höchsten Aufgaben stelle, und ich habe schon manchen Hieb deshalb hinnehmen müssen, besonders von Yankees und Magyaren, — also ich wollte nur sagen: bei der tiefsten Denkkraft und bei dem edelsten Schönheitssinn, wie sie bei Bildung sofort sich entwickeln, steckt doch im deutschen Volke viel weniger natürlicher Geschmack, als

in jeder andern Nation rings ums Mittelmeer. Man überlasse einem deutschen Mädchen aus dem Volke, sich ganz allein Putz und Kleidung auszusinnen, und es wird sicherlich etwas Abenteuerliches zu Tage fördern. Läßt sich denn die schöne schlanke Form zu einem größeren Ungethüm ausstaffiren, als in welchem Altenburgerinnen und Dachauerinnen einherschaukeln? Und wenn man alle Bücher zusammenrafft, die in einem Jahr im übrigen Europa verfaßt werden, so wird nicht so viele Sünden gegen schöne Form und saubere Wäsche darin finden, als in einem Monat die Mehrheit der deutschen Gelehrten begeht. Man darf schon herzlich zufrieden sein, wenn sich wenigstens ein Streben nach dem belobten höheren Primanerstil zu erkennen gibt. Diese eingewurzelte Geschmacklosigkeit reicht — man sehe nur auf die Mützen der Weiber und in die Hefte der Schulmeister — gerade so weit, als deutsche Volksmischung nach Frankreich und Rußland hinein geht.

In den Straßen von Santa Cruz de la Palma blieb nicht bloß Landvolk stehen und lachte, wenn ich vorüberging, auch Städter sahen ganz verdutzt den Ingles an, ein Zeichen von geringem Verkehr. Von hundert Menschen können hier noch nicht sieben lesen und noch drei weniger schreiben.

Dies hindert aber nicht, daß auch auf dieser entlegenen kleinen Insel die Rechtseifersucht, welche den Canariern angeboren ist, ihre Szenen spielt. Auf ganz Palma wohnen nur etwas über 30,000 Menschen: unter diesen gibt es 13 Advokaten und nur 2 Aerzte und 1 Apotheker. Gesetzt nun, alle Palmeser kämen ihrer Rechtshändel wegen nur zu den Advokaten der Hauptstadt, so träfe schon auf 2400 Menschen ein Rechtsstreiter von Beruf. Da nun die eine Hälfte nichts hat, um was sie prozessiren könnte, und von der andern Hälfte gar wenige die Prozeßkosten bezahlen können, so kann man sich vorstellen, wie sehr der Rest von Prozeßsucht umher getrieben wird.

Die Statistik der Insel zeigt wenige Kranke auf, aber ein trauriges Mißverhältniß zwischen den Geschlechtern. Auf 13 Männer kommen fast 18 Frauen, und auf 350 Wittwer 1550 Wittwen. Also die stürmische See und das wilde Gebirge fordern von gar manchem Mann das Leben.

Die Stadt Palma steigt terrassenförmig empor, und überall bietet sich eine Fülle von prachtvollen Aussichten. Auf einem der schönsten Punkte sagte mir der Besitzer oder sein Nachbar: da wäre es so herrlich, unser Herrgott könnte da sein Schläfchen machen. Behaglich zu ruhen bei köstlicher Lebens-

fülle scheint hier der Gipfel des Daseins: dieses Ideal sogleich auf Gott selbst zu übertragen, ist echt spanisch. Wo es jemals tiefere Bildung und kindliche Gemüther gab, da sah und sieht der Mensch — einerlei ob Christ oder Athener oder Gothe — in Gott die höchste Vernunft und Quelle aller Liebe und Wonne und Erleuchtung, den ewigen allumfassenden Willen, der dieses wundervolle Weltall mit seinen Blumen und Sternen, seinem Meeresglanz Felsen und Waldgrün und tausendfältigem Leben wie sein Gewand um sich gebreitet. Diese Anschauung, die jede bildliche Darstellung Gottes nur als schönes, ewig eitles Spiel nimmt, geht bei Germanen durch alle Volksklassen. Für Indianer und andere Wilde ist das göttliche Wesen nur etwas Ungeheures und Unheimliches, das Furcht und Bangen einflößt, und das sie in ihren armen finsteren Seelen mit allerlei kindischem Spuk zu beschwichtigen trachten. Romanen dagegen stellen sich mit dem höchsten Himmelsherrn gern auf vertraulichen Fuß, indem sie ihn erst menschlich kleiner und anschaulicher sich zurecht bilden. Der Türke denkt sich ihn als Sultan mit langwallendem Bart, der Neugrieche als einen alten weisen Handelsherrn, und dem Magyar wäre es ganz unmöglich, sich ihn anders als in Attila Kalpak u. s. w. vorzustellen. Bei

uns möchte in dieser Beziehung ein richtiger Berliner wohl der einzige Plastiker sein: er denkt sich den lieben Gott als einen prachtvollen General mit blitzendem Goldhelm und ballendem Kommando.

XVII.

Ueber die Cumbre.

Ich hatte gehofft, mit der „Vérité", einem französischen Dampfschiff, von Palma nach den Inseln Teneriffa und Gran Canaria und von da nach Europa zurückzukehren. Dieses Schiff wurde überall gerühmt, und es bot mir den großen Vortheil, auch die Städte an der marokkanischen Westküste abzustreifen. Allein nirgends war, als wir auf die Rhede von Palma eintraten, die „Vérité" vor Anker, und ich hörte: der Kapitän werde wohl gar nicht hieher kommen, er habe das Letztemal zu wenig Fahrgut gefunden. Ich mußte also in den sauern Apfel beißen und mit dem Postschiff, diesem schwimmenden Ställchen voll übler Gerüche, zurückgehen, und zwar am andern Abend schon — so sagte mir der Be-

fehlshaber sehr ausdrücklich — müsse er absegeln. Weil ich nun gern das Innere der Insel und besonders die große Caldera gesehen hätte, so entschloß ich mich noch Nachmittags nach der Ankunft zur Fahrt, und zwar, damit sie um so rascher ginge, wollte ich auch für den Diener ein Maulthier mitnehmen. Da aber gähnte ein Palmeser nach dem andern, und meinte: das sei eine mühselige Sache, nach der Caldera zu reisen. Ob ich denn wisse, was das für ein harter weiter Weg sei? Und gar bis morgen Abend schon zurück? Das sei ganz unmöglich! Dabei war der Preis, den sie für die Maulthiere forderten, unerhört. Endlich sprach ich den englischen Konsul, der für sich allein hier eine Handelsakademie zu bilden schien, und dieser verschaffte mir sofort zwei rasche Reitthiere und gab Anweisung und Empfehlungsbriefe dazu.

Es war schon Spätnachmittag, als wir — fünf Wegstunden vor uns — die geneigte Ebene hinter der Hauptstadt der Insel hinaufritten, welche sich einem langen scharfen Bergrücken vorlegt und mit blühenden Fruchtgärten und Feldern, höher hinauf mit Kastanienbäumen besetzt ist. Der Rückblick wurde entzückend. Hier und da erhoben sich am Meer schöne Palmen, zwischen deren hohen Schäften die blaue Fluth durchschimmerte. In scharfen Zick-

zacken stiegen wir dann den Berghang hinauf, der mit jedem Schritt abschüssiger wurde. Die kleinen Maulesel — zum erstenmal ritt ich solche — trabten, wo es eben anging, und kletterten wie flinke Katzen, wenn das Gestein im Wege halsbrecherisch wurde. Weiter oben bezeugte hier und da ein hölzernes Kreuz Stellen, wo ein Reisender zu Tode stürzte oder im Winter mitten im eisigen Schneesturm ermüdete und erfror.

Den Hals brechen — das ist das einzige Unglück, das einem einsam Reisenden auf den canarischen Inseln begegnen könnte. Sonst aber mag er Tage lang aus einer verborgenen Schlucht in die andere steigen, überall herrscht tiefe Sicherheit. Raub und Mord um Geldes willen sind unerhört; auch der Hungernde denkt nicht ans Stehlen.

Wie ganz anders ist das in Sizilien! Als ich dort eines Morgens von Girgenti in das Innere ritt, erhielt ich ungesucht militärische Begleitung zum Schutz gegen Briganten, und andern Tages rettete mich bei dem Zusammentreffen mit dem Gesindel nur ein glücklicher Zufall. Wer mir im Innern Siziliens begegnete, zog daher bis an die Zähne bewaffnet. Das Landvolk aber schaute finster und trotzig drein, und wendete sich von dem Reisenden lieber ab, als daß es ihm ein gutes Wort gönnte.

Das ist jetzt über zehn Jahre her, und seitdem ist es in Sizilien zehnfach ärger geworden: keine Anstrengung der Regierung vermag das Räuberwesen auszurotten.

Was ist nun der Grund, weshalb auf den canarischen Inseln nicht die Spur davon vorkommt? Die Zustände der Landbevölkerung sind dieselben hier wie in Sizilien. Ihr größter Theil besteht aus armen Pächtern und Taglöhnern, welche mühselig arbeiten, um die reichen Grundbesitzer, die in den Städten wohnen, zu ernähren. In Sizilien aber erfüllt die Bauern ein tiefer tückischer Haß gegen die Beamten die Landeigenthümer und andere Besitzende, die sie als ihre Dränger und Blutsauger betrachten. Wo an ihnen ein guter Fang zu machen, zieht der Bauer gleich seinen Karabiner aus dem Versteck: im nächsten Augenblick hat er wieder die Hacke zur Hand, und kein Nachbar verräth ihn. All die sizilischen Bauern bilden eine einzige große Verschwörung, deren stille Tiefen den Verbrecher bergend in sich aufnehmen. Der Untergrund des Volkes ist eben ein anderer, als auf den canarischen Inseln. Feldbauern und Sklaven aus den Römerzeiten mischten sich auf Sizilien mit Griechen und Arabern: auf den canarischen Inseln aber erhielt die alte spanische Ehrbarkeit eine noch bessere Grundlage an dem trefflichen Volkscharakter der

Wandschen, und die Höflichkeit, die freundliche Genügsamkeit, die alle Geschichtschreiber ihnen nachrühmen, ist nicht ausgegangen. Auf allen meinen Fahrten habe ich, außer in Deutschland, nirgends so treue und ehrliche, so anhängliche und achtungsvolle Diener gehabt. Auch gesprächig sind sie und, wo man etwas braucht, flink bei der Hand, und stimmen gern ihr Liedchen an.

Wer im Gebirge auf Palma dem Andern begegnet grüßt ihn mit buena Cumbre! das heißt „Gute Bergfahrt!" und wer glücklich auf der Schneide oben anlangt, läßt fröhlich einen Gesang erschallen. Das ist der Brauch so von alten Zeiten her. Mir aber that unendlich wohl der dichtgrüne Laubwald, welcher die ganze Bergseite bekleidete. War es auch nur hohes Lorbeer- und Haya-Gebüsch, die Brust that doch wieder im Waldesduft tiefe Athemzüge. Das Auge sättigte sich doch wieder an dem ruhigen frischen Grün, nachdem es so lange durch die glitzernde ewig bewegliche Meeresfluth, durch die rothbraune Erd- und Bergfeste ermüdet war. Zur Rechten winkte in der Höhe stolzer Fichtenwald. Immer herrlicher dehnte sich die Aussicht auf die begrünten scharfrippigen Berge da unten. Tiefer lagen die sonnigen Striche, wo tiefblau das Meer und hellweiß die Häuser glänzten.

In weniger als zwei Stunden hatten wir bei etwa 5000 Fuß Höhe den steilen Bergrücken erreicht, da wo im lang hinlaufenden Kamme bei der Cumbre nueva eine tiefe Einsattelung ist. Die vielgerühmte Aussicht, die man hier nach Teneriffa und den andern Inseln genießt, verhüllte Dunst und Nebel; um so belustigender war das Wolkenspiel. In einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere hielt ein weißes weites Wolkenheer die Flanken des Bergzuges umgürtet, blieb aber noch etwa 1000 Fuß unter uns, so daß das Gebirg in scharfer dunkler Linie darüber hinlief. Nun suchten die Wolken, fort und fort sich emporwälzend, die hohe Kante einzunehmen. Hier und dort wagten sich blanke Streifschaaren vor; sobald sie aber den dunkeln Kamm erreichten, wurden sie von der Luftströmung zurückgeworfen und, wollten sie Stand halten, vernichtet. Dann schien es, als wenn das Heer der Wolken sich erst wieder sammelte und verdichtete, und wenn sie eine kurze Weile zusammen gebrauet hatten, gingen sie tückisch auf neue Angriffe aus, die aber nicht besser abliefen als die früheren. Wendete ich mich nun nach der andern Seite, so lag Alles wie verklärt im letzten Abendstrahl. Der breite waldbedeckte Abhang zu meinen Füßen schimmerte grüngolden, und tiefer unten dehnten sich die Wolken wie ein weißgraues

stilles Meer, über dessen weite Fläche glühende Blitze irren. Zur Rechten aber zeigte sich ein Eingang in eine herrliche Waldschlucht, in deren Tiefe ein bleicher See von zerrissenen Felswänden und kahlen Gebirgsstöcken umgeben schien. Dort hinein lag die große Caldera, ihren Kessel nämlich überdeckte die glatte Wolkenbank wie ein Seespiegel. Als nun die Sonne ins Meer sank, wurden die Bergspitzen mit den obersten Wolkenlagen ganz erfüllt von Gluth, und darüber hin zogen mit leichter lichtgrauer Linie Anhöhen, hinter denen das Meer leuchtete wie rother Brand.

Herunter ging's durch harzduftigen Wald, die schönsten canarischen Fichten streiften mich mit ihrem weichen Grün, und als ich auch den Wolkengürtel durchmessen hatte, meinte ich im lieben Deutschland zu sein. So lieblich grün lockte da unten ein breit ausgerundet Wiesenthal, unterbrochen von gelben Kornfeldern, und die Finken und Drosseln schlugen ihr Meistes und Bestes, den Wald noch lustiger zu machen.

In der Tiefe, wo das Nadelholz spärlicher wurde und nackte Gerölle begannen, auch ein dunkler Lavastrom sich einmischte, stand ein uralter prachtvoller Fichtenbaum, dessen Stamm keine fünf Mann umspannen könnten. Weil ein Madonnen-Altärchen in

seinen Zweigen steht, so heißt er der Pino santo. Als ich hier ein wenig rastete, kam, als es längst Nacht geworden, noch eine Schaar Dorfmädchen den Berg herunter, die fröhlich sangen, aber schreiend und lachend auseinander stoben, als der Fremdling auf einmal zwischen sie trat. Reisende sieht man auf dieser Insel selten: daß Deutsche bis hieher gekommen, wußte sich der englische Konsul, zwei Naturforscher ausgenommen, nicht zu erinnern.

Es war vom Pino santo nur noch ein Stündchen bis zur Ortschaft Pazo, wo ich bei dem reichsten Bauer Nachtquartier finden sollte. Herr Joseph Michael Fichte, so lautete sein Name ins Deutsche übersetzt, war nicht daheim, und die alte Haushälterin ging eilig, ihn zu rufen und mir Brod und Kaffee zu holen. Eier und Wein aber gab es im Hause. Als der Hausherr kam, hörte ich ihn zanken, warum sich die Alte von mir für den Einkauf hatte Geld geben lassen, und als ich ihm meinen Empfehlungsbrief, denn er selbst war der Lesekunst nicht mächtig, vortrug, freuete er sich höchlich. Während des Essens fragte ich nach Farrenbrod; da sagte der Alte: „Gott sei Dank, wir haben noch ächten Gofio genug." Aus den Wurzeln des Adlerfarren nämlich wird in Noth- und Hungerszeiten Brod gebacken: es ist ganz schwarz und soll

etwas besser als Baumrinde schmecken. Der Gofio aber, einst die Hauptnahrung der Wandschen, besteht aus Gerste, die auf einer Handmühle in kleine Körnchen zermahlen und dann leicht geröstet wird: mit Milch angemacht mundet Gofio gar nicht übel. Ein junger Mensch kam herein und küßte allen die Hand. Diese Grußweise, die mir schon öfter aufgefallen, steht also auf den canarischen Inseln nicht bloß auf den Briefen, wie es in ganz Spanien einmal üblich ist.

Meine Lagerstätte bekam ich unter einer Bergeslast von Betten, und in einer Kammer, die mit allem möglichen Pferde-, Haus- und Feldgeräthe behängt war. Der alte Bauer lag daneben, und war so erregt, daß ich ihm noch lange von Paris und Berlin und dem großen Krieg erzählen mußte.

Bei Tagesgrauen waren wir auf, und der Hausherr ließ mich seine ganze-Einrichtung sehen. Vier kleine dunkle Gemächer lagen in einer Reihe neben einander und ein paar andere davor. Jedes war eine Art Steinkasten, ziemlich roh von Feldsteinen aufgeführt, und Fenster hatte nicht ein einziges. Nur das größte, der Speisesaal, zeigte wenigstens zwei Löcher statt der Fenster, in seinem Innern aber zählte ich zwölf schwere Kisten, worin Getreide Feigen Rosinen Eier Kleider und Hausrath auf-

bewahrt wurden. Zwei dieser Gemächer dienten zum Schlafen, eines zur Küche, eines war Pferde- und ein anderes Ziegenstall. Was bei uns in einem großen Bauernhaus in- und übereinander gebaut ist, das steht hier auf dem Erdboden nebeneinander. Freilich sind's alle zusammen nur aufgemauerte Löcher, um gegen Nachtthau und Tageshitze Schutz zu haben.

Mit Stolz aber zeigte mir der Eigenthümer erst seine schöne Aussicht, dann seinen weiten gemauerten Wasserbehälter, endlich seine Ländereien. Den größten Werth legte er offenbar auf den mittleren Besitz, die Cisterne. Ich könne, sagte er, die Insel auf und ab gehen: eine größere finde ich nicht. Dieser Besitz schützte ihn vor der schlimmsten Geißel, welche die glücklichen Inseln bedroht, die entsetzliche Dürre, welche ihnen der afrikanische heiße Wüstenwind bringt. Schon die alten Wandschen baueten sich solche Cisternen, und sorgten bereits für Kanäle, die ihnen und den Feldern regelmäßig Wasser zuführten.

XVIII.

Zur großen Caldera.

Bald nach fünf Uhr in der Frühe ritten wir ab, der rüstige Siebenziger voran im Feiertagsrock und auf seinem besten Roß. Ein Knecht mit zwei Ledersäcken voll Lebensmitteln und einem Fäßchen Wein folgte, gerade als zögen wir aus zu irgend einer Wüstenei. In seiner Herzensfreude rief Don Jose Miquel den Nachbarn, die vor die Hausthür kamen, zu: „Ich mache den Practico (Führer) für den Herrn, es geht zur Caldera!" Und dann riefen sie ihm allerlei Freundliches zurück, worüber er herzlich lachte. Offenbar genoß er ebensoviel Liebe als Ansehen. Er sagte mir: er werde jedesmal ein besserer Mensch, wenn er Morgens in Wald und Flur hinauskomme. Nun war ich so thöricht zu

fragen: ob er denn bei seinen 73 Jahren noch immer besser werden wolle? Da sah er mich eine Weile an und sagte: „Geld und Gut habe ich genug, aber ich strebe danach, daß ich dem gerechten Richter da oben gefallen möge, und — schloß er lächelnd, indem er sein Pferd umwarf — nach irgend etwas muß der Mensch streben, sonst hat er keine Lust und Freude auf Erden mehr." Wie doch der Alte die menschliche Natur kannte! Der eine strebt an Wissen, der andere an Reichthum, der dritte an Ehren reicher zu werden, und das demüthigste Nönnchen im Kloster will immer noch frömmer und andächtiger werden. Die größten Narren sind diejenigen, welche von Neid und Haß verzehrt danach streben, andern wehe zu thun: denn sie haben einmal gewiß am wenigsten Vergnügen auf der Welt.

Unter solchen moralischen Gesprächen kamen wir rasch vorwärts. Die feuchte frische Morgenluft wehte uns aus der Waldung entgegen. Noch zog sich ein weißer Wolkengürtel um die Mitte der Berge, deren Kuppen und Spitzen bleichgrau hervorragten. In ihren oberen Lagen wurden die Wolkenmassen röthlich von der Sonne angeschienen, und es sah aus, als wäre um die Berge ein weicher weißer Hermelinmantel geschlagen, auf dem hin und wieder Goldstreifen funkelten.

Dann kamen wir in ein finsteres Waldthal und ritten an der rechts stehenden Berghalde steilauf, wohl ein paar tausend Fuß hoch. Hier war Alles mit Fichten bestanden: aber so nahe und so weit auch die Blicke streiften, überall trafen sie auf gräßliche Verwüstung. Um ein Stückchen Land mehr zu gewinnen, hieb man die schönen Stämme ringsum ein wenig an und ließ sie dann elendig absterben. Sind sie dürr geworden, haut man erst die untern dann die obern Aeste ab, und wartet, bis der Wintersturm den morschen Stamm vollends umwirft.

Das Waldthal führte zu einer tiefen Einsattelung des Gebirgsrückens, der quer vor uns hinlief. Die Einsattelung heißt die Cumbre cita d. h. Bergeinschnitt, und da sieht man in die Caldera hinein. Sie ist ein ungeheurer halbrunder Kessel, umstarrt von senkrechten, mehrere tausend Fuß hohen Felswänden, auf denen sich nackte Berghäupter bis in die Wolken erheben, während tief unten auf dem Boden des Kessels scharfe Riffe vorspringen und weiter laufen, um kraus und wild den Grund zu durchsetzen, hier nacktfelsig, dort bewaldet und auf anderen Stellen wieder voll grünen Angers. Dazwischen öffnen sich tiefe Schlünde, die noch in Dunkel begraben lagen, während die Sonne schon die senkrechten Abstürze gegenüber erhellte. Pracht-

volle Schatten fielen deckend über die grüne Wildniß da unten, dazwischen spannten sich, als die Sonne höher stieg, breite Lichtstreifen über das mächtig weite Tiefbecken, die immer mehr eindrangen, bis auch die letzten Schlünde, vom Sonnenglanz erfüllt, weißschäumende Bäche auf ihrem Grund erkennen ließen.

Ich stieg unterdessen, während die Andern bei der Cumbre cita absattelten, links davon auf dem Bergrücken hin, der die Caldera von dieser Seite umzog, und kam bis zur äußersten Spitze. Zu beiden Seiten fiel der Blick in schauerliche Abgründe, die halb mit Nadelholz begrünt waren, stellenweise auch mit einer Art wilden Salbeis, der große rothe Blüthen trug. Von unten herauf hörte ich das langentbehrte Wasserrauschen und kletterte — es hat dies für geübte Bergsteiger keine sonderliche Gefahr — eine Strecke weit hinab. Hier stürzte sich der Bach in eine furchtbar tiefe Schlucht, welche aus der Caldera ihr Gewässer nach Argual und ins Meer führt. Da ist alles großartigste Naturwildniß, in welcher ein malerischer Anblick den andern drängt. Der Ringkamm, welcher den weiten Kessel umzieht, ist in seinen unteren Felswandungen überall eingefurcht und zerrissen, und zeigt bald graue, bald grünliche, bald röthliche Flächen. Mir gerade gegen-

über hob der Pico de los Muchacos sein Haupt bis zu nahe 8500 Fuß Höhe, daneben ist der de la Cruz nur um zweihundert Fuß niedriger, während der dritte Pik, der von der Caldera aufsteigt, del Cedro genannt, noch über 7000 Fuß hat.

Außer Geiern und Raben erblickte ich nichts Lebendiges, und nur der Wald und die Wasserstürze rauschten durch die Einsamkeit. Nach einer Weile aber schallte aus den tiefen Schlünden Gebell herauf: wahrscheinlich jagten Hunde dort Kaninchen. Auch Wildziegen schweifen an den Abhängen: man jagt sie aber selten, weil sie wahrscheinlich noch schlechter schmecken, als eine alte Gemse, die zu bekommen man sich öfter Kniee und Hände verschunden hat.

Als ich wieder herauf und zum Gastfreunde kam, schien er ein wenig unwirsch: das lange Ausbleiben hatte ihm Unruhe gemacht. Aber die Heiterkeit, die seiner Seele Grund erfüllte, gewann bald wieder die Oberhand, als wir mitsammen anstießen. Wir saßen in einem Häuschen, das neben der Cumbre cita aufgemauert war und zur Wasserleitung gehörte, die auf gleicher Höhe über diesen Bergeinschnitt geführt ist und zur Rechten rund um einen Theil der Caldera ihre weiße Linie durch den Wald zieht. Der große Felsenkessel ist der Wohlthäter der Insel, ohne welchen ein bedeutender Theil ihrer Be-

völkerung gar nicht bestehen könnte. Denn in diesem weiten Becken sammelt sich die rings von den Wolken und den Felsbergen abrinnende Feuchtigkeit, stets ist eine Fülle frischen Wassers da, und sorgfältig führt man es in langen Leitungen über den ganzen Süden von Palma, die trockene Banda zu erquicken. Auf diesen Inseln hängt Alles vom Wasser ab. Wo zu Meereshauch und Sonnenwärme nur ein paar Tropfen Wasser hinkommen, kennt die Fruchtbarkeit keine Gränzen: fehlt das Wasser, bleibt nur sandige felsige starrende Wüste. Der Alte hatte die Steinhütte öffnen lassen, denn es näherte sich der Mittag, und troß unserer 5000 Fuß Höhe über dem Meer wurde die Sonnengluth draußen unleidlich. Auch der Ziegenhirt, der mit der Heerde in einer Höhle der Nachbarschaft zu nächtigen pflegte, war herbeigekommen und durfte am Frühstück seines Herrn theilnehmen. Er freute sich über die vielen Schwalben, die ihre Fluglinie über die Abgründe hin und her zogen. Sie waren schon Mitte März gekommen — das bedeutete ein gutes Jahr.

Um die Caldera nach einer andern Seite zu überblicken, erbat ich mir Erlaubniß, noch bis zum Ursprung der Wasserleitung zu gehen. Da wollte der Alte durchaus mit, „die paar Steinbrocken am Wege fürchte er noch nicht.“ Als sie ihm aber doch

gar zu hoch und unmanierlich wurden, fing er plötzlich im Aerger so heidenmäßig zu fluchen an, so gut es nur jemals ein alter Wandsche verstanden hat. Plötzlich besann er sich, schwieg und drehte um. Nun hätte ich mögen den ganzen Tag in der köstlichen Waldkühle verweilen. Das blinkende Wasser rauschte und schäumte hier und dort über die Leitung und benetzte riesiges Farrenkraut, das in der Sonne glänzte, wo sie durch die Bäume brach. An dem Punkte, wo die äußersten Quellen gefaßt waren, befand ich mich gerade der dunkeln Thalschlucht von Argual gegenüber, welche die Gewässer abführt, und sah, wie sich von dorther ein wenig Kornfeld und anderer Anbau in die Caldera hineinwagt.

Dieses ungeheure Halbrund ist das größte Prachtstück wildromantischer Landschaft. Auf seinem Grunde drängt sich die Dattelpalme und der Drachenbaum unter die uralten canarischen Fichten, und dieser Boden des Kessels ist durchsetzt von grünen Bergrücken Felsengewirr uraltem Gehölz und Schluchtendunkel, voll blinkenden Wassers und stürzender Bäche — umstarrt von einem steinernen Ringwall, der in senkrechter Tiefe ein paar tausend Fuß mißt, dessen Wände in allen Farben leuchten, — überragt von grauen Berghäuptern bis zu sieben- und achttausend

Fuß Höhe, — das Ganze umflossen von einer lichtfunkelnden Luft, deren Durchsichtigkeit so groß ist, daß sie wie helle Fluth eindringt in jede Furche hoch am Felsenkopf und unter die niedrigen Blätter jeder Pflanze am Boden, alles mit märchenhaftem Schimmer erfüllend.

Ein Krater aber, wie man diesen Bergkessel nennt, ein Krater so wie er sich auf anderen Vulkanen darstellt, ist er nie gewesen. Von meinem Standpunkte sah ich deutlich, wie diese Caldera ein Gebirgsthal ist, welches Furche für Furche die Wasserstürze in das ringsum ragende Gebirge immer tiefer eingerissen und eingegraben. Der Sage nach standen viele wilde Palmen hier, welche das Gewässer schon in altersgrauer Zeit entwurzelt habe. In unseren Alpen gibt es auch solche Gebirgskessel, und wenn am Königsee bei Berchtesgaden eine Schlucht sich öffnete, die sein Gewässer entführte, so würden wir, wenn sein Bett nach einiger Zeit überwaldet wäre, einen ganz ähnlichen Anblick haben.

Don Jose Miguel begleitete mich bis wo unsere Wege sich schieden. Da nahm er herzlich Abschied, und sagte: „Er begreife ganz gut, weshalb ich so weite Reisen mache. Wäre er noch jünger, so wollte er auch gehen, um Gottes Herrlichkeit auf Erden zu schauen. Es werde ihm ohnehin hier zu voll

von Menschen, und er müsse machen, daß er dort oben noch ein Plätzchen finde. Nun wünsche er, daß ich die Meinigen in Gesundheit wieder antreffe, und ich solle ihnen seinen Gruß und Respekt vermelden." Nach dieser wohlgesetzten Rede gab er dem Pferde die Sporen, und ich sah ihm lange nach, denn ich hatte den Alten lieb gewonnen. Hätte er deutsch statt spanisch geredet, so konnte man ihn, wie er da saß breit und stattlich auf seinem braunen Roß, ohne weiteres für einen westfälischen Großbauer halten.

Es ging jetzt wieder den Waldweg zur Cumbre hinauf, wo ich Abends vorher herabgekommen. An jeder lichten Stelle, als wir höher kletterten, mußte ich zurückblicken, denn die Aussicht war gar zu gewaltig. Ueber all die braunen Hügel und grünen Thalgefilde schaute man weg aufs tiefblaue leuchtende Meer, und dieses stieg wachsend im ungeheuren Halbkreis empor, gleich als wäre die Insel nur ein kleiner Felsblock in seiner Tiefe.

Sobald ich aber die Schneide des Gebirgszugs erreichte, trieb ein scharfer Wind wieder die Wolken entgegen, und war alles wieder voll grauen Nebelgewirbels und nicht das Geringste mehr zu erblicken. Nur der Pik drüben auf Teneriffa grüßte aus seiner Aetherhöhe über den Wolken herüber in schneeweißer Reinheit: ich bekam, als ich ihn plötzlich gewahrte,

fast einen kleinen Schrecken vor der unsäglichen Hoheit dieser Bergmajestät.

Noch einmal sah ich auf die Fichtenwaldung zurück, welche weithin mit schimmerndem Grün Thal und Höhen nach der Caldera zu bekleidete. Wenige Jahre wird es dauern, dann haben auch in diesem uralten heiligen Walde Feuer und Axt ihr verzehrendes Werk gethan. Jeder einzelne Baum könnte einem leid thun, denn die canarische Fichte ist ein so schöner und werthvoller, ein wahrer Prachtbaum. Obgleich zum Nadelholz gehörig, gibt doch sein fußlanges Laub dichten Schatten, und von weitem scheint es ein sanftes, aber helles Saftgrün in leisem Glanz wie grüner Damast. Dabei ist fast jeder alte Baumriese eine Persönlichkeit für sich, die ihren eigenen Gang und Sinn hat. Bald strecken sie sich fast wagrecht ein paar Ellen hoch über den Boden hin, bald haben sie sich zu runden Thürmen verknorrt mit Erkerfenstern, bald steigen sie schlank in die Höhe hundert und mehr Fuß. Nur in halbversteckten Gebirgsthälern auf Lesbos oder Sizilien habe ich unter alten Oelbäumen so viele wunderliche Gestalten gesehen. Und welch ein unversiegliches Keimen und Leben steckt in solch einer Fichte! Es ist fast nicht zu tödten. Wenn der Stumpf bis in die Erde hinein ausgebrannt ist, sprossen zur Seite

die jungen Triebe wieder lustig empor. Haut man aber ringsum alle Zweige ab, so bricht unmittelbar aus der Rinde das schöne frische Nadelgrün heraus, und der riesige Schaft steht im Walde wie eine grünumwundene festliche Säule. Unsere Bäume wagen sich nicht gern über 3000 Fuß Meereshöhe, die canarische Fichte aber steigt doppelt so hoch. Ihre langen Aeste in die Seebrandung zu tauchen verschmäht sie: noch bei 1500 Fuß über Meer bleibt sie niedrig und wölbt sich eine breite Krone, als wollte sie sich darunter verstecken. Aber an den hohen Bergwänden reckt sie sich und steigt öfter kerzengerad ihre anderthalbhundert Fuß in die Lüfte, während sie zu gleicher Zeit breitschattige Aeste tief zur Erde senkt.

Das Holz aber ist vortrefflich zu allem Werk und Bau, und man liebt es, trotz seiner Schwere, auch auf Schiffswerften. Ob es an der Luft vierzig oder vierhundert Jahre dauern soll, ist ganz gleich. Es gibt auf den canarischen Inseln noch Häuser aus der Zeit der ersten spanischen Eroberung, und ihr Fichtenholz scheint noch so fest als wäre über den Bau kein Menschenalter vergangen. An den Berghängen und in den tiefen Schluchten stehen noch viele andere edle Bäume der verschiedensten Art, an denen man seine rechte Freude haben kann. Die Canarier aber besitzen zum Schiffbau entschieden

Geschick und Neigung, ihre Inseln liegen den Seefahrern recht auf dem Wege: sie könnten die lebhaftest besuchten Schiffswerften haben. Nur müßten sie ihre Waldungen besser hegen, namentlich auf den trockenen Bergrücken, wo doch nichts anderes fortkommt. Wohl gibt es strenge Gesetze gegen die frevelhafte Waldverwüstung. Doch unbekümmert brennt jeder Hirtenbub den schönsten Baum an, wenn er sich ein hübsches Feuer machen will, und Niemand wehrt ihm. Jedermann, wenn man ihm die Folgen des Wälderverderbs vorstellt, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und sagt: „Ja wohl, ja wohl! Was sollen wir machen ohne Holz und Kohlen?" Aber die Edlen lassen sich haufenweise die jungen Stämme zuführen, die im Walde vor allem sollten geschont werden.

Das Gesetz steht in Spanien gar leicht auf dem Papier: um es aber auszuführen braucht es Strenge und Wachsamkeit der Behörden, und vor allem gesetzlichen Sinn im Volke. Wo aber wäre jetzt Beides zu finden, soweit spanische Art und Sitte reicht? Der Spanier kommt mir immer vor wie ein edler Jüngling, der im wilden Unmuth unter die Räuber gegangen. Ob er wohl jemals aus freien Stücken zu den schönen reinlichen Hallen des Elternhauses zurückkehren wird?

XIX.

Die letzten Freien von Palma.

Wenn ich die nächsten Tage an die tiefen Schluchten und Schlünde zurückdachte, die sich in der großen Caldera in wellenmäßiger Bewegung zum Thal von Argual hinabzogen, belebten sich ihre Ränder unwillkürlich mit schlanken und behenden Wandschen, die ihre langen Lanzen durch die Luft sausen ließen und in mächtigen Sätzen die Abgründe übersprangen. Hier in diesem Thalkessel hatten sie einst ihre unbezwingliche Naturfestung gehabt, drüben in der Schlucht von Argual vollendete sich ihr jammervolles Schicksal. Es geschah das in demselben Jahr, als Granadas Mauern fielen und Columbus nach dem unbekannten Welttheil segelte, von welchem ihm, als er auf den canarischen Inseln verweilte,

der Wellenschlag über den Ozean her die Zeugnisse zugeführt hatte.

Die Eingeborenen von Palma waren gefürchtet wegen ihrer Leibesstärke und Sinneshärte. Wenn ein Mann an seinem Körper Qual litt oder in seinem Gemüthe, so hungerte er sich freiwillig zu Tode. Auch die Weiber griffen frohen Muths zur Lanze. Als die Spanier Ferro besaßen, machten sie von dort aus wiederholt Angriffe auf Palma: stets wurden sie blutig zurückgeschlagen. Bei einem dieser Einfälle, wo sie Vieh und Menschen rauben wollten, widersetzte sich ihnen auch ein riesiges Weib von schöner Gestalt und focht mit großer Entschlossenheit. Als sie aber von Feinden sich umschlossen sah, da sprang sie plötzlich auf die Spanier ein, griff einen heraus, nahm ihn unter den Arm und rannte mit ihm zu einem steilen Abgrund, um sich und den Feind hinab zu stürzen. Unzweifelhaft hätte sie es gethan, wenn nicht einer der Spanier, die hinter ihr her eilten, sie eben noch von hinten ins Bein getroffen hätte, daß sie zu Boden stürzte.

Alonso de Lugo war, ehe er zu Teneriffas Eroberung sich anschickte, am 29. September 1491 auf Palma gelandet bei Tazacorte, wo die Schlucht von Argual zur Caldera führt. Mit großer Vorsicht ging er zu Werke und begann sofort, sich zu

verschanzen und ein Fort zu bauen, daß er eine Zuflucht hatte und einen Platz, wo er Lebensmittel bergen konnte. Aber siehe da, mit freundlichen Gebärden erschien Mayantigo, Fürst des umliegenden Gebiets von Aridana, er näherte sich den Spaniern und brachte ihnen Proviant und Geschenke. „Er habe sich bedacht," erklärte Mayantigo, „Christ und Spanier zu werden, sei etwas Gutes: nur müsse man ihm sein Fürstenrecht und seinem Volke Freiheit an Person und Eigenthum verbürgen." Wie gern Lugo darauf einging!

Vier andere Fürsten folgten Mayantigos Beispiel. Denn die Wandschen auf Palma waren unter einer Menge kleiner Stämme und Häuptlinge zertheilt, von denen jeder eigensinnig that, was ihm gut dünkte. Durch sein offenes und liebenswürdiges Auftreten, durch kluge Verhandlungen und Geschenke gewann Don Alonso einen Häuptling nach dem andern, und die Wandschen liebten ihn, weil er so redlich und ritterlich war.

Nur Zwei, die Fürsten Jariwo und Garehawa, die höher im Gebirge von Tijalete wohnten, sammelten ihre Schaaren. Bei einem früheren Einfall hatte ein Spanier die Schwester des Letzteren auf dem Felde ergriffen und wollte sie fortschleppen. Sie aber widersetzte sich mit solcher Gewalt, daß er zu

seinen Waffen griff und im wilden Ringen sie erstach. Später, als Friede geschlossen war und die Spanier freundschaftlich, um Handel zu treiben, nach Palma kamen, erzählte Jener sein Abenteuer dem Fürsten Garehawa, weil er nicht wußte, daß es dessen Schwester gewesen. Da sagte dieser: „Euer Unstern hat Euch mir in die Hände geführt, daß ich meiner Schwester Tod rächen soll.“ Und auf der Stelle übte er die Blutrache und stieß dem Spanier seine Lanze durch den Leib. Jetzt erwartete er mit seinem Genossen den Landesfeind, als dieser die Anhöhen hinanstieg. Alonso de Lugo stellte sein Heer in Schlachtordnung, griff an, und schlug die Wandschen in die Flucht. Da zogen sie sich auf die höchsten Punkte ihrer Berge zurück. Er aber wußte die Gefangenen, die er gemacht hatte, so mild und freundlich zu behandeln, daß sie ihm die besten Unterhändler wurden. Ihre Landsleute kamen von den Klippen herunter und legten die Waffen nieder, noch ehe es Winter wurde.

Ein einziger Fürst war noch übrig, Tanause von Ezero: der letztere Name bezeichnete den Gebirgskessel, die Caldera, die damals von Wandschen bewohnt und ihr Nationalheiligthum war. Denn hier in dieser erhabenen Umgebung, wo Alles das Gemüth zu Ehrfurcht und stillen Schauern stimmte,

verehrten sie das göttliche Wesen. Tanause schwur: in diese heilige Stätte seines Volks solle der Feind nimmermehr eindringen. Der Name Ezero oder Esero bezeichnete eine Eisenstätte; wahrscheinlich war er von den rothbraunen Bergen hergekommen, denn auch die Insel Ferro, die eben solche Berge hat, hieß bei den Eingeborenen Esero. Als die Spanier nach der Bedeutung fragten, erklärten sie: Esero sei etwas sehr Festes und Starkes. Man zeigte ihnen nun Eisen, da riefen sie Esero, Esero, und übersetzten auch später, als sie Kastilianisch gelernt hatten, den Namen ihrer Insel in Hierro oder Ferro. Daher also, von dem gothischen eisarn, hat die Meridianinsel ihren Namen bekommen.

Die streitbare Mannschaft stand ihrem Fürsten waffenfreudig zur Seite. Es gab damals zwei Zugänge zur Caldera, der eine führte durch die enge Felsenschlucht des Flusses, der andere daneben über den Paß Adamancansis. Don Alonso wählte den letzteren zum Uebergang, griff an und wurde blutig geworfen. Eilig zog sich das spanische Heer zurück. Die Sieger verfolgten es nicht.

Der General berieth sich mit den befreundeten Wandschenfürsten, die ihm Hülfsvölker gestellt hatten. Sie versprachen, ihr Aeußerstes zu thun. Am andern Morgen rückten die Spanier wieder vor, dies-

mal in der Schlucht des Flusses aufwärts, um in den Gebirgskessel einzudringen und den Vertheidigern in den Rücken zu kommen. Auf ihren Schultern trugen Wandschen den spanischen Feldherrn wohl zwei Bogenschüsse weit über das tobende Gewässer, wo die Stelle noch jetzt Paso del Capitan heißt. Unter tausend Mühseligkeiten stiegen die Soldaten in dem felsigen und schmalen Flußbett empor. Plötzlich erschien Tanausc mit seinen Kriegern und stürzte sich auf die Spanier. Schrecken überfiel ihr Heer. Alles stockte. Alonso sah den Untergang vor Augen und war heilfroh, als er mit dem Rest seines Heers wieder weiter unten stand. Am selben Abend sandten die Wandschen ihre Greise, Frauen und Kinder auf den Gipfel des Bergs in Sicherheit. Dort gab es Höhlen, wo sie mit ihren Heerden sich bergen konnten. Allein die Nacht wurde entsetzlich kalt, und auf der eisigen Höhe erfroren die Aermsten, da sie nicht wagten herunter zu kommen. Von jener Zeit an hieß jene Unglücksstelle bei den Eingeborenen Aysouagan; so schreibt Glas in seinem Englisch das Wort, und es ist uns überliefert, daß es Platz des Erfrierens bedeuten solle. Geht man aber auf das gothische agan und ogan (agjan und ogjan) zurück, so ergiebt sich das Wort natürlich als „Eisschrecken".

Andern Morgens erklärte einer von den be-

freundeten Wandschenfürsten, der in der Taufe den Namen Juan Palma bekommen: er wolle zum Feinde gehen und um Unterhandlungen bitten. Tanause nahm ihn an, erwiederte aber: unbedingt müßten die Spanier erst abziehen, hinunter wieder nach Aridana; dann wolle er zu ihnen kommen und sich gütlich mit ihnen bereden. Alonso beschwur ihm feierlich Waffenstillstand und freies Geleit und gab Befehl zum Rückzug.

Heimlich aber sandte er eine starke Abtheilung nach dem Paß Adamancansis. Die Wandschen entdeckten dort die Spanier ohne Zweifel, aber arglos, wie sie waren, suchten sie dieselben nicht zu vertreiben, sondern verließen sich auf den Waffenstillstand. Ihr Führer zögerte noch, nach Aridana zu gehen; denn viele seiner Krieger hatten Mißtrauen geschöpft und redeten ihm ab. Er aber, sagte er, habe des spanischen Feldherrn feierliches Versprechen. Da rückte Alonso — es war am 3. Mai, sieben Monate nach seiner Landung auf Palma, — wieder in der Schlucht von Argual empor, und sobald er auf eine Stelle kam, wohin er wollte — denn sie war passend für ihn zum Kampfe — stellte er sein Heer auf, und zwar halb verdeckt. Nun kam Tanause heran, unbewaffnet näherte er sich mit seiner Schaar. Er glaubte nicht anders, als es handle sich um die

friedliche Besprechung. Man ließ ihn herankommen, und als man ihn mitten zwischen den Truppen hatte, die im Hinterhalt lauerten, ertönte das Zeichen zum Angriff. Von allen Seiten fielen die Spanier über die Wandschen her, auch die vom Paß Adamancansis rückten eilig vor. Die Betrogenen wehrten sich wie die Löwen, aber gleich anfangs sind sie zersprengt, vereinzelt, umzingelt, von der Uebermacht werden sie erdrückt, erwürgt, erschlagen alle mit einander. Nur hie und da leben noch ein paar und bitten um Frieden. Sie lassen sich greifen wie Kinder, werden gefesselt und auf die Schiffe gebracht, um die europäischen und afrikanischen Sklavenmärkte zu bevölkern, wo Canarier als gegesuchte Waare galten, denn sie waren stark und behend, treu und zuverlässig. Auch der fürstliche Tanause war schwer verwundet aufgegriffen worden. Mit bittern Worten warf er Alonso den Treubruch vor. Doch auch er sollte nach Spanien. Als er auf dem Meere war und erkannte wozu man ihn aufsparte, wies er alle Nahrung von sich und starb freiwillig den Hungertod.

Noch aber lebten auf Palma tapfere Männer, denen das Herz brechen wollte über die Schmach ihrer Heimath. Ihrer dreihundert verschwuren sich, lieber zu sterben, als des Fremdlings Joch länger zu tragen.

Sie sammelten sich auf den Bergen und erklärten dem Spanier und wer ihm anhange den Krieg. Da sandte Alonso de Lugo, der auf Teneriffa sich herumschlug, nach Palma den klugen Diego Rodriguez Talavera, der mit Sprache Gemüthsart und Sitten der Wandschen wohl vertraut war. Nur dreißig Soldaten konnte er mit bringen, aber er sammelte alle Spanier auf Palma und wußte die bekehrten Eingeborenen so trefflich zu behandeln, so schön ihnen von Christenthum, Königstreue und goldenem Frieden vorzureden, daß sich eine treue Schaar ihm anschloß, auf welche er unter allen Umständen rechnen konnte. Und nun begann ein blutig heißes Ringen und Jagen von Berg zu Berg, und aus einer Schlucht in die andere. Auf beiden Seiten fielen die Krieger, mit jeder Woche mehr lichteten sich die Schaaren der Freiheitskämpfer. Der Spanier hätten sie sich erwehrt, aber die Kraft und Menge, die Ausdauer und Ortskenntniß ihrer Landsleute brachte ihnen den Tod. In einem letzten Treffen wurde der ganze Haufen in alle Winde zerstreut, die Häuptlinge und Anführer aber gefangen und öffentlich hingerichtet alle mit einander. Seitdem herrschte auf Palma ungestörte Ruhe.

„Eine Höflichkeit kostet nicht mehr, als eine Grobheit, und man fährt besser dabei.“ Dieses

hübsche Sprichwort ist leider kein deutsches, sondern ein spanisches. Nur Schade, daß es auch die Spanier eigentlich bloß unter sich gelten lassen, oder höchstens im Verkehr mit anderen Europäern, die sie nicht gar zu tief unter der senkrechten Höhe achten, auf welcher sie selbst sich dünken. Gegen die alten Canarier waren sie weder mild, noch höflich, noch gerecht: in ihre Behandlung mischte sich etwas von dem düstern Haß, mit welchem der Araber und der Spanier noch in den Kindern die andersgläubigen Eltern verfolgt. Kein anderes Volk hätte die Gräuel der Inquisition geduldet, die auch auf diesen Inseln unter den Nachkommen der Wandschen gräßlich gewüthet hat.

Es scheint aber auch, daß der Wandschen Volksnatur bei all ihrer Männlichkeit und Freiheitsliebe doch weich und bildsam war, und daß sie Christenthum höhere Bildung und spanische Sprache sehr leicht annahmen. Schon seit Jahrhunderten hört man, außer in den Ortsnamen, nur noch hier und da ein Wort aus der Wandschensprache auf den sieben Inseln, und dennoch scheinen diese Inseln geweiht durch das Andenken an jenes schöne, sanfte, heldenkühne Volk. Wer sich einmal in seine Geschichte hineingelesen, glaubt noch immer in den Wolkengebilden, welche durchblitzt von Sonnenstrahlen

über Schluchten und Abgründe dahin ziehen, die Schaaren der Krieger mit der langen Eschenlanze zu schauen, und hört ihren Todesschrei sich mischen mit der Brandung des Ozeans, die ewig melancholisch an diese Küste schlägt, ihr letztes Seufzen sich im Winde verlieren, der ruhlos um diese rothbraunen Klippen flüstert.

XX.

Am Bord des Havanesers.

Als ich in Palmas Hauptstadt wieder eintritt, wollte man den Fremdling — nicht jedes Jahr kommt einer her — auf die liebenswürdigste Weise abfangen. Vor seinem Elternhaus erwartete mich ein junger Jurist, eben derselbe, der auf der Ueberfahrt von Spanien mir so viel von der Caldera erzählt und sie, abenteuerlich genug, mit einem umgekehrten Pik verglichen hatte. Es war in dem Hause größere Gesellschaft, und ich empfahl mich bei Zeiten, denn ich war reitens- und schauensmüde und hatte eine Galeerennacht vor mir auf dem verwünschten Postschiffchen, ohne welches ich von der Insel Palma nimmermehr abkam.

Auf den Straßen merkte ich etwas wie von

freudiger Erwartung. Die Damen lagen in den Fenstern und die Herren hatten sich in ihren besten Staat geworfen, und alles war im eifrigen Gespräch und Nichtsthun begriffen. Der alte Bürgermeister war abgetreten und damit die neue Beamtenwelt glänzend durchgebrochen durch die alte königliche, die auf diesen Inseln sich bis dahin von Niemandem gekränkt sah. Schon vor vier Wochen war die neue Regierung auf Gran Canaria verkündigt, am nächsten Sonntag sollte das auch auf Palma geschehen, und die beiden Tage bis dahin wollte man jeden Abend festlich illuminiren, um sich gehörig vorzubereiten.

Bei dieser Gelegenheit fiel mir auf, wie viele wohlgekleidete Männer und Frauen von gebildetem Benehmen auch diese entlegene Insel besaß. Nach allem was ich selbst gemerkt oder von andern gehört habe, möchte es in den romanischen Ländern wenige Punkte geben, wo unter einer kleinen Bevölkerung sich verhältnißmäßig so viel Herren mit einem wissenschaftlichen Anhauch befinden, als in den canarischen Städten. Die Menge, der Reichthum, die Geschäftslosigkeit des Adels thun das Ihrige dazu. In Sizilien läßt sich Aehnliches wahrnehmen aus gleichem Grunde. Mit Deutschland dürfen die Inseln freilich keinen Vergleich eingehen:

bei uns sitzen ja in jedem Landstädtchen ein paar ernsthafte Gelehrte.

An der Gasthausthür traf ich den Kapitän des Postkutters. „Geht es wirklich um sieben Uhr fort?" Auf diese Frage lächelte er, und meinte: vor morgen Nachmittag werde wohl nichts daraus werden. Kein Geschäftsmann habe Zeit und Lust, ihn abzufertigen, und nun wolle er die herrliche Illumination sich doch ansehen. Der Wirth raunte mir zu: ich werde auch wohl am Sonntag oder gar am Montag nicht fortkommen. Da ein öffentliches Fest bevorstand, so sah der Kapitän nicht ein, warum er sich die schöne Gelegenheit sollte entgehen lassen. Was ging ihn das an, ob ein Reisender das Dampfschiff nach Europa verpaßte und acht oder vierzehn Tage länger warten mußte? Wenn ein Spanier im Zeitverwüsten sich ordentlich eine Güte gethan, wenn er des edlen Müßigganges bis aufs Aeußerste gepflegt hat, so hat er immer noch etwas Zeit übrig.

Ich war eben daran, meine Empfehlungsbriefe zu mustern und zu überlegen, wie ich die Wartezeit hinbringen sollte, da kam der gütige englische Konsul mir zu sagen: ein Havaneserschiff werde noch vor Nacht die Anker lichten und geraden Wegs nach Santa Cruz auf Teneriffa segeln. Wer war froher, als ich? Wir gingen zu der Stelle, wo die

Brigantine auslade‍te. Ein Boot schleppte an langer Kette Rumfässer hinter sich her zum Lande, und wenn es glücklich durch die Brandung war, dann brachten immer vier Mann schwimmend und schiebend und im Wellengetose rollend die Fässer aufs Trockene. Der Rosenkranz-Kapitän — sein Schiff hieß nämlich der „Rosario" — nahm mich artig als seinen Gast an.

Während wir nun am Hafen plaudernd hin- und hergingen, hörte ich die Leute sagen: „Das ist der Herr, der nach der Caldera gewesen", und der Kapitän machte mich aufmerksam, wie das selbst den gemeinen Mann erfreue. Bei der glühenden Leidenschaft der Eifersucht, ja des Hasses, welche eine der Inseln gegen die andere hegt, sind die Palmeser ganz untröstlich darüber, daß alle Welt vom Teneriffa-Pik redet und Niemand von ihrer Caldera. Ich glaube, ich hätte von jeder schönen Frau auf Palma einen Kuß bekommen, blos weil ich nach der großen Caldera gewesen. Nun sagte am Hafen der Eine: „Es ist ein Ingles." „Nein," sagte der Andere, „ein Prusiano". Der Name Aleman oder Deutscher ist den Leuten, die hinter dem Meere wohnen, noch nicht recht geläufig, wird es aber schon werden.

Nicht blos der Atlantische und Indische, noch vielmehr der große Ozean sind aufgethan in allen

ihren Küsten und Inseln und bieten unserer Zeit Aufgaben, die ins Ungeheure gehen. Können die Russen und Slaven Geist und Arme beides auf einmal beflügeln? Können die Italiener Franzosen und Spanier noch ihre Flotten von ehedem bemannen? Können die Engländer oder Holländer, die beide nur mit Mühen und Sorgen ihr kleines Heer aufrecht halten, ihre Kräfte etwa verdreifachen? Und wie manche Koje auf ihren Schiffen würde leer werden, würden die deutschen Matrosen abberufen? Außer im alten Deutschland, das wieder aufschäumt wie junger edler Wein, läßt sich auf dem Erdrunde nur noch einziges Land blicken, in welchem sich unabsehlich frische Kräfte tummeln. Auch dort, ich meine natürlich Nordamerika, nimmt deutsche Art und Sitte leise und langsam eine Stelle ein, wie ich sie in jenem Jahre öffentlich voraussagte, als die vier noch vor der sieben stand, damals freilich nicht ohne bittern Spott zu erdulden.

Volksmassen von uralter Herkunft treten jetzt in die Weltgeschichte wieder ein und bedürfen der Führung und Schule. Während zahllose kleine Völker ihrem unabwendbaren Geschick verfallen sind, hat die Vorsehung jedem andern schon seinen Theil Arbeit für das nächste Jahrhundert zugemessen.

In diesem kommenden Jahrhundert werden all'

die Mittel des Verkehrs welche das verflossene erfunden hat, erst die ergiebige Machtfülle entwickeln, die nöthig ist, um ferne Länder rasch zu besetzen, zu besiedeln und herrschkräftig zu machen.

Unter solchen Gesprächen, wie sie jedes Schiff erweckt, das ins weite Meer hinaus steuert, wanderten wir am Strande hin, und als es Zeit war, setzte ich mich mit den Reisegefährten recht in die Mitte eines Bootes, das am Ufer stand, mit der Spitze nach dem Wasser. Dann fingen drei Mann an, das Fahrzeug vorn zu ziehen, und fünf andere, es hinten zu schieben, und sie arbeiteten schreiend und mühevoll, bis das Boot ins Wasser platschte. Rasch sprangen sie wie Frösche hinein und griffen zu den Rudern, und die Spritzwellen flogen von rechts und links. Es wurde dämmerig, als wir uns dem Havaneser näherten, und ich sah noch eben, daß es ein schlank gebauter Segler war. Sogleich wurde der letzte Anker aufgewunden, und wir glitten von der Rhede ab. Gar schön sah es nun aus, wie die Stadt blitzend von tausend Lichtern — denn die große Illumination war schon im Gange — die dunkeln Höhen hinanstieg, und wie die Fischerbarken längs des Ufers mit rothen Kienfackeln hin und her zogen, um die Fische durch Feuerschein heranzulocken. Denn morgen wollte die kleinste Familie, die am

Feste theilnahm, ihren Fisch auf dem Tische haben.

Diese Nacht war windstill und ich ruhte mich einmal wieder ordentlich aus; denn ich hatte mehr als eine nachzuholen. Bei dem Erwachen war es längst heller Tag, und ich dachte nicht anders, als daß wir die Hälfte von den hundertdreißig Seemeilen bis Santa Cruz hinter uns hätten. Als ich aber aufs Deck kam, du lieber Himmel, die Insel Palma lag noch ganz hübsch zur Seite, zum Verzweifeln deutlich bis in jede Bergrippe hinein. Von Teneriffa und Gomera ließ der trübe Wolkendunst nur schwache Umrisse wahrnehmen. Der Kapitän trat herbei und sagte: der Wind sei gar zu widrig, er lavire eben auf Teneriffa zu, dort wolle er hart an der Küste segeln, ob auf der Nord- oder andern Seite, wisse er selbst noch nicht. Das lautete nicht behaglich. Ein Reisegefährte erzählte mir, daß er in dem Postschiff schon einmal zwischen Palma und Orotava vier, ein Bekannter von ihm sogar elf Tage zugebracht, ohne daß sie irgendwo hätten landen können.

Dieser junge Engländer wohnte in Las Palmas, der Hauptstadt von Gran-Canaria. Wollte er von dort nach der Insel Palma, wo sein Haus ein Zweiggeschäft hatte, so brauchte er, wenn Wind und

Wetter günstig und die Kapitäne pünktlich waren, gerade einen halben Tag mehr, als nach Liverpool. Wann wird endlich ein Dampfschiff die canarischen Inseln in regelmäßige Verbindung setzen?

Eine langweilige Fahrt vor Augen sah ich mich näher auf dem Schiff um. Ich war da in eine spanisch-westindische Welt gerathen. Der Rosario hatte ein halbes hundert Auswanderer nach Palma zurückgebracht. Die armen Canarier gehen schaarenweise nach Westindien, und haben sie dort eine Hand voll Duros sich erarbeitet, so suchen sie nach ihrer schönen Heimathinsel zurückzukommen. Einige waren noch an Bord, unter ihnen auch zwei Havaneser Familien, die mit Magd und Kindern und Hund und Katze nach Spanien wollten. Diese aßen an des Kapitäns Tisch, und halb verschlafen kam eines nach dem andern hervor, zuletzt die Damen, die sich ein wenig gar zu häuslich anzogen. Die Tafel wurde auf dem Verdeck angerichtet, und der Kapitän theilte patriarchalisch aus, was die Dienerschaft in Hemdärmeln zutrug. Würdevoll legte er einem Jeden das Seinige auf den Teller, und da ich die Ehre des Platzes neben ihm hatte, so bekam ich das Meiste und Beste. In meinem Leben hat mir die Höflichkeit keine größere Qual auferlegt. Die fettige Suppe ließ sich noch bezwingen; ihr

folgte aber gleich der Puchero, nämlich Specktäfelchen mit Erbsen Kartoffeln und Fleischstückchen, alles glänzend übergossen mit heißem ranzigen Oel. Dieser vermaledeite Puchero war das Hauptgericht, das andere nicht viel besser, nämlich entweder Geflügel mit Zwiebeln im ranzigen Oel gebraten, oder Stockfisch zerkrümelt und hart gebräunt wie hart gekochte Bohnen, dazu statt Brodes kleine runde Zwiebacksteine. Käse, Wein und Kaffee bildeten mein einziges Labsal.

Regelmäßig nach den beiden Mahlzeiten setzte man sich zusammen, und dann machte die Guitarre die Runde. Sie spielten fast alle gleich fertig, und Männer- und Frauenstimmen lösten sich ab im Wechselgesang, und die alte Großmutter ließ dazu ein Kind auf den Knieen tanzen. Es waren meist Liebesliedchen, allein auch diese endigten immer mit einer ernsten, fast traurigen Cadenz. Die Matrosen aber lagen mit den Aermeren auf dem Boden und spielten Karten vom Morgen bis Abend. Ein paar weiße Pudel, gackernde Hühner, schmutzige Schweinchen liefen von einer Gruppe zur andern.

Vom Schiffsjungen angefangen bis herauf zum Kapitän schien es nicht einer für nöthig zu halten sich zu waschen, und leicht möglich hatte noch kein Passagier Wasser gefordert, obgleich das Schiff von

Havana achtunddreißig Tage unterwegs gewesen und einen Todten gehabt hatte. Dieser Westindier Mundart zu verstehen kostete Kopfbrechen. Im Uebrigen waren alle so höflich und voll weitläufigen Anstandes, als trügen sie statt spanischer Kurzjacken weitfaltige Mäntel mit Hut und Federbusch.

Hin und herkreuzend entfernten wir uns gemach vom Lande, und die Schleier duftiger Ferne senkten sich zuletzt auch über die stolzen Höhen von Palma. Diese Insel hat die adeligste Gestalt unter den canarischen. Lanzarote und Fuerteventura, welche Afrika am nächsten liegen, erscheinen wie sandige Flächen mit Kuppen und Kegeln besetzt, Ferro ist ein anmuthiges Höhenland, Gomera eine gewaltige dunkle Pyramide, Gran-Canaria stellt sich dar wie eine überall ansteigende breite Hochfläche, und auf Teneriffa drückt die Erhabenheit des Teyde, thronend auf seinen Umbergen, alles danieder: Palma aber ist hoch mit schlanken Gliedern aus der See emporgestiegen, so frisch und jugendlich, als tröpfelte noch das Meerwasser von seinen Schultern. Palma ist so malerisch, als nur irgendeine griechische Insel, aber es hat vor ihnen den Vortheil grünen Waldschmucks, der sich spiegelt auf den weiten Flächen des Ozeans.

Am Nachmittag umhüllten Dunst und Nebel

uns dicht und dichter. Endlich verschwanden auch die Umrisse der höchsten Inselberge, und wir schifften ins Verhüllte und Ungewisse hinein, gleichwie Spanien in seine dunkle Zukunft.

Hier auf dem Schiffe hatte ich spanisches Volk vor mir in seiner schlimmsten Entartung; rings auf den Inseln, wo die Natur der alten Canarier oder Wandschen hineinspielte, fand es vielleicht seine schönste Entfaltung; drüben in ihrem Mutterlande ringt das angeborne ehrenhafte Wesen der Spanier mit all' dem Schlechten, womit jahrhundertelang Priesterherrschaft, Mißregierung und Müßiggang, genährt durch die amerikanischen Goldquellen, sie beladen hat.

Spanien kämpft jetzt erst, auch ohne daß Fremde sich einmischen, seinen dreißigjährigen Krieg, um endlich sich vom Mittelalter völlig loszuringen. Gebe der Himmel, daß ihm der Athem nicht zu früh ausgehe! Schon dehnen sich mitten im Lande weite öde Strecken, und darüber weht es hin wie trübe Ahnung. Alle paar Jahr eine große Umwälzung — das verträgt auch ein Volk mit stärkeren Nerven und gefüllteren Taschen nicht, und der Schaden frißt noch tiefer ein, wenn die eine Umwälzung wie die andere für Urheber und Helfer lediglich ein Geschäft ist, nach dessen Gelingen

man den Gewinn an hohen Stellen Einkünften und Titeln einstreicht.

Am zweiten Morgen sah ich bekannte Gegenden. Der Kapitän hatte sich entschlossen, der Nordküste von Teneriffa entlang zu fahren und sich gleichsam im Ueberwinde stets nahe am Lande zu halten Wir standen zwischen Gomera und Buenavista. Ein paar Hände breit über der Strandlinie war alles bewölkt, unsere Segel hingen schlaff herunter, und das Schiff stand wie angenagelt. Wann werden wir nach Santa Cruz kommen? Der Kapitän meinte: wenn nicht diesen, doch gewiß am nächsten Abend.

Um Mittag aber erschien das Haupt des Teyde hoch über den Wolken, und man konnte ermessen, bis zu welch erhabener Höhe er emporragt. Der Wind belebte sich etwas, die Segel klatschten und schwellten sich, und wir zogen langsam vor Garachico, Ycod, Realejo vorüber, bis sich die breit ansteigende Frucht- und Blüthenebene von Orotava öffnete vor und zwischen ihren Bergen, und jetzt wurde alles licht und klar in wunderbarer Pracht. Nur den Pik allein umgürteten an der Stelle, wo er als ein neuer gewaltiger Berg den anderen auf die Schultern tritt, noch Wolkenschaaren, als wollten sie absichtlich sein hehres Haupt uns verhüllen. Doch nur scheinbar für uns, die wir so tief auf dem Meere

schifften: ich hatte es ja, als ich zu seinem Gipfel stieg, gesehen, wie er die Wolken von seinem Altan stets wieder herunterjagte, gleich wie weiße Katzen, die empor klettern wollten. Frei und heiter will er niederschauen, einen Tag wie den andern, aus seiner einsamen Höhe.

Der Nachmittag blieb wunderschön bis zum späten Abend. Immer strahlte es hinter den gewaltigen Zackenbergen wie Lichtäther aus des Himmels Schooße, die Prachtgefilde und die lieblichen Küsten schwammen in bläulichem Duft, der königliche Teyde blitzte in seinem Schneemantel, und zu seinen Füßen flutheten die Wogen tief dunkelblau und kränzten mit weißem Gekräusel den tiefsten Schluchtenrand. Jetzt, wo sein Kegel vom Meer auf in gerader Linie empor stieg, ließ sich erst ermessen, wie hochherrlich, wie gewaltig die Majestät dieses Berges. Er beherrscht alles, und alles scheint sich nur um ihn zu drehen.

Als wir so zu seinen Füßen dahinschifften und farbige Vorgebirge, grün belebte Buchten, Städte und Dörfer und schroffabstürzendr Höhen, eines nach dem andern, hervortraten, hingen meine Augen doch immer an dem Wolkenspiel hoch in den Lüften am Teyde-Gipfel, und ich dachte an den Bericht bei Boccaccio. Dieser sinnreiche Meister hatte ein Heft,

in welches er alles einschrieb, was er Merkwürdiges in Büchern las oder von Andern erzählen hörte. Die Handschrift liegt noch auf der Bibliothek zu Florenz.*) Darin findet sich auch eine Erzählung von Florentiner Kaufleuten, die in Sevilla wohnten und im Jahr 1341 von den wunderbaren Entdeckungsfahrten, die Angiolino de Teghia gemacht hatte, nach Hause schrieben. Dieser Florentiner und ein Genuese waren auf Befehl des portugiesischen Königs Alfonso IV. mit drei Schiffen aufs Entdecken und Erobern ausgesegelt, und da sie günstigen Wind hatten, so kamen ihnen schon nach fünf Tagen die canarischen Inseln in Sicht. Sie schifften von einer zur andern und trieben Handelsverkehr mit ihren Bewohnern bis in den Spätherbst hinein. „Sie fanden auch," schrieb Boccaccio auf, „eine Insel, auf welcher sie nicht landeten, denn etwas Wunderbares scheint von ihr her. Es gebe nämlich, sagen sie, auf ihr einen Berg von einer Höhe, nach ihrer Meinung, von 30,000 Schritten oder mehr. Man sieht ihn sehr weit, und auf seinem Gipfel erscheint etwas Weißes. Da aber der Berg ganz steinern ist, so scheint jenes Weiße die Gestalt

*) „Monumenti d'un manuscritto autografo di Messer Gio. Boccaccio da Certaldo trovati ed illustrati da S. Campi. Firenze 1827."

einer Burg zu haben. Jedoch, glauben sie, sei es keine Burg, sondern ein einziges sehr scharfes Gestein, von welchem auf dem Gipfel ein Mast, so groß wie der Mast eines Schiffes, erscheint. Und daran hängt aufgezogen eine Rae mit einem Segel eines großen lateinischen Schiffs, das wie ein Schild umgebogen. In die Höhe gezogen schwillt es an im Wind und wird sehr weit ausgedehnt, darauf scheint es allmählich herunter gelassen zu werden, und eben so der Mast, gleich wie auf einem Langschiff; bald wird es wieder aufgezogen; und so geht es fort und fort. Das haben sie überall, indem sie die Insel umsegelten wahrgenommen. Dieses Wunder, glauben sie, geschehe durch Zauberformeln, und sie wagten nicht, auf dieser Insel zu landen."

Was war nun das unheimliche Schauspiel, das sich hoch in den Lüften begab? Fernröhre hatten die Abenteurer damals noch nicht: sie konnten also das gelbweiße Riff, das den Krater umstarrt, nicht sehen: es war für sie nicht vorhanden. Das Weiße aber, das sie am Berggipfel erblickten, war Schnee, und ein Streifen desselben, der hoch auf dem gelben Grunde empor lief, sah einem Maste gleich. Der Schnee umzieht in blendender Weiße die hohe Säule des Berges wie ein Zackenring, und der Streifen, der wie ein Mast aussah, mußte denen die unten

an der Küste schifften, von Zeit zu Zeit hinter den Um- und Anbergen verschwinden, welche den Pik oben umstehen, von unten aus aber mit ihm eine einzige Masse zu bilden scheinen. Und worin bestand denn das dreieckige Segel, das immerfort auf und niederging? Offenbar nur in den weißen Wolken, die scharf umrissen in der hellen Luft sich bald in dieser, bald in jener Gestalt, und ganz richtig auch wie ein halbrundes ausgebauchtes Schild darstellen. Man konnte bisher keine Erklärung für die wunderliche Erzählung der Italiener finden. Als ich aber gerade so wie sie unter dem Pik langsam dahin schiffte, habe ich den Berg ruhig beobachtet, und ich kann versichern: hätte ich kein Fernrohr gehabt und wäre nicht selbst oben gewesen, so hätte ich den Schneestreifen auf dem unsichtbaren gelbweißen Grunde und das Wolkenspiel, das auf und nieder ging, vielleicht in ähnlicher Weise geschildert.

Aus den Gewässern stiegen nun, ganz im Westen, drei Felskegel empor, ein großer nahe am Ufer, und zwei kleine etwas zur Linken. Dort war die Westspitze der Insel. Gegen fünf Uhr umfuhren wir sie, ein wildzerrissenes Vorgebirge. Hier wurde ein Schooner, der Palma einen halben Tag vor uns verlassen hatte, eingeholt. Als man das Schiff er-

kannte, rannte Jung und Alt aufs Verdeck und schrie und jubelte, und um die da drüben zu verspotten, zogen unsere Matrosen ein paar Besen bis oben an den Mast und ließen sie in der Luft tanzen. Die Havaneser aber lachten und klatschten und zappelten und wackelten, bis eines das andere ergriff und das ganze Völkchen den Mast umtanzte. Die einzige Trübselige war die alte Großmutter, weil Keiner sie zum Tanze holte, und zuletzt fing sie an, für sich allein zu tanzen und schlug mit den Händen den Takt dazu. Aber siehe da, der Wind stand gegen uns, der Schooner bekam den Vortheil, ließ uns hinter sich, und alsbald tanzten auch drüben die Besen in der Luft. Später kamen wir wieder vor, und so wiederholte sich der Wechsel noch einmal, bis die Dunkelheit das Schiff auf dem Meere nicht mehr erkennen ließ, während hoch oben die Zackenkette des Anaga-Gebirgs noch ein purpurner Schimmer umspielte.

Offenbar hatte der Havaneser den Geschmack am Wettrennen aus Westindien mitgebracht. Wie war das aber ganz anders bei den Nordamerikanern! Auf dem Erie-See mußte ich einmal ein Dampfschiffrennen mitmachen. Dort war's ein wilder Kampf auf Leben und Tod, wo jeder Nerv sich spannte, jede Fiber zuckte: bei diesen Spaniern blieb es ein

lustiges Kinderspiel, bei dem wir wenig weiter kamen.

Schon flammte im Dunkel der Leuchtthurm auf, der auf der Westspitze steht, und welchen ich bei meiner ersten Ankunft für einen Fixstern gehalten hatte, bis sein regelmäßiges Erlöschen und Wiederaufleuchten mir Kunde brachte, daß wir vor Teneriffa seien. Zu seinen Füßen zündete ein Fischerboot nach dem andern sein Feuer an, und dahinter thürmte sich in finstern Zacken das Gebirge der Insel, der schönsten Insel der Welt.

XXI.

Dunkle Flecken.

Ja, es ist Teneriffa die schönste Insel der Welt, die anmuthigste und zugleich die erhabenste. Nach Teneriffa kommt gleich Kreta, und ist, wenn sein Gebirge auch nur bis achttausend Fuß Höhe steigt, durch die breite Masse des schneebedeckten Gebirgs und durch die Mannigfaltigkeit der grauen Vor- und Hintergründe an einigen Stellen des Gestades noch schöner, als Teneriffa. Diesen Ausspruch wage ich aufrecht zu halten, wenngleich ich den indischen Archipel nur aus Reiseschilderungen kenne: selbst bin ich nicht dagewesen.

Teneriffa, diese edle Prachtstätte der Natur, ist auch bewohnt von einem liebenswürdigen sanften Volke, das offen und redlich, arbeitsam, geschickt

und geduldig, wie kaum ein anderes Volk auf der Erde. Und doch muß gerade dieses schöne Eiland, gleichwie sein Schluchtengebirge mit den zahllosen bläulichen Punkten der giftigen Euphorbien, besäet sein mit so viel bitterer Armuth, so viel ganz nacktem Elend. Wenn man die armen Frauen erblickt, wie da eine neben der andern hockt im Sonnenbrande vor den grünweißen Cactusblättern, um die häßlichen Rothfarbläuse zu pflegen, und wenn man sie mit Mann und Kind in den jämmerlichsten Erdhütten sieht und bei der elendesten Kost, und wie sie doch alle so sanft und heiter bleiben, und die Männer nie den guten Willen und tapfern Muth verlieren, um gegen die drückende Noth anzukämpfen, so muß Einen die innigste Theilnahme ergreifen. Mit beiden Händen möchte man zu helfen beispringen. Denn man glaubt es deutlich vor sich zu sehen, wie hier nur etwas Energie, nur etwas durchgreifende Klugheit der Regierung es bewirken müßte, daß in weniger als einem halben Menschenalter die glückseligen Inseln wieder etwas mehr ihrem Namen entsprächen.

Das Nothwendigste ist: aller und jeder Waldverwüstung kräftig zu steuern, und Waldschonungen, die man jetzt nicht einmal dem Namen nach kennt, anzulegen. Gehen die Dinge so fort, so müssen die

Inseln unausbleiblich jedes Jahr mehr vertrocknen. An einer Menge Ortschaften, besonders auf den Südseiten der Inseln, läßt sich nachweisen, wie sie langsam abnehmen, weil ihre Aecker dürrer steiniger und unfruchtbarer werden.

Eine Waldschlucht heißt im Munde des Volkes Agua oder Wasser, weil es damit die Vorstellung verbindet, sie sei von Natur ein Wasserbehälter. Jedoch eine Waldschlucht nach der andern versiegt, und könnte man von ihren Hochwänden die Bäume besser niederbringen, so stände bald kein heiler Stamm mehr, und die Drosseln und Finken und die Schwärme von Canarienvögeln würden betrübt sich umschauen, wo sie noch ihre Nester hinbauen könnten.

Die zweite große Nothwendigkeit für die canarischen Inseln ist, daß die Wasserleitungen nach System und Gesetz überall hingeführt werden. Es gibt hier kein angenehmeres Geräusch, als wenn das Wasser in den offenen oder bedeckten Leitungen plätschert. Allein diese sind gewöhnlich leicht und nachläßig aufgemauert, und Anlage und Unterhaltung hängen von Einsicht und Eigensinn der Grundeigenthümer ab. Wie übel dabei blinde Selbstsucht und Saumseligkeit mitspielen, davon hört man unglaubliche Geschichten.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie doch das fürchterliche Gesetz der Wüstenbildung in den romanischen Ländern unaufhaltsam vorschreitet. Während der gemeine Mann bei den Völkern germanischer Hauptmischung seine stille Freude hat an den stolz grünenden Tannen und Eichen, hegt der Romane gleichsam einen inneren Haß gegen sie. Er bedenkt sich keinen Augenblick, den schönsten Waldbaum niederzuschlagen, um ein elendes Hirtenfeuer anzuzünden. Unterdessen verschwinden die Milliarden Laubblätter, die über weite Strecken Feuchtigkeit und Schattenkühle verbreiteten, und ins tiefe Meer fließt fort und fort die abgewaschene Erde, und füllt es doch nimmer aus. Alles auf diesem Erdenrund zieht im stillen Kreislauf: nur wie wieder Erde auf die steinigen Inseln und Küsten kommen soll, sehe ich nicht ein.

Vor zwanzig Jahren gab es auf den canarischen Inseln noch ärgere Uebelstände als jetzt: seitdem, das muß man dem Eingreifen der spanischen Regierung nachrühmen, ist das halb verhungerte lumpenbehängte Volk wenigstens von den Straßen verschwunden. Auch drängt die Noth die Leute nicht mehr so massenhaft in die Auswanderungsschiffe. Was dem reißenden Verfalle steuerte, war die Aufhebung der Majorate, das Wegfallen der Handels-

beschränkungen, indem man die Inseln zu Freihäfen erklärte, die Begünstigung der Cochenille-Zucht und des Tabakbaues, sowie der Fischereien an der afrikanischen Küste. Vieles that auch eine bessere Steuervertheilung. Ja hin und wieder verstieg man sich zu großen Straßenplänen. Offenbar liegt das alles noch in den Anfängen.

Was aber immer noch noththut, ist das Heranbilden und Entwickeln einer Menge kleiner freier Grundeigenthümer. Seit den letzten Römerzeiten hat sich jenes fluchwürdige System, nach welchem der Grundbesitzer in den Städten den Ertrag seiner Ländereien verzehrt, während die wirklichen Landbauer draußen nur armselige Pächter oder Zinszahler von Hypothekenschulden sind, unheilvoll über die romanischen Länder ausgebreitet, auch Frankreich leidet schon schwer darunter.

In Deutschland waren wir in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts nahe daran, daß sich dieses furchtbare Unglück einbürgerte: es ist — Dank der Einsicht der Regierungen und Dank der Kraft und Selbstachtung unserer Bauern — gerade noch glücklich abgewendet worden, ehe die Geldwirthschaft der letzten Jahre die Ueberhand gewann. Wir haben wieder eine allverbreitete feste Volksgrundlage, einen unerschütterlichen freien Bauernstand. In der Kernhaftigkeit und Andauer dieses deutschen Bauern-

volkes steckt nicht am wenigsten die Lösung des Räthsels, warum die Nation, trotz Krieg und Auswanderung, so frisch und unverwüstlich bleibt. Dieselben Mittel aber, welche uns geholfen haben, müssen die Spanier studiren und anwenden, um wieder eine haltbare Volksunterlage von freien kleinen Grundeigenthümern zu schaffen.

Gute Gesetze und Einrichtungen, welche diese Entwicklung erleichtern, sind das Erste. Lange Pachtdauer muß durch Steuervortheile begünstigt, dann der Pachtzins in Erbzins verwandelt, endlich das Erbgeld abgelöst werden. Von der patriotischen Einsicht und Opferfähigkeit des Adels gerade auf den canarischen Inseln ist viel zu hoffen, wenn die Sache am rechten Ende angegriffen wird.

Der Bauer aber bedarf nicht bloß eines Gütchens, auf welchem seine Familie festen Boden unter den Füßen fühlt, sondern auch Geld zur Beschaffung von Saatkorn Viehstand und Ackergeräth. Kläglicher, als in den beiden letzteren Beziehungen das beste canarische Bauerngut bestellt ist, verhält sich bei uns nicht das ärmste. Hier muß der Staat durch Pfandbriefe Werthe schaffen, den Bedürftigen das Nöthige an Saatkorn Vieh und Geräthschaft darleihen, dessen Bestand beaufsichtigen, und die allmählige Tilgung der Schuld vorbereiten.

Ein Gebot der Gerechtigkeit aber wie der Klugheit bleibt es, daß man dem Arbeiter etwas von seiner Steuerlast abnehme, und Denjenigen, der bloß verzehrt, etwas mehr tragen lasse.

Entschieden endlich sollten die Gemeinden selbst mit Einrichtung der Schulen beginnen, welchen Schulzwang zur Seite stände. Selten schickt ein Medianeiro seine Kinder zum Lehrer: entweder will er sie für Feldbau und Ziegenhüten ausnützen, oder er entschuldigt sich, daß die Schule von seiner Hütte viel zu entfernt liege. Bildung erscheint dem armen Volke als eine Art Luxus, die zum vornehmen Stande gehört, und auch der vornehme Spanier läßt oft seine Bildung mehr schimmern wie ein Prachtkleid, als daß er wahre Freude und Geistesfrucht davon hätte.

Unter solchen Gedanken suchte ich am letzten Abend auf der Brigantine mein Nachtlager, und gerade, als die Sonne aufging und die Luft mit röthlichem Dunst und die dunkle Seefläche mit blitzenden Goldstrahlen erfüllte, traten wir ein auf die Rhede von Santa Cruz, und von Neuem entzückte mich der Anblick der weißen Stadt vor dem bräunlichen Gebirge, das klar gefältelt dahinter emporstieg, aufgethan bis in seine tiefsten Schluchten.

Meine erste Frage, als ich den Fuß ans Land

setzte, war nach dem französischen Dampfschiff, das nach der marokkanischen Küste ging. „Wo ist die Verité?" — „Gestern früh nach Gran Canaria." — „Kann ich sie noch erreichen?" — „Schwerlich, sie wird schon nach Marokko sein." Es war verwünscht, ich mußte in den sauern Apfel beißen und mit dem spanischen Postschiff nach Cadiz zurückkrebsen, und dann sehen, wie ich an der spanischen Küste von einer Stadt zur andern kam trotz Karlisten und spanischer Saumseligkeit. Das einzig Tröstliche blieb, daß es überall schön ist an der spanischen Südküste.

Auf der Rhede waren jetzt die Schiffe zahlreich, auch zwei spanische Kriegsschiffe lagen vor Anker. Mit uns lief der Postdampfer von Cadiz ein, er mußte mir Briefe aus München bringen, zwar wenigstens elf Tage alt, doch für so weite Entfernung immerhin kurze Zeit. Als ich aber zur Post kam und meine Karte abgab, erklärte der Beamte, nachdem er nachgesehen, es sei nichts für mich da. Meine Vorstellungen halfen nicht. Da holte ich den deutschen Konsul herbei: die ganze europäische Post wurde uns vorgelegt, und sofort fischte ich aus dem Haufen meine Briefe auf. Der Postbeamte wünschte artig Glück dazu: ihm selbst aber war es gar zu langweilig, vielleicht zu schwer gewesen, die Adressen durchzulesen.

In der Nacht sollte der Postdampfer nach Gran Canaria abgehen: ich hatte also Zeit, meine Bekannten wieder aufzusuchen, und sie waren gespannt zu hören, welche Eindrücke ich zurückbrachte. Daß ich auf dem Pik und nach Palma gewesen, hatten sie schon erfahren. Auf diesen Inseln erregt die Reiselinie eines Fremden Aufmerken: eine jede möchte ihm ihr Bestes zeigen. Als wir nun unsere Urtheile austauschten, kamen wir überein, daß der spanische Charakter, obwohl er auf den canarischen Inseln keinen hohen Flug nehme, sich hier doch am schönsten entfalte, sowohl in ehrenhaftem und hochherzigem, gastfreiem und wohlgemuthem Wesen, wie im Behagen an edler Sitte und Bildung. Der Grund möchte nicht bloß im Meereshauch liegen, der auf allen Inseln sänftigend und allezeit belebend einwirkt, sondern entschieden auch in der kräftigen Beimischung des Wandschen-Blutes.

Vieles andere, was uns weniger anmuthet, fehlt auch hier nicht ganz: der falsche Stolz, der mit allen Fasern der spanischen Seele verwachsen ist, — ein gewisses Hinterhaltiges, das sich auch bei offenem und herzlichem Handeln nicht gern preisgibt, — und der unüberwindliche Hang zum Nichtsthun. Es ist ein Räthsel, was die Frauen den ganzen Tag über thun, und doch sagt Jeder: sie thun mehr,

als die Männer. Der Sucht, vornehm und glänzend aufzutreten, wird blindlings jede Annehmlichkeit des Lebens, sogar hin und wieder die Pflicht des Herzens geopfert. Sobald Einer tausend oder zweitausend Thaler Einkünfte hat, verpachtet er seine Ländereien und geht des Winters nach der Hauptstadt, um sich in Gesellschaft und Theater sehen zu lassen. Steigt sein Einkommen noch mehr, so wird gewiß die höchste Sehnsucht der Familie erfüllt, welche dahin zielt, eine eigene Kutsche zu besitzen. Oeffentlich erscheinen die Frauen in der Tracht, die alle Damen am schönsten und würdigsten kleidet, in schwarzer Seide und weißen Spitzen: hinter ihrer Hausthür aber, o Himmel, welch anderes Bild! In seinen vier Wänden hat man unglaublich wenig Bedürfnisse. Nicht wenige von denen, die prächtig und glänzend daher rauschen, leben in ihrer verborgenen Häuslichkeit wie Kirchenmäuse. Gar viele Tage bleibt ihr Herd kalt vom Morgen bis zum Abend.

Spanische Diener aber muß man kurz halten, und Handwerker lassen an Fleiß und Geschick noch außerordentlich zu wünschen übrig. Gleichwohl sind sie alle freigebig mit Selbstlob und Versprechen jeder Art. Werden sie aber daran gemahnt, oder tadelt man ihre Arbeit, so nehmen sie dies leicht übel auf; denn sie wollen nicht als Sklaven des

Bestellers erscheinen. Mancher Beamte hält es sogar unter seiner Würde, seinen Posten recht auszufüllen. Deutsche Dienstpflicht ist ihm ein Gräuel: er ist ja erst Caballero und nebenbei Beamter.

Steckte nicht im niedern Volke so viel Arbeitstrieb, welcher der spanischen Unsitte entgegenwirkt, so wären die canarischen Inseln längst ihrem Verfall zugeeilt. Dem canarischen Bauer aber sitzt noch ein anderer Feind im Nacken, sein unzerstörbarer Aberglaube. Im besten Fleiß läßt er sich vom Felde schrecken, bloß weil irgendeine thörichte Furcht ihn überkommt. Die Luft ist mit bösen Geistern erfüllt, jedes Dorf hat seinen Hexenmeister, und gegen den bösen Blick lebt man in steter Angst wie in Neapel.

Diesem Aberglauben, diesem falschen Ehrgefühl, diesem Hang zum Nichtsthun und Herrenspielen ließe sich nur von der Schule aus beikommen. Wie aber soll ein Schulwesen aufblühen, wo die Geistlichkeit es ganz in Händen hat? Sie selbst kann es nimmermehr schaffen, und fürchtet beständig, daß Staat und Gemeinde es thun und dann ihr Herrenrecht üben möchten. Nach allem, was ich hörte, ist jedoch die Geistlichkeit auf den canarischen Inseln gebildeter und liberaler, als in Spanien. Dies hindert aber nicht, daß ein Geistlicher — er war aus Catalonien — öffentlich auf der Kanzel Folgendes sagte:

„Unser Herrgott sei höchst ärgerlich über alles das, was in Spanien geschehe, und wenn das Ding nicht bald besser werde, so gehe er in ein anderes Land."

Noch einen Punkt darf ich wohl berühren. In Herrengesellschaft fragt man sich mitunter und nicht gerade leise: „Was macht die Kleine?" Die Frauen sind nicht wenig erbost auf solche Freiheiten der Eheherren, allein was hilft das gegen eine alte maurische Unsitte? Jene müssen schon das Gesetz segnen, welches seit einigen Jahren zur Aufnahme in die Findelhäuser wenigstens einen Elternnamen verlangt. Der Zuwachs aber, welchen diese Häuser vom Lande bekommen, würde nicht so groß sein, wenn dort nicht die nackte Dürftigkeit ein Hinderniß der Eheschließung wäre. Auf entlegenen Dörfern darf noch jetzt, wer ein armes Mädchen verführt, sich bei keinem Tanz und bei keinem Begräbniß — Hochzeiten werden mehr in der Stille abgemacht — blicken lassen, und das Mädchen selbst muß dunkle Kleider tragen, bis sie einen Mann findet, der sie von der Schande erlöst.

Ohne allen Zweifel hängt, wie ich bereits andeutete, noch Vieles im spanischen Wesen, was uns gar nicht anmuthen will, mit maurischer Lebens- und Denkungsart zusammen, die sich viel weiter

und tiefer eingebürgert hat, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wie könnte sonst ein christlicher Mann danach trachten, seine Lebensgenossin möglichst vom Lichte der Freiheit und Geselligkeit abzuschließen? Um so spaßiger ist es, daß die Spanier bei jeder Begebenheit, mag sie vor den Magistrat oder die Geschwornen gehören, sogleich fragen: „Quien es ella?" Allerdings fällt ein armer Spanier den Waffen der Schönheit gar leicht zum Opfer, und auch in Frankreich gab es einmal einen Richter, der bei jeder Criminalsache ausrief: cherchez la femme! Entweder der schöne Reiz oder die Bosheit der Frauen, meinte dieser Mann, sei aller Verbrechen Ursache. Wir Deutsche sind auch in diesem Stück kühle Logiker und scheiden genau, was zum Amt und anderswohin gehört. Deutsche Männer fühlen sich auch viel zu selbstgewuchtig, als daß jemals bei ihnen ein anderes spanisches Sprichwort, welches da lautet „Was das Weib will, will Gott," Eingang fände. Indessen wollen wir ganz aufrichtig sein, wie oft könnten auch wir bei politischen wie gesellschaftlichen Vorgängen, ja bei den schönsten literarischen Fehden fragen: „Quien es ella?" „Welche steckt denn dahinter?"

XXII.

Gran Canaria.

Der ganze Himmel funkelte schon von Sternen, als ein liebenswürdiger Gastfreund in Santa-Cruz mich ans Dampfschiff brachte. Ich ließ mir sofort das Lager in meinem Kajütchen behagen, und als ich aufwachte, schien bereits der helle Tag herein. Im großen Salon nebenan war alles still: leise öffnete ich meine Thür, kein Mensch ließ sich mehr blicken, alle waren schon am Land. Wir standen auf der Rhede der Palmenstadt: ich hatte Ab- und Anfahrt verschlafen, nicht einmal vom dumpfen Donnern des niederrollenden Ankers war ich erwacht. Das hatte der edle Rheinwein vom Abend vorher gethan, und all die schöne deutsche Erinnerung, die aus seinem thauigen Duft erblühte. Ich sah

mich nun zuerst nach dem französischen Dampfer um, der nach der marokkanischen Küste ging. Welche Freude! Er lag noch auf der Rhede schmuck und hell, und an seinem Bord rührte sich wenig: so früh wollte er also noch nicht in See stechen.

Bis nun ein Boot vom Lande kam, mich abzuholen, hatte ich Muße, die größte und volkreichste der canarischen Inseln mit ihrer Hauptstadt zu betrachten. Gran Canaria stellt sich in einfacheren Formen dar, weniger kraus und eigenthümlich, als die Schwesterinseln. Nicht sehr bedeutende Berge steigen auf in drei oder vier Abstufungen und laufen dann nach beiden Seiten sachte ins Meer aus. Nur zur Rechten hängt sich ein prächtiges Vorgebirge daran, wie eine Insel für sich, die Isleta. Dahinter zieht aus dem Innern ein hoher langgestreckter Bergrücken daher, so kahl und nackt wie abgeschoren. Die Stadt jedoch erhebt sich stolzer und vornehmer, als irgendeine andere auf den Inseln. Sie zeigt von fern schon ihre mächtige Kathedrale und noch eine Kuppelkirche über einer Menge stattlicher Gebäude, alles prangend im Schneeweiß zwischen dunkler Meeresfluth und gelbbraunen Anhöhen.

Während ich zum Lande fuhr, kam von seinem Schiff ein amerikanischer Kapitän daher im leichten Gig und nur von einem Matrosen gerudert. Vor

uns rollte hoch sich aufbäumend die Brandung, und man schrie ihm vom Ufer zu: er solle nach meiner Richtung hin lenken. Eigensinnig aber fuhr er in das Wellengetose hinein, und gleich darauf sah ich das Gig umgestülpt und zwei Köpfe zwischen den weißen Schaumwogen. Beherzte Männer stürzten hinein und fischten alles auf. Ich kam gerade zur Stelle, als man den Kapitän aufrichtete. Da machte er höchst verwunderte Augen, zahlte, schüttelte sich wie ein triefender Pudel, und ging mürrisch von dannen — ein richtiger Yankee.

Auf der Agentur hörte ich, daß die Verité vor Dunkelwerden nicht abgehe: ich löste eine Karte bis Tanger, ließ meinen Koffer da, und hatte nun noch einen herrlichen freien Tag vor mir. Einer meiner Empfehlungsbriefe wies mich an einen nahen Großhändler, und so gefällig sind die Spanier, daß er, als ich ihm mein Anliegen eröffnete, sogleich mit mir nach einem Manne ging, der zwei treffliche Pferde hatte und gleich bereit war mitzureiten, damit ich recht viel von ihrer Insel schauen solle. In gerader Linie wollten wir so weit ins Land hinein reiten, daß ich wo möglich bis ans Gebirge komme, jedoch nach einer Stunde Aufenthalt vor Dunkelwerden zurück sei.

Während man nun die Pferde fütterte, strich ich

mit dem ersten Herrn in der Stadt umher, sah ihre reinlichen Straßen und Plätze geziert mit allerlei Bildhauerwerk, schönen Brücken und einer Menge weißer Hochgebäude, unter denen besonders die Kathedrale von innen wie von außen anspricht. Ringsum öffneten sich prachtvolle Fernblicke auf die blinkende Meerbläue, und die goldige Zackenküste, oder die weitklaffende Schlucht hinauf, aus welcher die Stadt emporsteigt, und die frischen Morgenlüfte athmeten entzückenden Wohlgeruch. Aus den Kirchen aber kamen reizende Frauen, großäugig und würdigen Ganges, alle in schwarzer Seide, und eine schöner als die andere. Ach, es gibt so viele köstliche Landschaften, Schade nur, daß man bloß in einer seinen Wohnsitz befestigen kann.

Die Hauptstadt von Canaria aber nennt sich niemals anders, als mit vollem langen Namen Ciudad de las Palmas. Als Santa-Cruz drüben auf Teneriffa so rasch in Aufschwung kam, retteten sie hier nicht bloß ihren eigenen Bischof, sondern ruhten auch nicht, bis sie in der jüngsten Zeit wieder ihre abgetrennte Insel-Regierung erhielten. In der That wird der Fremde auch bald inne, daß auf Gran Canaria die ruhige dauernde Hauptkraft der Inseln beruht. Lanzarote und Fuerteventura, gelbbraun vom nackten Sand, sind Ackerbaufelder; Ferro

ist unbedeutend; Gomera ein aufstarrender Waldberg; Palma mit seinen schlanken Gebirgshöhen die edel geformte Schönheit; Teneriffa hat den schneeigen Pik in den Lüften und zu dessen Füßen den Welthandel. Dorthin steuern alle Schiffe, nach Gran Canaria kommen sie nur nebenbei: diese Insel der Mitte aber bleibt der gute weite Fruchtgarten, welchen Ceres selbst mit Korn und Honig, mit Wein und Milch uud tausendfarbigem Blüthenglanz überschüttet.

Als wir ausritten, führte der Weg am Ausgange der Stadt bei einer Schule vorbei, und ich benutzte die Gelegenheit einzutreten. Der Lehrer war ein Engländer, der sich hieher verloren. Er sagte mir: alle Herren sprächen von guten Schulen, aber keiner thue etwas dafür. Es sollten 89 Knaben da sein, es fehlten aber 67. Die da waren, sahen geweckt aus und lasen ziemlich gut. Die Mädchen brauchen gar nicht in die Schule zu gehen: wahrscheinlich verläßt sich der Spanier darauf, daß die Frau gilt durch das, was sie ist, und nicht durch das, was sie weiß. Vielleicht aber hängt damit zusammen, was ich von andern erfahrenen Europäern hörte: in die Ehe mit einer Spanierin setze bei aller Gluth und Leidenschaft sich gern die Langeweile an den Heerd. Wenn den armen Weibern die

nothwendige Geistesnahrung versagt wird, kann man sich da wundern, daß ihre Seelen die Kirche und der blinde Glaube erfüllt, und daß die Nation aus der geistlichen Gefangenschaft sich niemals befreien kann und niemals ihrer Vollkraft froh wird?

Schon zwischen den letzten Häusern der Hauptstadt sieht man Felder, die ganz mit weißem Zeug überdeckt sind, um die Cochenille gegen Staub und Wind und Regen zu schützen. An einer Bergseite ist Wasser in langen Steinbehältern aufgefangen, und diese waren dicht besetzt mit Frauen und Mädchen, die mit ihren blanken Armen lustig darauf lospatschen und sich die lachenden Gesichter bespritzten. Gewiß bekam ich des Tages wohl fünfzigmal Gruppen von Wäscherinnen zu Gesicht. Als ich aber fragte, ob heute die Insel ein allgemeines Waschfest halte, wurde erwiedert: das sei immer so. Kein schlechtes Zeichen für die Gran Canarier; denn man kann wohl sagen: je mehr sich ein Volk vom Leib abwäscht, desto mehr Gutes bekommt es auf den Leib.

Ueberhaupt schienen mir die Leute hier aufgeweckter, rüstiger und thätiger, als auf den anderen Inseln. Wie man aber die weitrunden Anhöhen dicht bei der Stadt, die doch kein schlechtes Erdreich haben, in ihrer entsetzlichen Nacktheit und Dürre belassen kann, sie nicht einmal wieder mit etwas Buschwald

besetzt, begreife ich nicht. Ströme lebendigen Wassers gibt es ja genug eine Stunde weiter oben, und seine Berieselung würde auch hier die öden Gehänge wieder grün färben.

Als wir diese Anhöhen hinter uns hatten, senkte sich der Boden etwas, und wir ritten nun unaufhörlich zwischen schimmernden Saatfeldern, Baumpflanzungen und lachenden Ortschaften, die sich an einander ketten. Zwar gab es auch hier angefangene Häuser, deren Mauern schon seit Jahren wieder verfielen. Man sieht diese Halbruinen aller Orten, und die Ursache ist spanisch. Jeder will gern stattlicher wohnen, als seine Bekannten, macht einen Anschlag über seine Kräfte, und im eifrigen Bauen fehlt auf einmal das Geld zur Vollendung. Oder, da baar Geld sehr gesucht ist, so kommt plötzlich dem Bauherrn oder seinen Erben die Einsicht: man könne es anderswie einträglicher anlegen. Jedoch bemerkte ich hier viel mehr neue Häuser, als zerfallende, und die jüngsten waren immer die stattlichsten.

Am Ende der Hauptstraßen aber gibt es auch viele Wohnungen, die nichts sind, als kleine dunkle Steinhöhlen. Ihr plattes Dach erhebt sich nur ein paar Fuß über den Erdboden. Und kommt man aus der Ortschaft heraus ins Freie, so blickt noch die

Wandschenzeit aus zahllosen finstern Löchern hervor. Das sind die Höhlen an den Felswänden und in den Gebirgsthälern, die ehemals jenes Volk bewohnte. Am Eingange nicht weniger Höhlen sah ich auch jetzt noch Kinder spielen oder Wäsche zum Trocknen aufgehängt. In der Nähe soll es Dörfer geben, wo fast die ganze Bevölkerung noch in Höhlen wohnt.

Bis Santa Brigida, etwa zwei Stunden von Las Palmas, gab es eine Fahrstraße. Ich habe aber nur einen einzigen Wagen darauf gesehen, eine Art Omnibus. Selbst die Bausteine wurden auf Eseln nach der Stadt geschickt: jedes Thier trug zwei oder drei. Hier konnte ich — ein lang entbehrtes Vergnügen — mein Roß wieder in raschere Gangart versetzen, und mein Begleiter, der mir die Pferde vermiethet hatte, spornte immer wieder dazu an. Ich dachte: „Gönnst du es deinen Pferden, mir soll's gefallen.“ Und so legten wir eine Viertelstunde nach der andern im Galopp zurück, während die grünenden Anhöhen rechts und links vorbeiflogen. Diese waren zum größten Theil mit Wein bepflanzt, und alles gab sich der Hoffnung hin, das gesegnete Gewächs solle wieder fröhlich gedeihen.

Höher hinauf überwog der Kornbau, und gewann die Gegend fast einen Anstrich, wie in den

Thüringer Bergen. Wie dort keine Thüringerin über Feld geht, ohne ihr kurzes Mäntelchen um und irgendetwas auf dem Kopfe zu haben, gerade so trugen sich hier Frauen und Mädchen. Die Kleidung wich auffällig von der spanischen ab. Seltsam aber blieb die Menge der kleinen Höhleneingänge, und daß die Männer alle den langen weißen Mantel der Wandschen trugen.

Auf einer Stelle stiegen zwei schlanke Palmenschäfte hoch über zahllosen blühenden Birnbäumen empor — Afrika und Deutschland gepaart. Belustigend war das Pflügen. Zwei Stiere rissen mit einem langen Haken die Erde auf. Die Pflüger aber gingen auf allen Feldern im weißen Mantel und schwenkten eine zehn Fuß lange Lanze, mit welcher sie die Thiere lenkten und antrieben. Hätten sie noch ein rothes Kreuz auf dem Mantel gehabt, so wären die pflügenden Tempelherren fertig gewesen.

Die canarischen Inseln wechseln in ihrem Feld- und Gartenbau. Bald mußten sie es mit Wein, bald mit Barilla und Orseille, bald mit Tabak, bald mit Seide versuchen, und jetzt legt sich alles auf Cochenille und Cactus. Will das eine Gewächs nicht mehr gedeihen, so greift man zu einem andern, das Waare für die Ausfuhr verspricht. Zum guten

Glück gibt es außer den genannten noch eine ganze Menge von Handelspflanzen die alle hier vortrefflich fortkommen. Die canarischen Inseln sind und bleiben das Paradies der Pflanzenwelt, das beständig von den lieblichsten und reinsten Lüften umfächelt wird. Gran Canaria aber, die fruchtbare Insel der Mitte, braucht niemals um ihre Zukunft besorgt zu sein: sie hat reiche Korn-Ebenen, die von rauschenden Bächen durchzogen werden.

Unterwegs trat ich in zwei adelige Landsitze ein. Da wuchsen Cypressen und allerlei Nadelholz neben Dattelpalmen, und es war ein solches Gedränge von Blumensternen und Blumenkelchen, leuchtend in wunderbarer Größe und Farbenpracht, daß man nicht wußte, wo die Augen zu lassen. Auf dem einen Landsitz war das Wohnhaus recht so ausgedacht, wie es zur Umgebung paßte. Zwei viereckige Thürme umfaßten ein Mittelfeld: dieses war roth gefärbt, und davor stand eine prächtige Palme.

Mein Begleiter ersuchte mich im Dorfe Castellar vor dem Kirchhofe: ich möchte absteigen und über den mit kleinen Grabsteinen besetzten Weg nach der andern Seite gehen. Da sah ich, wie der Kirchhof auf senkrechtem Fels hoch über der Tiefe lag. Gegenüber stieg das Gefilde an, bedeckt von grünenden Saaten und Obstbäumen, von Schluchten unter-

brochen, und dahinter standen die Zackenwände des Gebirges. In einer der Schluchten ritt ich noch eine Stunde weiter: es ging immer mehr aufwärts, bis wir in San Mateo waren, einer Ortschaft, welche traulich am Gebirge liegt, und es fehlte nur der schlanke spitze Kirchthurm, so hätte ich geglaubt, in einer Ortschaft in unseren Voralpen zu sein.

Gleich dahinter stieg ein gelber Berg auf, von der Sohle bis zur Spitze etwa tausend Fuß hoch, ringsum rund und kahl, offenbar ein ausgebrannter Vulkan, wie ich ihrer mehrere früher in der Umgebung des Pik von Teneriffa und jetzt bei dem Herreiten zur Linken am Meere gesehen hatte. Da dieser Berg, die Montaña de Cabrejas, die Gegend beherrschte, so versuchte ich auf seinen Gipfel zu kommen, und es ging viel leichter, als es von unten ausgesehen hatte. Da hatte ich nun die prachtvollste Aussicht über einen großen Theil der Insel. Nach dem Meere hin lag ein weit grünes herrliches Gefilde tief eingesenkt in einem Halbrund von kleinen kahlen Bergkegeln. Drehte ich mich um, so erhob sich das finstere Gebirge: bis in sein Inneres rissen die Schluchten sich auf, aber fast eben so weit drang die grüne Saat vor und die Anpflanzung von Kastanien und anderen Fruchtbäumen. Stets aber zog das Meer wieder die Blicke an sich. Denn es blauete

in der Ferne in unendlicher Majestät, und sah doch reizend und anmuthig aus, wie eine hehre Königin mit lieblichem Augenwinken. Lockend schwamm in die Fluthen hinaus die Isleta, die kleine Insel bei der Hauptstadt Diese selbst konnte man nicht sehen, weil sie tief am Strande unter den ersten Anhöhen lag.

Als ich nun zufällig auf die Ortschaft hinunter blickte, da war alles müßige Volk zusammengelaufen und stand bei der Kirche, wo man mich am besten beobachten konnte. Die Leute ergingen sich wahrscheinlich in Erörterungen über die Wandschen-Schätze, von denen ich gewiß in alten Schriften gelesen hätte, und die zu suchen ich so weit hergereist. Sobald ich wieder herunter und zu ihnen kam, verloren sich erst die Frauen und Mädchen, leise und geschämig zogen sie sich zurück, und dann machten die Andern mir still und achtungsvoll Platz. Die Wirthin, bei welcher ich einen Imbiß nahm, wollte mir durchaus keine Rechnung machen.

Auch hier war in allen Feldern der schaffende Fleiß zu bemerken, wie auf dem ganzen Wege hieher. Die Ortschaften sind auf dieser Insel zahlreicher, und auf den Straßen begegnet man viel mehr Menschen, als in Teneriffa und Palma. Auf Gran Canaria lebte der Hauptheil des Wandschen-

volks, und damit hängt auch wohl die schöne und stattliche Leibesbildung zusammen, die man noch überall erblickt. Diese innigen blauen Augen der Frauen, diese blonde Pracht des Haares neben dem dunkelglänzenden Blauschwarz, diese Gesichtsfarbe wie von Milch und Blut trifft man selten anderswo in den Ländern des Südens. Nicht daß ich gerade Schönheitsperlen gesehen, aber auch keine einzige alte Eule. Von den Spaniern unterscheidet sie schon die Reinlichkeit, die Neigung zum klaren Wasser. Der echte Castilianer hat sein eigenes Priesterthum: je mehr er von der Erde seines Planeten an sich trägt, um so stolzer schaut er zur Sonne empor.

Am meisten fiel mir das Weiche und Sanftbeseelte der Gesichtszüge auf, in deren leisen Linien sich jede innere Regung spiegelt. Die Spanierin hat dagegen etwas Starres in Blick und Haltung, worüber ein deutscher Neuling in Entzücken geräth, bis ihm endlich einfällt, daß marmorne Statuen, wenn sie wirksam sind, nur ein einziger kräftiger Gedanke beherrscht.

Das herzliche Wesen der Frauen, das offene und warme bei den Männern, beides rief mir immer wieder deutsche Anklänge hervor. Unwillkürlich dachte ich daran: wenn die canarischen Inseln durch irgendeine Fügung historischer Geschicke einst unserer See-

macht, die ja eben erst wieder sich zu regen beginnt, anheim fielen; wenn wir ihrer Landbevölkerung eine gute, sorgsame Regierung, Schulen, bessere Wirthschaft und reichlichen Absatz verschafften; wenn wir diese köstlichen Erdpunkte mit dem Vollsegen bekleideten, zu welchem sie ihre äußerst wichtige Lage und ihr wunderbares Klima bestimmen, — wie lang es dann wohl dauern würde, bis diese Canarier wieder deutsch zu werden anfingen? Wieder? höre ich verwundert fragen. Haben sie denn schon jemals deutsch gesprochen? Germanisch jedenfalls, und hoffentlich wird man auch in diesem Büchlein gern eine Darlegung vernehmen, daß dieses räthselhafte Volk der Wandschen, dessen Stammväter man bei Aegyptiern und Mexikanern, bei Iberern und Numidiern suchte, das man jetzt allgemein für reine Berbern hält, Germanen gewesen, soweit man nach seiner Herkunft und Sprache, wie nach seinen alten Sitten und Einrichtungen schließen kann. Ich wenigstens betrachte es als mein schönstes canarisches Reiseglück, daß ich hinter dies alte historische Räthsel kam.

Doch zuvor will ich noch etwas vom Untergang germanischer Freiheit auf der größten Insel erzählen.

XXIII.

König Doramas.

Noch nicht vierhundert Jahre sind es her, und es was gerade in den Apriltagen, wo ich den Ritt ins Innere von Gran Canaria machte, als diese Berge und Schluchten widerhallten vom Todesschrei eines heldenmüthigen Volkes. Drüben am Meere lag Telde mit seiner Palmenpracht, wo der Löwe der Wandschen sein Lager hatte. Wie kühn und glorreich kämpften er und die Seinigen! Wie heldenhaft war sein Fall! Doch auch hier ging es wie auf den anderen Inseln: nachdem der Landfeind Treffen auf Treffen verloren hatte, wurden die Wandschen schließlich durch Wandschen besiegt.

Die Angriffe begannen zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Normannenritter Be-

thencourt die beiden westlichen Inseln, Fuerteventura und Lanzarote, erobert hatte. Er landete mit einem stattlichen Heere auf Gran Canaria. Sofort strömten die Bewohner zu Tausenden herbei und beobachteten die Fremdlinge. Der benachbarte König, der zu Arwinewin wohnte, erschien zu Unterredungen, und alles ließ sich friedfertig an, bis die Normannen anfingen, prahlerisch und beleidigend aufzutreten. Da schwangen die Canarier ihre langen Lanzen, eine Schlacht entbrannte, und bald lagen Bethencourts beste Männer am Boden. Mit dem Reste segelte er eilig nach der kleineren Insel Palma. Auch dort blutig zurückgewiesen, versuchte er sein Glück noch auf dem entlegenen Ferro. Hier freute sich der Fürst der fernher kommenden Männer und empfing sie mit Freundschaft. Klug und liebreich wußte Bethencourt Vertrauen einzuflößen, und als der Arglose an nichts weniger dachte, wurde er plötzlich mit Hunderten seiner Unterthanen ergriffen, aufgehoben, in die Schiffe geschleppt. Man machte die Unglücklichen zu Gelde, indem man sie in die Sklaverei verkaufte.

Das war damals der Brauch so. Man landete unvermuthet, machte sofort Jagd auf Viehheerden, auf Weiber und Kinder, und versammelten sich die Vertheidiger und wollten angreifen, so waren sie

leicht zu bethören, indem man den Raub wiedergab und friedlich verhandelte. Denn diese Wandschen waren gar zu redlich und gutherzig. Hatte man sie in Sicherheit und Freundschaft eingewiegt, so wurden sie überfallen, theils erschlagen, theils gefesselt und in die Schiffe gebracht. Blinden Heiden brauchte man ja — das war allgemeiner Glaube — ebensowenig Treue und Glauben zu halten, als hätte man mit einer Heerde wilder Thiere verhandelt. Die starken behenden und gelehrigen Canarier aber waren gesucht auf allen Sklavenmärkten.

Zwanzig Jahre nach Bethencourt faßten die Portugiesen den Entschluß, sich der werthvollen Inseln zu versichern. Sie schifften auf Gran Canaria tausend Mann wohlbewaffneter Soldaten aus. Die Eingeborenen aber stürmten von ihren Anhöhen herunter, drangen mit vernichtenden Schlägen auf die Feinde ein, und die ganze portugiesische Ausrüstung wurde zunichte. Jetzt hatten sie sich für vierzig Jahre Ruhe verschafft. Ihre Kraft und Klugheit machte sie furchtbar, obwohl ihre Waffen nur in Steinwürfen bestanden, in Lanzen ohne Eisen, und Aexten und Messern von Feuerstein.

Im Jahre 1461, als die vier kleineren Inseln unter der Herrschaft des tapfern und verschlagenen Diego Herrera standen, nahm Dieser die Eroberung

von Gran Canaria wieder auf, und setzte ein halbes Menschenalter hindurch all seine Habe, all seine List und Schlauheit daran, sie zu Stande zu bringen. Allein auch er verlor eine Ausrüstung nach der andern. Einmal hatte er durch friedliche Unterhandlungen so viel erreicht, daß man ihm gegen Geiselstellung erlaubte, zu Gando ein Kastell zu bauen. Da hielt er eine lange Zeit täuschende Ruhe und begnügte sich, sein Fort so fest als möglich zu machen. Sobald er aber seine Geiseln wieder hatte und portugiesische Unterstützung ihm zufloß, begannen die Raubzüge. Konnte man die Gefangenen nicht wegbringen, so wurden sie getödtet und heimlich verscharrt. Da stellte in der Stille der Häuptling Maninidra seine Krieger auf, überfiel die streifenden Soldaten, erschlug sie und steckte seine Leute in ihre Kleider. Mit einer großen Viehheerde, gleich als kämen die Soldaten vom glücklichen Raubzuge heim, zog er des Abends zum Kastell. Es war schon dunkel, und die Thore öffneten sich. Kaum aber waren die Canarier drinnen, so sprangen sie auf die Soldaten los, und im Nu lag die halbe Besatzung durchbohrt von ihren Spießen, während ihre Feuerbrände in die hölzernen Hütten flogen. Der Kommandant ergab sich mit dem Rest seiner Leute, und da er demüthig

um Frieden bat, so waren die Wandschen wieder leicht begütigt. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen des Inhalts: die Insel solle fortan aller Angriffe erledigt sein.

Diego aber brach sogleich die Uebereinkunft, sobald er nur wieder frische Truppen hatte. Doch auch diese sahen sich bald nach ihrer Landung umringt: jauchzend strömten die Wehrmänner von allen Seiten herbei. Zwei Tage lang kämpften die Spanier, dann mußten sie sich ergeben, ermattet von Wunden und Hunger. Und auch jetzt wieder forderten die Canarier, die in angeborenem Edelmuth niemals einen Wehrlosen antasteten, nichts anderes, als das Versprechen, sie fortan in Ruhe zu lassen. Als dieses Gelöbniß bei allem Heiligen beschworen war, wurden die Ueberwundenen mit Speise und Trank erquickt und ehrenvoll nach ihren Schiffen geleitet.

Wiederum schimmerte den Canariern ihre geliebte Insel im herzstärkenden Schmucke der Freiheit, mehr als siebenzig Jahre lang hatte der Sieg ihre Tapferkeit gekrönt, so oft und stark auch Feinde landeten. Da entschlossen sich die Könige Ferdinand und Isabella von Spanien zu einer großen Unternehmung, um endlich die vielbegehrte Insel zu erobern. Juan Rejon, ein Ritter wie er den Wand-

schen gefallen mußte, — denn er hatte etwas Offenes Kühnes und Fröhliches in seinem Wesen, ohne der spanischen Listen zu entbehren, — wurde zum Generalkapitän ernannt, und an seinen Heereskern von neunhundert Mann erlesenen Fußvolks und dreißig Panzerreitern schlossen sich, wie es damals gewöhnlich war, ganze Schwärme von Abenteurern und Canariern der unterworfenen Inseln. Rejons Unterfeldherr war sein Schwager, und es begleitete sie der Dechant Bermudez, der in canarischen Dingen gut Bescheid wußte.

Am 22. Juni 1478 geschah die Landung in der Bucht der Isleta. Von Palmen wurde eine Laubhütte errichtet, ein Altar darin aufgestellt, und in voller Rüstung las der Feldkaplan Bermudez die Messe, während das Heer andächtig in Reihen und Waffen stand. Als man nun nach Gando aufbrach, wo Herreras Kastell gewesen und zum Thal von Winiwada kam, erschien eine canarische Greisin im fliegenden Haar und rief: „Was wollt Ihr in Gando? Das ist weit und der Weg gefährlich. Seht, hier sind Wasser und Palmen!“ Die Spanier, ergriffen von dem wunderbaren Auftreten des Weibes, das castilianisch sprach, beriethen sich und folgten ihrer Führung. Sie brachte sie auf die Stelle, wo jetzt die Hauptstadt der Insel prächtig in der Thal-

mündung sich ausbreitet, und als sie dort anlangten, war sie verschwunden. Da glaubte Rejon, sie sei seine Schutzpatronin, die heilige Mutter Anna. Die Spanier schlugen ihr Lager auf und befestigten es eilig mit einem Wall von Steinen und mit Verhauen von Palmenstämmen, und dann fingen sie an in seinem Umkreis Thurm und Magazine zu bauen.

Gran Canaria war damals gleich den andern Inseln in mehrere Gaue zertheilt, deren Bevölkerung unabhängig von einander in ihren alten Sitten dahin lebte. Als aber die Einfälle der Seeräuber begannen, hatte eine fürstliche Jungfrau Antidamana, blendend schön und von strömender Kraft der Rede, es verstanden, die ganze Insel, indem sie mit dem mächtigsten Wayren oder Häuptling sich vermählte, unter eine einzige Oberherrschaft zu bringen. Zum Unglück theilten schon ihre beiden Enkel das Reich wieder; nur blieb ein oberster Rath von sechs Wayren bestehen, der sich regelmäßig zu Galdar versammelte, während der andere König zu Telde wohnte. Dieser Letztere starb, als die spanische Gefahr drohend an den Küsten erschien, und hinterließ nur einen unmündigen Erben. Da erhob das Volk an dessen Statt Doramas, einen gewaltigen Krieger, unter allgemeinem Zujauchzen auf den

Thron, während Antidamanas Enkel Tenesor in Galdar fortregierte.

Doramas war kein Adliger, gehörte nicht einmal zum Stande der Gemeinfreien, sondern sein Vater war ein „Geschorener" gewesen. Es hießen nämlich die hörigen Leute, die auf eines andern Mannes Boden saßen und ihm dafür dienten, Geschorene, weil Gesetz und Sitte ihnen verbot, langes Haar zu tragen. Es war deshalb Doramas nicht leicht geworden, sich gegen Spott und Feindschaft des Adels zu behaupten. Der Sohn des letzten Königs, den man wider die Erbgewohnheit seinem Vater nicht nachfolgen ließ, flüchtete nach Galdar und stellte sich unter den Schutz seiner Verwandten.

Es ist uns überliefert, der Name Doramas habe einen Mann mit großen Nasenlöchern bedeutet. Leicht möglich, daß der feindselige Adel des gefürchteten Mannes Namen zum Spotte verdrehete, und aus dem m ein n machte, so daß es „König Thürnase" hieß.

Die gemeinen Wehrmänner aber fühlten, daß in den schlimmen Zeiten sie eines starken und klugen Kriegshauptes bedurften. Als nun Rejon landete, berief Doramas eine allgemeine Volksversammlung, auf welcher auch der König von Galdar und der ganze Adel der Insel erschien. Und soviel ver-

mochte Doramas durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, durch seine Klugheit und strömende Rede, daß sie alle gelobten, die alten Streitigkeiten beizulegen und sich zu einigen gegen den gemeinsamen Feind. Die Wandschen übertrugen ihm den Oberbefehl, die Führung aber des Heeres von Galdar erhielt der riesenstarke Wayre Adargoma.

Mit zweitausend Mann, die sie in der Eile zusammengerafft, erschienen sie am vierten Abend nach der Spanier Landung. Der kluge Rejon sandte ihnen Botschaft entgegen: er trage ihnen herzliche Freundschaft an, die Canarier sollten bleiben in all ihrem Besitz und Wesen wie bisher, nur die Könige von Spanien sollten sie anerkennen und tausendfaches Gute davon genießen. Doramas erwiederte: „Sagt Eurem General, ich werde ihm morgen früh die Antwort bringen."

Bei dem ersten Schimmer der Morgenröthe standen die Canarier in Schlachtordnung. Doramas redete sie an mit hallender Stimme, deutlich hörte man im spanischen Lager jedes Wort. „Diese Handvoll Fremder," so lautete seine Rede, „gehört zu dem grausamen Volke, das seit einem Jahrhundert Jammer und Zerstörung in unsere Hütten bringt. Da sind sie wieder, die wir in so vielen Schlachten besiegten, dieselben die wir züchtigten

nach dem Brande von Gando, dieselben die wir auf dem Landtag zu Galdar gefaßt hatten wie Fische in unsern Netzen. Nun auch keine Gnade mehr! Stellen wir ein- für allemal unsere Weiber und Kinder, unsere Ehre und Freiheit sicher gegen ihre Angriffe! Denkt daran, daß der erhabene Gott uns dieses Land zu eigen gegeben, und daß der große Artemi im Kampfe fiel gegen Bethencourt."

Die Spanier hörten voll innerer Furcht im Morgengrauen diese schreckliche Stimme, und sie erbebten, als ein allgemeines Geschrei der Rede antwortete. Schon stürmten die Canarier mit wildem Ungestüm heran. Der kluge Rejon ließ ihren Anprall sich brechen an den Verschanzungen. Dann machte er plötzlich einen Ausfall, die Geschütze krachten, Dechant Bermudez stürzte sich an der Spitze der Reiterei wüthend auf die Canarier. Sie stutzten, wichen einen Augenblick, sofort aber waren sie wieder gesammelt und warfen mit neuem Muth ihre nackte Brust dem Feind entgegen. Drei Stunden dauerte das blutige Ringen, hin und her wogte die Schlacht, die Wayren Adargoma, Tazarte, und Maninidra thaten Wunder der Tapferkeit. Endlich gerieth der linke Flügel der Spanier in Unordnung und wurde geworfen, sie gaben den Sieg verloren. Da sprengte Rejon, der im Centrum

hielt, verzweifelnd auf Adargoma ein, glücklich traf er ihn mit der Lanze, daß er stürzte und ergriffen wurde. Mit Schrecken sahen das die Canarier, aber wüthender stürmten sie wieder vor, und kämpften und achteten nicht, daß ihre Besten fielen unter den Kugeln der Geschütze und den Hufen der Reiterei. Nur Doramas erkannte, daß er das feste Lager nicht mehr erstürmen könne, und gab den Befehl zum Rückzug. Mehr als der sechste Theil seiner Krieger lag verblutend auf dem Schlachtfelde.

Der kühne Maninidra, einer ihrer in Wort und Lied gefeierten Helden, wollte noch einen Sturm auf das Lager versuchen. Als er aber nach neuer Niederlage zurückkehrte, hörten die Canarier auf den Rath, welchen Doramas gefaßt hatte. Sämmtlich verließen sie ihre Hütten und Pflanzungen und all ihr offenes Gebiet. Sie zogen fort mit Weib und Kind und ihren Heerden, und stiegen ins wilde Gebirge hinauf, dessen Schluchten und Zugänge sie verrammelten und besetzten. Hunger und Noth wollten sie auf sich nehmen, aber auch der Feind solle daran zu Grunde gehen. Die Spanier verlegten sich nun auf ein Raubsystem, überall zogen und lauerten ihre Streifschaaren, plünderten die Hütten aus und trieben Vieh und Menschen

fort, so viel sich erreichen ließ. Wurden Canarier gefangen, ging es gleich mit ihnen auf die Schiffe, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Wer sich freiwillig ergab, hatte den Vortheil, daß er erst getauft wurde. Dieses Geschäft ruhte niemals, immer ließen Wandschen sich wieder fangen; denn angeboren war ihnen einmal der Eigensinn, der zu viel auf sich selbst, und die Gutmüthigkeit, die zu viel auf die Spanier vertraute.

Unterdessen erschienen acht kleine Kriegsschiffe mit Portugiesen bemannt, und diese schickten zu den Canariern Botschaft: sie seien Feinde der Spanier und wollten wider diese gemeinschaftliche Sache machen. Es wurde ein Tag bestimmt, wo die Portugiesen vom Meere, die Wandschen vom Lande aus die Umwallung der Feinde angreifen sollten. Doramas aber fürchtete, der eine Eroberer werde nur den anderen ablösen. Vorsichtig näherte er sich am festgesetzten Tag mit seinem Heere dem spanischen Heerlager. Als er aber im Morgengrauen von seinen Höhen das Gefilde bis zur See überblickte, da waren die Portugiesen vorschnell gelandet und schon im Gefechte mit den Spaniern. Sie fielen aber in einen Hinterhalt, flüchteten nach den Booten, und als diese ins Meer stießen, verschlang die Brandung eines nach dem andern. Doramas

zog sich zurück. Die Portugiesen versuchten noch an andern Punkten zu landen. Sie konnten sich aber nirgends festsetzen und segelten endlich wieder nach ihrer Heimath.

Nun aber eröffneten die erbitterten Spanier einen unbarmherzigen Verheerungskrieg. Saaten und Hütten gingen in Flammen auf, Datteln- und Feigenbäume fielen unter den Aexten, hier und dort wurde eine Schlucht erstürmt. Die Canarier wichen immer weiter zurück.

Allein worauf sie gerechnet, erfolgte. Der Hunger schlich ins Lager ihrer Feinde und mit ihm kam die Zwietracht. Eine Verschwörung bildete sich gegen den General. Ihre Seele war der wilde Dechant Bermudez, der wüthend war, daß Rejon die verdammten Ungläubigen nicht immerfort angriff und verfolgte und tödtete. Rejon brachte endlich ein großes Versöhnungsmahl zu Stande. Die Tafel war aber noch nicht zu Ende, als wieder Streit entstand. Da fielen die Verschwornen über Rejon her, warfen ihn zur Erde, und schlugen ihn in Fesseln. Mit Ketten belastet wurde er nach Sevilla geschickt. Jetzt hatte Bermudez freies Spiel. Eilig sammelte er die besten Truppen und machte sich auf in das Gebiet von Tenoya. Die Canarier ließen ihn herankommen, und als sie ihn zwischen

den Bergen und Schluchten hatten, sah er sich plötzlich auf allen Seiten angefallen. Mit grimmigen Schlägen drangen sie auf die Spanier ein, Mann auf Mann stürzte, auch fünf Reiter gingen mit ihren Rossen unter den schmetternden Steinwürfen zu Grunde, und Bermudez mußte froh sein, sich zu flüchten, so rasch er konnte.

Nun saßen die Spanier wieder in ihrem Fort in Hunger und Elend. Denn das Land war ringsum verheert und wie ausgestorben. Unterdessen langte vom spanischen Hofe ein neuer General an, Algaba, der jedoch ebenso wenig ausrichten konnte. Rejon aber hatte sich in Sevilla gerechtfertigt und kehrte mit vier Schiffen und neuen Mannschaften zurück. Er erschien vor der Festung auf Canaria und ließ seine Ankunft melden und daß man ihm die Thore öffne. Da spielten ihm der schlaue Bermudez und Algaba einen argen Streich. Sie entboten ihm ihre Unterwerfung, öffneten die Thore und erschienen am Strande, den Obergeneral zu empfangen. Die neuen Mannschaften wurden ausgeschifft, Boot auf Boot landete, wurde fröhlich bewillkommnet. Zuletzt wollte Rejon folgen. Da ließen Algaba und Bermudez die Geschütze auffahren und droheten, sein Boot in den Grund zu schießen, wenn er sich unterstehe, dem Lande näher zu kommen. Er wagte es

nicht und kehrte auf sein Schiff zurück. Was wollte er thun? Seiner Truppen war er ledig, bitter getäuscht segelte er nach Spanien zurück.

Die Spanier aber unternahmen mit all' den neuen Verstärkungen einen Hauptzug. Sie segelten eilig nach dem entfernten Süden der Insel, landeten bei Arwinewin und rückten ins Tirazana-Thal hinauf. Hier hatten die Canarier sie nicht erwartet. Sie stoben auf allen Seiten auseinander, und die Spanier trieben eine Menge Vieh zusammen und beluden ihre Lastthiere mit Gerste und Feigen. Als sie aber sich zum Rückzug gewendet hatten und, beladen und gehindert durch die viele Beute, gerade anfingen, diese einzuschiffen, hatten sich die Canarier wieder gesammelt, griffen die Spanier an, durchbrachen die eilig aufgestellte Schlachtordnung aufs Neue, und brachten Tod und Verderben über die Flüchtenden. Die Spanier ließen 22 Todte 100 Verwundete und 80 andere Gefangene an der Unheilsküste zurück. Das Volk verlangte den Tod der Achtzig, aber eine greise Harimagada trat hervor und rief: „Schändlich sei es, Wehrlose abzuschlachten," und die Frauen eilten herbei, die verwundeten Feinde zu laben. Der edle Doramas ließ alle Spanier erquicken und pflegen und gab auch die Achtzig frei ohne Lösegeld. Er hoffte, der Feind solle, belehrt

durch so viel Unglück, gerührt von so viel Großmuth, jetzt endlich die Insel verlassen, die, vordem so glücklich, jetzt von nichts mehr wußte als von Verheerung Tod und Hunger und Seuchen.

Allein wie hätten die spanischen Offiziere, wie hätte vollends ein Bermudez von der Milde und Großmuth der Wandschen sich rühren lassen, wie hätte ihnen nur einen Augenblick deren heiliges Naturrecht einleuchten sollen! Für sie waren die Canarier ja nur schändliche Götzendiener, nur zu Sklaven gut, oder mit Schwert und Kugeln zu behandeln. Königstreue Glaubenswuth habsüchtige Pläne hielten die Spanier gleichmäßig auf der Insel fest.

Während nun Monat für Monat Bermudez und Algaba hülflos und unthätig im Lager saßen und immer dringender um Verstärkung schrieben, hatte Rejon endlich am spanischen Hofe vollständig triumphirt. Mit einem großen Schiff voll Lebensmittel und unbeschränkter Vollmacht kehrte er zurück nach Gran Canaria. Ganz heimlich landete er, nahm dreißig seiner Tapfersten mit sich, und kam in tiefer Nacht vor die Lagerfestung. Die Soldaten — darauf baute er seinen Plan — hatten ihn lieber, als den gräulichen Dechanten, welcher den Herrn und Meister spielte. Wirklich ließen die Schild-

wachen den alten geliebten Feldherrn ein, und ein befreundeter Offizier erschien, um ihn in seiner Hütte zu verbergen. Als nun am Morgen der Dechant die Messe las und Algaba vor dem Altar kniete, stellte sich Rejon den Soldaten vor, die jubelnd ihren alten General umringten. Von ihnen gefolgt schritt er in die Kirche, ließ seine Feinde ergreifen, unter schmetternden Trompeten die königlichen Befehle verlesen. Auf der Stelle wurde Algaba vor das Kriegsgericht gestellt, eine Stunde später ihm der Kopf vor die Füße gelegt, Bermudez aber aufs Schiff und nach Lanzarote gebracht. Dort starb der Dechant schon nach ein paar Tagen; denn der Grimm und Aerger hatten ihm das Herz gebrochen.

Rejon, ritterlich und frohsinnig von Natur, schlug den Canariern gegenüber eine andere Politik ein. Durch gradherziges und gewinnendes Benehmen suchte er sie zu sich heranzuziehen in Frieden und in Freundschaft. Müde des langen Elends im wilden Gebirge kehrten sie auf ihre Felder zurück, und an Zweihundert ließen sich taufen. Rejon sah bereits sein canarisches Fürstenthum erblühen, ohne daß es mit mehr Blut brauchte besprengt zu werden.

Da wechselte wiederum der Wind am Hofe zu Sevilla. Verhüllt von dunkeln Trauerschleiern hatte sich Algabas Wittwe der Königin zu Füßen ge-

worfen, und ihre unmündigen Kinder jammerten an ihrer Seite und fleheten um Gerechtigkeit für ihren todten Vater. Isabella hörte auf ihre Klagen. Ein neuer General, Pedro de Vera, wurde nach den Inseln abgefertigt und überbrachte Rejon den Befehl, sofort heimzukehren, daß er sich wegen seiner raschen Justiz verantworte. Rejon gehorchte, und Vera ließ ihn einschiffen und absegeln, ehe er noch Zeit hatte, seine schönen Rosse und Waffen und sein reiches Silberzeug mitzunehmen. Dies Alles wurde öffentlich versteigert; denn Vera, dem der Ruf eines klugen und tapferen Feldherrn vorausging, war hart und geldgierig über alle Maßen.

Er beredete auch die zweihundert Canarier, welche Christen geworden: sie sollten mit ihm ziehen, er wolle die Wandschen auf Teneriffa bekämpfen. Dazu waren sie gern bereit, denn die Kriegslust zuckte ihnen in allen Adern. Weil sie dem Spanier aber mißtrauten, mußte er ihnen auf die heilige Hostie schwören, daß er sie nicht täuschen wolle. Vera leistete in der Messe den Schwur. Seinem Kaplan aber hatte er vorher zugeflüstert, ihm eine ungeweihte Hostie darzubieten, damit er ohne Sünde bleibe, wenn er falschen Herzens darauf schwöre. Fröhlich bestiegen nun die Canarier die Schiffe. Als man sie alle an Bord hatte, so steuerten die

Schiffe, statt nach Teneriffa, in der Richtung nach Afrika hin. Vera dachte die Geprellten dort zu Gelde zu machen und wollte sie in die Sklaverei verkaufen. Als sie die Schändlichkeit merkten, fielen sie rasch entschlossen über den Kapitän her und nöthigten ihn, sie bei der nächsten Insel auszusetzen. Es war Lanzarote, und nun wurde ihr Schicksal auch bei ihren Landsleuten auf Gran Canaria ruchbar. Da brachen Diese, so viel ihrer noch unter dem Schutze des spanischen Lagers wohnten, ihre Hütten ab und zogen wieder ins Gebirge. Denn sie wollten lieber mit ihrem Volke kämpfen und sterben, als der Grausamkeit und Tücke der Spanier zum Opfer fallen.

Alle Wandschen, die von Veras Treulosigkeit hörten, waren im Innersten empört, und als nun Doramas alle Männer zu den Waffen rief, so loderte im dritten Jahre nach der Spanier Landung der Krieg entsetzlicher und blutiger wieder auf, als jemals zuvor. Vera aber beschloß, die Waffen zu brauchen mit unbarmherzigem Nachdruck. Bei Banjaderos traf man wieder aufeinander. Die Spanier erlitten eine blutige Niederlage. Wüthend über Schimpf und Verlust sammelte Vera all' seine Kräfte, und rückte Doramas entgegen nach Arucas, vier Stunden von der Lagerstadt, bildete seinen festen Schlachtkeil auf einer Anhöhe und wartete des

Angriffs der Canarier. Diese standen gegenüber auf einer anderen Höhe.

Die entscheidende Schlacht sollte beginnen. Ein Bote kam von Doramas: „Wenn sich unter diesen Fremdlingen einer findet, der es mit mir aufnehmen will, so läßt sich viel Blutvergießen vermeiden." Der Wandschenfürst rechnete darauf: der wilde Vera werde sich das nicht entgehen lassen. Dieser hatte schon in manchem Zweikampf Ehre eingelegt und war gleich in Flammen, um die Herausforderung anzunehmen. Seine Offiziere aber wehrten ihm, und stellten vor: wenn ihm ein Unglück widerfahre, sei das ganze Heer verloren. Nun fand sich ein anderer tapferer Held, Juan de Hozes, der auf einem prächtigen starken Andalusier saß. Er wollte den Ritt wagen. Fest setzte er sich im Sattel, gab dem Andalusier die Sporen, und flog dahin mit eingelegter Lanze. Doramas stand vor seinem Heere, festen Blickes wartete er, und als er den Ritter nahe genug hatte, schleuderte er die Todeslanze. Sie schwirrte durch die Luft, durchbohrte dem Spanier den Schild, das Panzerhemd, die Brust, und röchelnd stürzte er zur Erde. Vera erblaßte vor Schrecken und Wuth. Er wußte, nur er selbst könne und müsse den Gewaltigen bestehen. Er faßte sich und ritt mit großer Gelassenheit auf den König zu. Leben und

Tod hing davon ab, ihm unverwundet an die Seite zu kommen. Als Doramas den General erkannte, flog ein Strahl der Freude über sein Gesicht. Er schwang seine Lanze, zielte gut und warf. Hätte Vera seinen Schild gerade vorgehalten, so hätte des Wurfes furchtbare Gewalt ihm wie seinem Vorgänger Schild und Leib durchbohrt. Er aber war vorsichtig, mit schrägem Schild und nur an einer Seite fing er das Geschoß auf, so daß seine Kraft gebrochen wurde und es abglitt. Da schritt Doramas ihm etwas näher und schleuderte den zweiten Spieß. Blitzschnell beugte sich Vera bis auf die Mähne seines Rosses, das Geschoß sausete über sein Haupt weg, er aber bohrte dem Pferd die Sporen in den Bauch, war im Nu neben Doramas und, ehe dieser noch zum dritten Wurf oder Stoße ausholen kann, trifft ihn des Vera Lanze in die Seite. Der König bricht zusammen. Schon will Vera den Stoß wiederholen, da schwenkt Doramas die Hand zum Zeichen daß er sich gefangen ergebe.

Wilden Geschreies stürzten alle Canarier vor. Wüthend kämpften sie, ihren Fürsten zu rächen und zu retten, aber aufgelöst, ordnungslos. Die Spanier fest aneinander gekeilt halten den Anprall aus, dringen zwischen die wilden Schaaren, werfen sie, erdrücken die Zersprengten, und gewinnen die Schlacht.

Der große Wandschenkönig blieb in ihren Händen. Auf einer Bahre wurde er fortgetragen. Auf halbem Wege zum Lager war er vom Blutverlust erschöpft und bat ihn niederzulegen. Noch einmal richtete Doramas sich auf, lehnte sich mit dem Rücken an einen Felsen, und starrte lange sprachlos aufs Meer. Die Offiziere entsetzten sich vor dem Glühen seines Blicks. Man brachte in einem Helm Wasser herbei, ihm die Taufe zu geben. Vera selbst stand Pathe. Dann sank Doramas leblos zusammen. Das ganze spanische Heer hielt ihm eine fürstliche Leichenfeier. Seine Getreuen waren gekommen und hatten sich freiwillig in die Gefangenschaft gegeben, damit man ihnen erlaube, ihrem König die letzte Ehre anzuthun. Auf eines Berges Gipfel, der noch heute seinen Namen trägt, setzten sie ihn bei unter vielen Thränen und Trauerliedern, und über sein Grab häuften sie, wie es Sitte war bei ihnen, einen festen Steinhügel, auf dessen Spitze die Spanier ein Kreuz setzten.

XXIV.

Canarias Fall.

Nach Doramas Tode begann die zweite Periode des Kriegs. Antidamanas Enkel zu Galdar, Tenesor Semidan, war jetzt allein König von Canaria. Sein Volk nannte ihn den Guten: er war ein Friedensfürst und mild und sanftmüthig. Mit schwerem Herzen übernahm er den schweren Krieg.

Man merkte bald, daß den Unternehmungen der Canarier der ordnende und leitende Geist fehlte, leider auch der feste Zusammenhalt. Schon fingen die Krieger und Entschlüsse an, sich zu theilen. Die kühnsten Gesellen schaarten sich um den Bentawayre, den Schlauen und Rastlosen. Er überfiel die Schildwachen, drang in dunkler Nacht ins spanische Lager und erstach die Pferde in den Ställen.

Wo sich eine Streifschaar blicken ließ, war er mit seinen Kriegern in der Nähe und fing die Spanier ab oder wußte ihnen die Pässe zu verlegen.

Vera sah ein, daß ihm nichts übrig bleibe, als den Plan, welchen das Ansehen und die Gewalt des Doramas so lange gegen die Spanier durchgeführt hatte, jetzt gegen die Canarier anzuwenden. Man mußte sie im Gebirge festhalten, darin aushungern, und dann jedesmal mit gesammter Hand ein Berglager nach dem andern stürmen. Vera erbaute deshalb ein Fort auf der Westseite, Agaete, und machte zu seinem Befehlshaber Alonso de Lugo, der später Teneriffa eroberte. Vera selbst drang in den Schluchten von Tirazana aufwärts. Blutig wurden seine Angriffe zurückgeschlagen. Erst nach wiederholten Vorstößen gelang es ihm, sich der verschanzten Stellung der Wandschen zu bemächtigen. Sofort aber hatten sie sich auf den Höhen rechts und links von Neuem verschanzt.

Da kam noch einmal der greise Rejon mit vier Schiffen und frischen Truppen und Lebensmitteln herangesegelt. Stets schimmerte ihm sein canarisches Königreich vor den Augen, er konnte nicht davon lassen. Wieder war er Oberfeldherr, aber wiederum widersetzte sich der General auf Canaria seiner Landung. Rejon mußte, weil die See zu

stürmisch wurde, in Gomera an das Land steigen. Da aber wollte ihn der Kommandant Peraza selbst gefangen nehmen, und im Lärm und Streiten wurde Rejon erschlagen. Zur Sühne mußte sich jetzt Peraza an dem Kriege betheiligen.

Man ließ nun Wandschen von Gomera und Lanzarote kommen, und sie vorzüglich waren es, welche dem Krieg eine andere Wendung gaben. Denn sie waren eben so flink und listengeübt, und erkletterten eben so rasch die steilen Bergwände, wie ihre Landsleute auf Canaria. Der Krieg aber machte ihnen große Freude. Während Vera von der andern Seite heranmarschirte, zogen Lugo und Peraza mit ihren Spaniern und Wandschen auf Galdar und überfielen die Canarier bei Artenara. Nach hartem Kampfe gewannen sie den Sieg und zogen sofort weiter, bis sie in der Morgenfrühe des Königs Palast zu Galdar umringten, ihn mit vier Wayren und eilf Dienern ergriffen und wegführten. Die gefangenen Fürsten wurden sofort nach Spanien geschickt. Dort fühlte sich Tenesor in seinem Geiste besiegt von der holden Lehre der Christen, wie von den Wundern ihrer Kultur, und verstand sich dazu, Christ und spanischer Vasall zu werden. Als der Wandschenkönig aber Ferdinand von Aragonien die Hand küssen mußte, stürzten

ihm die Thränen aus den Augen. In Toledo geschah die feierliche Taufe, der Kardinal nahm sie vor in seiner Kathedrale, und der König selbst war Pathe. Die Wandschenfürsten trugen dabei spanische Ritterkleidung in Sammet und Seide mit Halskrausen, Federhut und Stoßdegen, und alles wunderte sich, wie gut die schlanken Männer sich in der fremden Tracht zu benehmen wußten.

Ihren kämpfenden Landsleuten aber war des sanften und zögernden Königs Wegführung nur von Nutzen. Ein neuer Geist belebte ihre Kriegführung. In großer Volksversammlung erkoren sie den jungen Bentegun, den Neffen Tenesors und Verlobten seiner Tochter, zu ihrem Kriegshaupt und die tapfern Wayren Tazarte und Hetser Hemenat zu ihren Generalen. Vera sandte nach Spanien ein Eilschiff, um Himmelswillen möge man die Rüstungen verdoppeln; sonst gehe alles wieder verloren, was durch so harte Blutarbeit gewonnen sei. Man hob 300 junge Männer aus dem Gebirge von Bizcaya und Burgos aus, weil sie besonders kräftig waren, und die heilige Hermandad von Andalusien stellte 250 Reiter und Schützen.

Mit dieser neuen Kriegsmacht mußte auch der canarische König, der sich nach der Taufe Don Fernando Wan Arteme nannte, zurückkehren, damit

er seine Unterthanen bewege, die Waffen niederzulegen. Als er aber zu seinen Verwandten ins Gebirge kam und sie anflehte: sie möchten die Könige Ferdinand und Isabella anerkennen, dann würden sie in Frieden und Ehren leben und all ihre Güter besitzen nach wie vor, da wiesen sie spöttisch auf seine glänzende Rittertracht, und meinten: das sei wohl die Kleidung vornehmer Höflinge und stehe ihm vortrefflich. Und dann fragten sie: ob denn gar kein Hauch von der Würde seiner fürstlichen Ahnherren mehr in ihm lebe? Die gemeinen Krieger aber kamen und umringten ihren alten König, indem sie bittere Thränen vergossen, und fragten ihn: auf welche Weise er gefangen genommen und weggeführt worden sei, und ob man ihn auch in dem fremden Lande mißhandelt habe? Auf das Rührendste baten sie alle: er solle bei ihnen bleiben und wieder ihr König sein, sie wollten ihn beschützen mit ihrem letzten Blutstropfen. Er aber antwortete: „Ach, ich bin nur ein armer Kriegsgefangener, ich muß und werde mein Wort halten."

Treu seinem Worte, aber traurig und niedergeschlagen, stellte sich der König bei Vera wieder ein, und rieth ihm mit beweglichen Worten vom ferneren Krieg ab; die steilen Berglager und die undurchdringlichen Verhaue der Wandschen werde er

nimmermehr erstürmen. Auf diese aber war das Wort und Beispiel ihres alten Königs nicht ohne Einfluß geblieben. Erst kamen Einige, dann immer mehr, zuletzt viele Hunderte aus dem rauhen Gebirg herab, und siedelten sich wieder an auf ihren früheren Besitzungen. Die Spanier aber empfingen sie jetzt mit größter Freundschaft und hüteten sich wohl, ihnen ein Haar zu krümmen. Gleißendes Gold, prächtige Kleidung, öffentliche Ehren, großer Güterbesitz, noch größere königliche Verheißungen lockten die Häuptlinge heran, daß sie sich mit den Spaniern verbanden, um mit ihnen gegen ihre Landsleute zu kämpfen. Selbst der furchtbare Maninidra hörte auf die Lockungen.

In den Bergen aber begab sich ein herrliches Schauspiel. Alles was die Insel hegte an hochgemuther Jugend, an freiheitsstolzen Männern, an Bewahrern der alten Sagen und nationalen Lieder und Opfergebräuche, sammelte sich auf den Höhen, freudig entschlossen, zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Auch zwei Faycags waren dabei aus der königlichen Familie. Faycag hieß, wer das doppelte Amt hatte, bei den Volksversammlungen das Opfer zu bringen und am Tag des Gerichtes dessen Beschlüsse zu vollziehen. Den Helden aber fehlte nicht das treue Auge der Liebe, die wunden-

heilende Pflege des Weibes. Die schönsten und hochherzigsten Frauen und Mädchen sammelten sich in den hohen Berglagern, ihr Vorbild war die edle Wayarmina, Tenesors Tochter und des jungen Königs Bentegun Gefährtin, und ihre Nichte, die schöne Masequera.

Was jemals die Erde erblickte an Heldenmuth des Kriegs und an Poesie des Waldlebens, das entfaltete sich nun in den grünen Bergwäldern und den dunkeln Tiefschluchten von Canaria. Diese Wandschen kämpften, hungerten, starben. Aber die süße Luft der Freiheit und die innere Nöthigung, sich selbst zu achten, dünkte ihnen köstlicher, als alles Friedensglück ihrer Landsleute da unten auf den wieder aufblühenden Gefilden am Meere. Und wunderbar war es, wie ihre Kräfte sich verdoppelten und verzehnfachten durch ihren leichten Sterbemuth und durch ihre gegenseitige Treue bis in den Tod.

Der verschlagene Vera aber bereitete sich aus den Wandschen, die sich freiwillig unterworfen hatten, die beste Waffe. Auch sie kannten die Schleichwege und Schlupfwinkel im Gebirge, auch sie verstanden es, mit ihren Wurfspießen und langen Lanzen im Sprung über die Schluchten zu setzen und an den steilen Bergwänden empor zu klimmen. Nachdem sie einmal zum Krieg entflammt waren, hatten sie

immer noch frischen Muth übrig, wo die Spanier wichen. Ohne ihre Hülfe wären die Freiheitskämpfer schwerlich überwältigt worden. Es blieb Vera ja nichts übrig, als die Bergfesten zu erstürmen, immer wieder zu stürmen, mochte noch so viel Blut fließen. Es entfloß doch hauptsächlich den Wandschen, denen die sich vertheidigten, und denen die sie angriffen. Je mehr fielen, um so mehr Platz gab es für die Spanier. So rieben die Wandschen, einmal in den Kampf verbissen, sich einander auf.

Die erste Bergfeste war auf der Höhe des Bentayga. Nachdem Vera sie zwei Wochen lang umlagert hatte, gab er den Befehl zum allgemeinen Sturm. Herzhaft griffen seine Wandschen und Spanier an, die einen wollten es den andern zuvorthun. Wüthender war die Gegenwehr, stürzende Baumstämme und prasselnde Felsstücke brachten Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer. Vera mußte sich zurückziehen.

Ein anderes verschanztes Lager war auf dem Titana, dort hatten die freien Wandschen ihre Vorräthe. Vera ließ sich durch ihre Landsleute auf Schleichwegen auf die Höhe über dem Lager bringen, stürzte sich darauf und gewann es mit all seinen Vorräthen. Diese ließ er eilig abführen, und sie

waren dahin, als Benteguy erschien und die Stellung wieder eroberte.

Blutiger noch war der Kampf um Cendra. Hier befehligte der alte Wandschenkönig Tenesor selbst 500 Mann seiner Leute, und seinem Erscheinen war es zuzuschreiben, daß im Gefechte 300 Krieger zu ihm übergingen, welche die Reihen des Faycag Aytami verließen und ihn zum Rückzug nöthigten.

Ein viertes befestigtes Lager, das auf dem Amodar, wurde ebenfalls durch glücklichen Ueberfall für die Spanier gewonnen. Und als sie darin waren, tödteten sie alle Männer, und schleppten die Frauen und Kinder fort in die Sklaverei. Da die blutige Zwietracht einmal in dem unglücklichen Wandschen-Volke wüthete, so kannten Haß und Grimm wider einander bald keine Gränzen mehr. Zwei Frauen, die man ergreifen wollte, stürzten sich von der Felshöhe dem Tod in die Arme.

So dachte auch der edle Tazarte, als seine Stellung bei Fataga nicht mehr zu halten war. Hier legte Aytami die Waffen nieder, und rieth Tazarte, das Gleiche zu thun. Dieser aber stürzte sich, da er alles verloren sah, vom Felsen ins Meer.

Jetzt entbrannte der Kampf um die Höhen von Ajodar. Vera und Tenesor wollten von der einen

Seite, die Vizcayer von der andern angreifen. Letztere aber wagten zu früh sich vor; ihre Haufen wurden zerschmettert durch Steine und Stämme, dann stürmten die Wandschen hervor, und hätten alles niedergeschlagen, wenn nicht Vera und Tenesor eilig gekommen wären, den kleinen Rest noch schützend aufzunehmen. Während aber die Vertheidiger sich zur Schlacht herausdrängten, hatten in ihrem Rücken Tenesors Leute die Felsen erklommen, sich des Lagers bemächtigt und alles darin getödtet.

So kam der letzte Frühling des Krieges heran. Die letzten Freien hatten sich im Hochthal von Ansito verschanzt. Es waren nur noch 600 Männer und 1500 zitternde Weiber und Kinder, sämmtlich abgehärmt vor Hunger und Wunden und Leiden aller Art. Die übrigen alle waren unter den Schwertern und Kugeln gefallen, oder im Hunger und Elend hier und dort in den Schluchten und Wäldern umgekommen, wie nach einer großen Jagd angeschossene Edelhirsche im unzugänglichen Gebirge verenden. Der Freiheitskampf war zum gräßlichsten Vertilgungskrieg geworden. Niemand gab, Niemand nahm Pardon mehr.

Vera hielt eine große Musterung. Auch er hatte nur noch 1000 streitbare Männer, alle Spanier und Canarier zusammengerechnet. Am 29. April

1483 stellte man sich zum Sturm auf das letzte Lager. Da bat Tenesor, der alte König der Wandschen, noch einmal wolle er mit den Unglücklichen reden, die vordem seine treuen Unterthanen gewesen. Er arbeitete sich in der Thalschlucht empor, und als er die Erbarmungswürdigen erblickte, erbleichte er und war einer Ohnmacht nahe. Dann sprach er zu ihnen und flehte aus dem Grunde seines Herzens: sie möchten ihm vertrauen, er wolle und werde sicherlich sie retten. Die Männer sahen auf die zitternden Weiber und Kinder, denen Tod und Zehrfieber in den Augen saß. Plötzlich warfen sie die Waffen weg und riefen: „Ja, ja! wir gehen mit Dir!“ Sie ordneten sich und zogen ab, nur der junge König Bentegun und der greise Faycag von Telde blieben stehen. Lange sahen sie den Abziehenden nach, dann gingen sie auf die Spitze des Berges, umschlangen sich, und mit dem Rufe, mit welchem man sich dem göttlichen Wesen weihte, „Atis Tirma!“ stürzten sie sich in die Tiefe.

Tenesor aber näherte sich an der Spitze des Jammerzugs dem spanischen Lager, führte ihn vor Vera und sprach: „General, diese wenigen Insulaner, freigeboren, übergeben ihr Vaterland den katholischen Königen und stellen Leib und Leben;

Gut und Blut unter deren mächtigen Schutz. Sie hoffen, man werde gestatten, daß sie in Freiheit unter dem Schutze der Gesetze leben." Da stimmte der Bischof Frias ein Tedeum an, und als man nach dem Standlager, aus welchem die Palmenstadt erwuchs, zurückgekehrt war, stieg der Bannerträger Alonso Jaimez auf die Thurmplatte, schwang die Standarte und rief dreimal: „Gran Canaria für die allerhöchsten und großmächtigsten katholischen Könige Ferdinand und Isabella, unsere Herren!"

Was aber geschah nun den Wandschen? Man ließ sie wieder sich ansiedeln in ihren Hütten, und dann entriß man ihnen die besten Ländereien, belud sie mit Steuern und Frohnden, ließ ihnen kaum das nackte Leben. Natürlich erwachte zu Zeiten die alte Freiheitsliebe. Dann standen wieder Schaaren von Freiheitskämpfern auf den Berghöhen, und wieder erneuerten sich die blutigen Kämpfe, und die Erstürmung von verschanzten Zufluchtsplätzen in den höchsten Bergschluchten. Nach jedem dieser Aufstände trieben sich noch lange in den Wäldern Gesetzlose umher, gerade wie zu den Zeiten Robin Hoods freie Angelsachsen.

Und als die letzten Aufstände im Blut erstickt waren, da kam die spanische Inquisition, um noch den letzten Freiheitsathem in den Geistern auszu-

brennen. Die Canarier wurden spanisch, das letzte germanische Lied verstummte. Nur etwas konnte ihnen der finstere Spanier nicht rauben, das frohsinnige Wesen, das herzige Auge, und die kräftige und schmiegsame Gestalt.

XXV.

Aelteste Berichte über die Canarier.

Als im Alterthum die ersten Schiffer die canarischen Inseln entdeckten, nannten sie diese Blüthengestade ob ihres Farbenschimmers, ihrer köstlichen Luft und perlenden Gewässer wegen die glückseligen Inseln. Allein die Welt besaß nur verwirrte Sagen von ihnen, und die längste Zeit des Mittelalters blieben sie völlig verschwunden hinter den grauen Schleiern des Ozeans. Erst im 12. Jahrhundert, indessen noch vor 1147, wo die Mauren von Lissabon vertrieben wurden, segelten von dort Abenteurer auf Entdeckung in die fernen Meere. Nach langem Umherkreuzen bei Inseln, die leicht als Azoren und Madera zu erkennen, kamen sie zu einer der canarischen Inseln und fanden sie bewohnt und

angebauet. Als sie sich näherten, wurden sie von Barken umringt, zu Gefangenen gemacht und zu einer Ortschaft geführt, die an der Küste lag. „Sie landeten bei einem Hause, wo sie Leute sahen von hohem Wuchs und von weißröthlicher Farbe, die wenig Zeug anhatten und das Haar lang trugen, nicht kraus, und Frauen von einer seltenen Schönheit. Drei Tage lang blieben sie gefangen in einer Kammer dieses Hauses. Den vierten sahen sie einen Mann kommen, der arabisch sprach und sie fragte: wer sie seien, woher sie gekommen, und wo ihre Heimath sei? Sie erzählten ihm ihr ganzes Abenteuer. Dieser machte ihnen gute Hoffnung und ließ sie wissen, daß er des Königs Dolmetscher sei. Tags darauf wurden sie dem König vorgestellt, der dieselben Fragen an sie richtete, und dem sie antworteten wie sie schon Tags zuvor dem Dolmetscher geantwortet: daß sie sich auf's Meer gewagt um zu wissen, was es dort Besonderes und Seltsames geben könne, und um seine äußersten Gränzen festzustellen. Als der König sie so reden hörte, fing er an zu lachen und sagte dem Dolmetscher: „Erkläre diesen Männern, daß mein Vater einst einigen von seinen Eigenleuten befohlen hatte, über dieses Meer zu fahren. Sie durchschifften es in seiner Breite einen Monat lang, bis, da die Helligkeit ihnen völlig

mangelte, sie genöthigt waren, dieser eiteln Unternehmung zu entsagen". Der König befahl außerdem dem Dolmetscher, die Abenteurer seines Wohlwollens zu versichern, damit sie eine gute Meinung von ihm faßten, und das geschah auch. Sie kehrten dann in ihr Gefängniß zurück und blieben dort, bis ein Wind von Westen sich erhob, wo man ihnen die Augen verband. Man ließ sie in eine Barke steigen und sie einige Zeit lang auf dem Meere treiben." Drei Tage und drei Nächte fuhren sie und wurden dann des Nachts, die Hände auf dem Rücken gebunden, an der Küste Afrikas ausgesetzt, wo andern Morgens Berbern sie finden mußten, die ihnen halfen, daß sie wieder nach Portugal zurückkehren konnten.

In dieser Erzählung wird zwar dem canarischen Könige der Glaube an „das düstere Meer" in den Mund gelegt: im Uebrigen trägt der Bericht durchaus nicht das Gepräge von etwas Erdichteten an sich und wird durch die späteren Nachrichten bestätigt. Edrisi hatte die Geschichte seinem berühmten geographischen Buche schon 1154 einverleibt; allein man vergaß sie wieder, oder wenn ein Seemann davon hörte, so wagte er nicht, mit den finstern Schrecknissen des fernen Weltmeers es aufzunehmen. Zweifelte doch damals noch kein Mensch an Senecas

Beschreibung: „Regungslos steht das Meer und gleichwie die träge Masse der an ihren Enden abnehmenden Natur, verwirrt ist das Licht durch tiefe Dämmerung und verschlungen der Tag von Finsternissen, nicht vorhanden oder unbekannt die Gestirne."

Erst zweihundert Jahre später kam ein Brief von Florentiner Kaufleuten aus Portugal nach ihrer Vaterstadt, und da Meister Boccaccio der Novellist von allem Neuen und Wunderbaren sich angezogen fühlte, so trug er jenen Bericht in sein Tagebuch ein, und mit diesem ist er uns erhalten. Wir erfahren daraus, daß im November 1341 zwei Handelsschiffe, von einem Kriegsschiffe begleitet, welche der König von Portugal aussandte, zu den canarischen Inseln kamen. „Die erste erschien ganz steinig und bewaldet, voll von Ziegen und andern Thieren und von nackten Männern und Weibern, wild von Benehmen und Aussehen. Dann segelten sie eine größere Insel an: da kam eine große Menge Volks zur Küste und unter ihnen schienen Einige vornehmer, in Gewändern von rothem und braunem Ziegenleder, die soweit man von außen sehen konnte, außerordentlich zart und weich waren und künstlich gesteppt mit Darmfäden, und nach ihrem Benehmen zu schließen, war ein Fürst dabei, dem alle Achtung und Gehorsam bezeugten. Diese Menge wollte

offenbar mit den Seefahrern Verkehr haben, aber obwohl man sich dem Strande auf Booten näherte, wagte man doch nicht zu landen, weil deren Sprache unbekannt war. Diese Sprache aber klang ziemlich gebildet und geht nach italienischer Weise rasch vom Munde. Da Jene sahen daß keiner landen wollte, wagten es Einige schwimmend zu ihnen zu kommen, und man nahm ein paar gefangen und führte sie von dannen. Zuletzt da die Seefahrer dort keinen Nutzen sahen, segelten sie ab. Indem sie aber um die Insel fuhren, fanden sie dieselbe viel besser auf der Nordseite als auf der Südseite angebaut, und sahen dort eine Menge Häuser, und Feigen und Bäume, Palmen ohne Datteln, wieder Palmen und Gärten und Kohlstöcke und Gemüse. Deshalb stiegen zwanzig Bewaffnete in die Boote und stießen an's Land und wollten sehen, wer in den Häusern sei. Sie fanden darin etwa dreißig Menschen, die alle unbekleidet (?) waren und als sie die Bewaffneten erblickten, erschreckt von dannen flohen. Jene aber gingen hinein und sahen die Häuser aus viereckigen Steinen gebaut mit wunderbar geschicktem Werk, und das Dach war von außerordentlich großen und sehr schönen Balken. Da sie die Thüren verschlossen fanden und das Innere zu sehen begierig waren, so fingen sie an mit Steinen sie einzustoßen.

Darüber geriethen die, welche fortgegangen, in Zorn und fingen an die ganze Gegend mit dem heftigsten Geschrei zu erfüllen. Endlich brachen die Thüren ein, und man trat in die meisten Häuser, fand aber nichts darin als trockene Feigen in Palmkörben, die sehr gut waren, wie die von Cesena, und Weizen viel schöner als italienischer; denn die Körner waren länger und dicker und sehr weiß, so auch die Gerste und anderes Getreide, von dem wie man annahm die Eingeborenen lebten. Die Häuser aber, gleichwie sie sehr schön waren und die Dächer von den schönsten Balken, waren inwendig ganz weiß als wären sie mit Gips geweißt."

Ueber die vier Canarier aber welche man nach Europa brachte, lautet der Bericht ferner:

„Sie sind unbeschnitten und haben lange blonde Haare, die beinahe bis an den Nabel reichen, und mit ihnen bedecken sie sich, indem sie barfuß einhergehen. Die Insel aber, aus der sie stammen, heißt Canaria und ist mehr als die übrigen bevölkert. Sie verstehen durchaus nichts von einer Sprache, da man in mehreren verschiedenen zu ihnen gesprochen hat. Unsere Körpergröße überschreiten sie nicht; sie sind von starkem Gliederbau, kühn und tapfer genug, und haben, wie man merken kann, großen Verstand. Man redet mit ihnen

durch Zeichen und durch Zeichen antworten sie, gleichwie Stumme. Sie ehrten einander, aber einen von ihnen mehr als die Uebrigen, und dieser hatte einen Leibschurz aus Palmen, die Uebrigen aber von Binsen, die roth und gelb bemalt sind. Sie singen lieblich und tanzen beinahe nach Art der Gallier. Sie sind lachend und sind fröhlich und ziemlich gesellig, und dies mehr als viele Spanier. Sobald man sie auf das Schiff gebracht hatte, aßen sie Brod und Feigen, und das Brod schmeckt ihnen, obgleich sie es nie vordem gegessen; Wein wollen sie durchaus nicht, indem sie Wasser trinken. In gleicher Weise essen sie Getreide und Gerste mit vollen Händen und Käse und Fleisch. Davon haben sie und zwar von gutem einen sehr großen Vorrath. Rinder aber, Kameele und Esel besitzen sie nicht, wohl dagegen viele Ziegen', Schafe und Wildschweine. Man zeigte ihnen goldene und silberne Münzen, diese waren ihnen ganz unbekannt; ebenso kennen sie durchaus kein Gewürze. Goldene Halsbänder, schöngearbeitete Gefäße, Schwerter, Degen wurden ihnen gezeigt: es scheint nicht, daß sie dergleichen jemals gesehen noch zu Hause haben. Sie sind offenbar von der allergrößten Treue und Ehrlichkeit, denn niemals wird Einem etwas Eßbares gegeben, das er es nicht, bevor er

davon kostet, in gleiche Theile theilt und allen Uebrigen ihren Antheil gibt."

So erscheinen die Wandschen gleich in den beiden ersten Berichten, und liest man nun in all den folgenden, wie diese Charakterzüge nur weiter ausgeführt werden, so muß man sich wundern, daß Keiner schon damals auf den Gedanken kam, die Canarier seien den Germanen verwandt. Allein die Kenntnisse in der Geschichte, wie die Erfahrung in der Länder- und Völkerkunde waren ja noch gering. Wenn wir aber heutzutage in der Erwägung dessen, was uns von den Wandschen in glaubwürdiger Weise überliefert worden, beginnen mit dem was je nach Klima und Landesart sich am ersten ändert, mit Wohnung Kleidung Lebensweise, — wenn wir dann weiter gehen zu dem was länger dauert, zu den Sitten des Hauses, den Begriffen vom Rechten und Anständigen, der noch tiefer liegenden religiösen Anschauung, dem Nationalcharakter überhaupt, — wenn wir dann die Körperbildung, den Schädelbau, den Ausdruck des Gesichts, den Grad der Intelligenz untersuchen, — endlich nicht außer Acht lassen was am festesten sitzt, das Eigenthümliche im Staats- und Rechtswesen: so stoßen wir überall auf deutliche Grundzüge, wie sie nur bei Germanen sich finden.

Ich lade meine freundlichen Leser zu einem ganz kurzen Gang ein, um diese Untersuchung zu machen. Ihre Beweisfülle werde ich wohl noch in einer besondern Schrift des Breiteren vorlegen.

XXVI.

Sitten und Lebensweise der Wandschen.

Trat uns nicht schon in jener ältesten Schilderung der Wohnungen das niedersächsische Bauernhaus entgegen mit seinen hellweißen niedrigen Mauern und dem stattlichen Balkendach? Aermere wohnten schlechter und zwar ganz so, wie ich die Hütten, die noch jetzt stehen, bereits im dritten Kapitel geschildert habe. Im Sommer und auch sonst wohnte man auch gern in Grotten, wie sie sich in dem tuffartigen Gestein von selbst darboten, luftig und trocken, oder leicht sich aushauen ließen. Ummauerte Ortschaften kannte man nicht, nicht einmal eng zusammenhängende. Jeder bauete sein Haus wo und wie es ihm am besten gefiel.

Zur Kleidung hatte man zwei Stoffe, Ziegen-

leder das sehr weich gegerbt und auf das Zierlichste gesteppt und ausgenäht wurde, und Matten gewebt aus allerlei Pflanzenfasern. Beide Geschlechter trugen ein eng anliegendes Leibwams, das Hals und Arme und Beine frei ließ, die Frauen darüber ein zur Erde wallendes Gewand, und die Männer gingen nie aus ohne den Mantel umzuthun. Das Haar trugen die Freien langwallend, jedoch gab es bei Männern und Frauen auch Hauben mit Federn und allerlei Schmuck.

Die Geräthschaft bestand in Tischen und Sitzen von Stein und Holz, irdenen Schüsseln, Körben von Rohr und Netzwerk, in Spießen und Hacken, in Messern und Keulen von Holz und Bein und Feuerstein.

Viehzucht und Ackerbau gaben die Nahrung, daneben war reichlich der Fischfang. Das Hauptgericht war leicht gekörntes Mehl, der Gofio, das auf Handmühlen gemahlen wurde, und fettes Schaf-, Schwein- und insbesondere Ziegenfleisch. Auch waren die Wandschen große Liebhaber von geräuchertem Fleisch, und zur Zeit des Einschlachtens hingen sie soviel in den Rauchfang, daß die Wohnungen übel davon rochen. Ob sie auch Sauerkraut gemacht, steht nicht geschrieben.

Allerlei Abstufung im Volk ergab sich durch

die Gewerbe und die Stände. Gerber, Zimmerleute, Maurer, Töpfer und die Färber von Leder und Matten bildeten ebensoviele einzelne Handwerke. Metzger und diejenigen, welche die Leichname zum Beisetzen herrichteten, waren unehrlich, schon ihre Berührung schändete. Die Masse des Volkes bestand aus freien Wehrmännern: diese hauptsächlich machten den Staat aus. Ueber ihnen standen einige adlige Geschlechter; tiefer als die Freien standen die hörigen Leute, die auf eines Andern Grund und Boden angesiedelt waren.

Hohe Verehrung genossen die Frauen. Sie nahmen Theil an allen Festen und Aufzügen. Wehe dem Frevler, der sie nur durch ein Wort, eine Geberde beleidigt hätte! Die Wandschen hatten den frommen Glauben, daß eine reine weibliche Seele in's Verhüllte und Dunkle schaue und die Wirrnisse löse. Oefter treten bei ihnen bedeutende Frauen auf als Prophetinnen, ordnen das Staatswesen, schlichten Streitigkeiten und rufen zum Kampf für die alte Freiheit. So lesen wir von der Antidamana, — deren Name aus dem gothischen andeis, enti, Ende und daman, domjan, urtheilen, sich erklärt und die Endurtheilende bedeutet, — in Galindos Werke, der Hauptquellenschrift für Geschichte und Zustände der alten Wandschen, Folgendes: „Im

Galdargau, dem fruchtbarsten der Insel, lebte eine jungfräuliche Herrin, Antidamana genannt, von großem Werth und Verdienst, welche bei den Eingebornen in hoher Achtung stand. Sie hatten solch' eine Meinung von ihrem Urtheil und Verstande, daß sie häufig an sie sich wandten, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und niemals gegen ihre Erkenntnisse Einspruch erhoben. Denn sie wollte es nicht dulden, daß die Partei, welche den Prozeß verlor, eher wegging, als bis sie dieselbe von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugt hatte. Und dies mißlang ihr auch selten bei der Gewalt ihrer Beredsamkeit und der hohen Achtung, welche sie für Recht und Billigkeit hatte. Nach einigen Jahren dachten, ärgerlich über die Ehrerbietung vor diesem Weibe, die Adligen: das Amt eines Richters und Herrschers gehöre eigentlich mehr den Männern, und beredeten das Volk, nicht länger seine Rechtshändel vor Antidamanas Richtstuhl zu bringen, noch ihre Entscheidungen zu beachten. Als sie das merkte und einsah, wie sie mißachtet und vernachlässigt wurde, griff es ihr ans Leben, besonders weil sie gewissermaßen ihre Jugend dem Dienste des Volkes geopfert hatte, das nun auf das Undankbarste sie verließ. Da sie aber ein Weib von raschem Gefühl und klarem Verstande war, so ergoß

sie ihren Groll nicht in leere Klagen, sondern ging zu einem gewissen Gumidafe (von gomo oder gumo, der Held), der Häuptling von einem der Gaue und geschätzt ward als der tapferste und klügste von all' den Adeligen Canarias, und großen Einfluß auf das Volk besaß. Dieser Herr lebte in einer Grotte, die heutzutage das Haus des Ritters von Facaracas heißt. Ihm vertraute sie all ihre Kränkungen und bot ihm ihre Hand an Gleich war Gumidafe bereit dazu, und sie wurden demgemäß bald darauf verheirathet. Nun suchte Gumidafe verschiedene Vorwände, die anderen Fürsten mit Krieg zu überziehen, und wurde siegreich über alle, sodaß er zuletzt König ward über die ganze Insel."

Bei solcher Stellung der Frauen konnte auch nur die ächte Ehe stattfinden. Diese aber besteht nur zwischen einem Mann und einem Weibe, die einander volle und ebenbürtige Lebensgenossen sind. Die Mädchen heiratheten nicht vor Vollreife des Alters, gewöhnlich erst wenn sie das zwanzigste Jahr erreicht hatten, und wurden vor dem Hochzeitstag „reichlich mit Milch und Mehl gefüttert, damit sie weich sich ausründeten; denn man bildete sich ein, magere Frauen wären nicht so gut im Stande, Kinder zu empfangen, als wohlgenährte." Bei der Hochzeit streuete man über das Brautpaar ein paar

Hände voll Waizen. Die Kindererziehung war Gegenstand ernster Sorge, Ehrfurcht vor dem Alter von früh auf eingeprägt, jede Unart strenge bestraft. Die Knaben wurden zu den Waffen erzogen; namentlich mußten sie lernen, jeden Wurf durch bloßes Ausbiegen und blitzrasches Heben und Senken des Leibes zu vermeiden. Die Mädchen wurden außer im Nähen und Schneidern und Käse- und Buttermachen besonders in der Heilkunst und im Schönfärben der Kleidungsstücke unterrichtet.

An Volksfesten und besonders an Kampfspielen hatten die Wandschen große Freude. Mit gleichen Füßen über mehrere hohe Stangen springen, Wettturnen, mit Steinblöcken spielen, schwere Holzstämme auf fast unzugänglichen Schroffen befestigen, Ringkämpfe und sich Beschießen mit Steinen und Wurfspießen — darin bestanden die öffentlichen Spiele, denen niemals die leidenschaftlichen Zuschauer fehlten. Es gab auch öffentliche Häuser, in denen man zusammenkam, um zu tanzen und zu singen. Die Tänze waren Paartänze und Reihentänze, nach dem Takt und mit großer Behendigkeit der Füße und höchst ausdrucksvollem Wiegen und Biegen des Leibes. Den Takt schlugen die umstehenden Zuschauer klatschend mit den Händen oder stampften ihn mit den Füßen. Man hatte auch

besondere Lieder für jedes Fest, und jedes frohe und traurige Ereigniß. In den Nationalgesängen aber wurden die Heldenthaten gefeiert und dem Andenken aufbewahrt.

Alle Berichte, die wir über Wandschen haben, rühmen einstimmig und auf's Höchste ihren Nationalcharakter. Sie waren offen und ohne Falsch und konnten nicht begreifen, wie Jemand untreu sein könnte. Gegen Gefangene und Besiegte kannte ihr Edelmuth keine Grenzen. Fröhlich und gesellig, gastfrei und arglos, konnte sie ihr flammender Ehrgeiz, ihre große Empfindlichkeit zu seltsamen Thaten hinreißen. Waneben und Caytasa waren zwei berühmte Ringer. Bei einem großen Volksfeste forderten sie sich heraus, und rangen mit einander. Lange dauerte der Kampf, und keiner konnte des andern mächtig werden bis man sie trennte, damit sie Athem schöpften. Als sie nun wieder auf einander loswollten, bemerkte Waneben, daß sein Gegner noch nicht geschwächt sei, während er selbst sich außer Stand fühlte, siegreich den zweiten Gang zu bestehen. Da rief er ihm zu: „Seid Ihr Manns genug zu thun, was ich thue?" „Ja!" schallte es zurück. Flugs rannte Waneben auf die Spitze des Felsens und stürzte sich kopfüber hinab, und der Andere bedachte sich nicht lange, sondern rannte

ihm nach und stürzte sich ebenfalls hinunter in den Tod.

Mit der Keuschheit der Frauen, mit der Ehrenhaftigkeit der Männer verwob sich tiefes Gemüth, ja man wollte an ihnen etwas Weiches und Zärtliches bemerken, das sich leicht der Schwermuth hingab. Fein und leicht gereizt war ihr Ehrgefühl. Adargoma (das Wort bezeichnete adal Adel und gomo Held) war ein Mann von mittlerem Wuchs, und hatte breite Schultern wie von Stein. In seinem Gau war er wohl der Stärkste, im Telde-Gau aber war es Warinayga, ein Name der aus wari, Wehre, und eiga, Besitzung, oder eicha, Eiche, zusammengesetzt ist, ähnlich wie Warinheri, Werinbolt, Wariland. Beide hatten als reiche Grundbesitzer große Heerden, und ihre Schäfer kamen über die Gränzweiden wieder einmal in Streit. Auch die Herren konnten sich nicht einigen und beschlossen zuletzt, im Ringkampf die Sache auszumachen. Sie warfen die Kleider ab und begannen mit einander zu ringen, allein keiner konnte den andern zu Boden bringen; denn so viel Adargoma stärker war, um ebenso viel war Warinayga behender. Endlich, nach langem Ringen, gelang es dem Geschickteren, den andern niederzuzwingen: dieser aber umschlang ihn im Fallen und preßte ihn mit seinen Armen derart,

daß Warinayga bereits all seine Knochen brechen hörte. Der Athem ging ihm aus, und er konnte eben noch sagen: „Ich geb's verloren." Sofort sprang Adargoma auf, und sie wurden die besten Freunde, verglichen auch gütlich ihren Streit wegen der Ländereien. Wenn man sie aber fragte: wer gesiegt habe, so deutete dieser auf Warinayga und jener auf Adargoma, und so blieb es ein wohlbehütetes Geheimniß, bis die Europäer kamen und sie ausfragten.

Die Wandschen hatten gemeinsame Friedhöfe und suchten dafür stille Plätze aus, einsam im ragenden Gebirge oder am Meeresrauschen gelegen, wo kein Anbau und Verkehr die feierliche Ruhe störte. Hier machte man ein Grab und setzte den Todten darin bei in seinem Mantel mit Spieß und Streitaxt, das Haupt gegen Norden. Darüber aber häufte man einen Hügel, der bei angesehenen Männern sehr fest und hoch gemacht wurde. In Teneriffa, wo es die vielen stillen Grotten gab, wurde es allgemein Gebrauch, die Leichname in einsamen und hochgelegenen Grotten beizusetzen. Zuvor aber wurden sie ausgeweidet, ausgetrocknet und mit Fett und Harz eingerieben, darauf mit Lederstreifen umwunden, und hielten sich dann in den Grotten viele Jahrhunderte gleichwie ägyptische Mumien.

Grundzug der religiösen Anschauung war der lebendige Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, den Allvater und Allgeist, der dort oben wohnt, wo sein Abbild das hehre Himmelsgewölbe. Der böse Geist aber, der auch als Wärwolf erscheint, hatte seinen Sitz im schwefelbleichen Krater auf dem Pik von Teneriffa. Auf geweiheter offener Stätte, wo eine natürliche Felssäule oder ein künstlich von Steinen errichteter Thurm empor ragte, verehrte man das höchste Wesen mit Gebeten und Gesängen, feierlichen Aufzügen und Opfern von Milch und Butter, mit Ringtänzen und Kampfspielen. Ordner bei den religiösen Volksfesten, die sich genau dem Wechsel der Jahreszeiten anschlossen, war derselbe Beamte, der dem öffentlichen Gerichte vorstand und dessen Urtheile vollzog. An das Christenthum erinnerten noch die Bethäuschen, die hier und da vorkamen, das Begießen der Neugeborenen mit Wasser, welches durch klösterliche Jungfrauen verrichtet wurde, und diese selbst, die Harimagadas, oder Heermägde. Waren die Wandschen früher Christen gewesen, so haben wir hier das einzige bekannte Beispiel, daß ein christlich gewordenes Volk zum Heidenthum zurückkehrte. Wahrscheinlich waren diejenigen, die einst aus christlichen Ländern fortgezogen, von keinem Bischof begleitet, und als

die letzten geweiheten Priester ausstarben, verdunkelte sich im Laufe der Jahrhunderte das Christenthum wieder, das wohl ohnehin noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen war.

Für die Angehörigkeit eines Volks gibt seine Körperbildung und der Grad seiner Intelligenz ein Merkmal, das zwar nicht untrüglich, jedoch von Gewicht ist, sobald andere Merkmale damit zusammentreffen. Nun entsprach aber das Weiche Seelenvolle und rasch Lebendige in den Gesichtszügen der Wandschen dem Vorwiegen des langen blonden Haars, der hellgefärbten Augen, und der weißröthlichen Gesichtsfarbe der Germanen. Das Knochengerüst aber, wie man es in den Grabesgrotten auf Teneriffa fand, insbesondere der Schädel, zeigt die germanischen Maße. Scharf tritt auch der Winkel hervor, welchen die Nase mit der Stirne bildet. Was aber charakteristisch ist und die Annahme, daß die Germanen ein berberisches Volk auf den Inseln vorfanden, unterstützt, ist die Thatsache, daß unter den alten Wandschenschädeln, gleichwie noch heutzutage hier und da unter den Gesichtern des canarischen Landvolks, eine Verschiedenheit hervortritt. Der kleinere Theil hat mehr hochrunden Oberkopf und schwächeren Nasenwinkel: bei der größeren Anzahl ist die Stirn breiter und stärker

und nähert sich das Gesicht mehr dem Viereckigen.

Was endlich die geistigen Kräfte angeht, so kamen Franzosen und Spanier während des langen Kriegs nicht aus bangem Staunen heraus, wie rasch die Wandschen europäische Waffen nachahmten, wie klug sie ihre Kampfart änderten und das Schlachtfeld auswählten, wie tiefangelegt ihre Pläne waren und mit welcher Festigkeit sie ausgeführt wurden. Ihr Geschmack im Ausnähen der Gewänder und im Formen der Thonkrüge Geräthe und Steinhügel verrieth entschiedenen Kunstsinn, und ihre Lieder klangen so schön, daß sie zu Thränen rührten. Die Antworten, welche Wandschen gaben, waren nicht selten äußerst treffend. Der berühmte Krieger Maninidra pflegte, wenn er zur Schlacht ging, vor Kampfwuth am ganzen Leibe zu zittern. Von einem spanischen Freunde einst darüber befragt, antwortete er: „Soll das Fleisch nicht zittern und schrecken vor den furchtbaren Gefahren, in welche das Herz sich vorsetzt es hinein zu stürzen?"

XXVII.

Staatswesen und Sprache der Wandschen.

Das Staats- und Rechtswesen erhält sich gewöhnlich bei jedem Volk am längsten in nationaler Eigenthümlichkeit. Was irgend wir davon bei den Wandschen wissen, zeigt blos germanische Grundzüge. Ihr ganzes Leben war auf Kampf und Krieg gestellt. Die Streitigkeiten um die Gränzweiden und die Unruhen, welche der fehdelustige Adel erregte, hörten niemals auf. Mit schallendem Geschrei stürzte man zum Handgemenge, Siegesgeschrei begrüßte die Entscheidung. Hinter den Schlachthaufen aber standen die Frauen: sie brachten den Kämpfern Lebensmittel, trugen die Verwundeten aus dem Treffen, und begruben die Gefallenen. Jede Insel war in mehrere Gaue getheilt, deren Königthum in einem

fürstlichen Geschlechte forterbte. Der tüchtigste der Söhne oder Blutsvettern des verstorbenen Königs wurde sein Nachfolger, die Thronbesteigung selbst ging vor sich durch förmliche Krönung und Huldigung, wobei Volk und Fürst sich in bestimmten feierlichen Sprüchen die Treue schwuren. Von einer unumschränkten Fürstenherrschaft aber hatten die Wandschen keine Vorstellung. Der Schwerpunkt des Staatswesens, sowie die richterliche Gewalt lag in der Gauversammlung. Dieser Landtag wurde zu bestimmten Zeiten gehalten oder bei wichtigen Fragen zusammenberufen. Die Adligen führten darin das erste Wort, aber jeder Vollfreie hatte darin Sitz und Stimme.

Jedoch nicht eher durfte Einer daran Theil nehmen, als bis er öffentlich wehrhaft gemacht war. Der junge Mann wurde dabei der Gemeinde vorgestellt, und konnte er einer gemeinen That bezüchtigt werden, so wurde ihm das Haar abgeschoren und er zur Klasse der Hörigen, die man die Geschorenen hieß, hinabgestoßen. Als der gewaltige Krieger Doramas, von der Volksgunst getragen, sich auf Canaria zum König aufgeschwungen, ließ es einem seiner Feinde, der zum vornehmsten Adel gehörte, keine Ruhe, bis er ihn gedemüthigt. Eines Tages war Doramas bewaffnet mit Schild und Lanze, wie

es Sitte war, ausgegangen, nach seinen Heerden zu sehen. Jener lauerte ihm in einem engen Pfad auf, und als er den König an seinem Rundschild, der weiß und roth geviertelt war, von weitem erkannte, so stellte er sich in den Weg und richtete sich gerade in die Höhe, statt dem Landeshaupt die Ehre zu geben und sich zu verneigen. Doramas wollte stillschweigend vorübergehen, da warf ihm der Verwegene eine Handvoll Staub ins Gesicht, und als der König seinen Schild emporhob, um sich zu schützen, so stürzte sich jener auf ihn, bekam ihn zu packen und warf ihn zur Erde. Hier würgte er ihn und schrie: „Jetzt bekenne, wer du bist!" Da sagte der König ganz bestürzt: „Doramas, des Doramas Sohn, bekennt daß er ein Geschorener ist." Des Adeligen Stolz war befriedigt, er ließ den König aufstehen und versprach ihm das Geheimniß heilig zu bewahren. Er hielt auch sein Wort. Doramas aber sagte später wohl einmal zu denen die seine Heldenthaten erhoben: „Rühmt mich nicht zu sehr, denn es lebt einer auf Canaria, der mich unter seinen Füßen gehabt."

Das Fehderecht scheint allgemein gewaltet zu haben, und die Blutsverwandten bildeten eine Sippe, die fest zusammenhielt und jedes ihrer Glieder vertheidigte. Ehen unter Verwandten waren erlaubt,

nur nicht unter Eltern und Kindern und Geschwistern. Die Braut mußte dem Hause der Familie abgekauft werden. Das Gesetz der Blutrache war stärker als jedes andere.

In der Gauversammlung wurde auch öffentlich Gericht gehalten. Sie fand in der Nähe des Königshofes auf einem Platze statt, auf welchem im Halbkreis sich eine Reihe von viereckigen Steinsitzen befand. Der mittlere Sitz war erhöht und mit weichen Fellen belegt: auf ihm ließ der Fürst sich nieder, zu beiden Seiten saßen seine Schöffen gereiht nach ihrem Dienstalter. Diebstahl, Beschimpfung einer Frau, Friedbruch wo keine Fehde angesagt war, wurden strenge bestraft mit Stockprügeln, Aechtung oder Hinrichtung. Jedoch kam auch die Schuldsühne, die Composition des germanischen Rechtes vor. Berufung auf das Gottesurtheil des Kampfes war gewöhnlich, und dieser ging dann vor sich in streng gemessenen Formen. Aber auch die Frauen unterlagen dem Gottesurtheil. Bei dem Tode Gonzamas, eines Fürsten auf Fuerteventura wurde seinem Enkel Wadarfia das Thronrecht bestritten. Seine Mutter Yko, hieß es, habe ihn nicht im rechten Ehebett empfangen, sondern als Buhle eines spanischen Admirals, der an die Insel verschlagen und von Gonzamas gastfreundlich

aufgenommen war. Da beschloß das Gericht das Gottesurtheil. Drei Tage lang sollte die Fürstin Wittwe in einer Kammer in ihres Gemahls Hause mit drei ihrer Frauen eingeschlossen und die Kammer mit Rauch erfüllt werden. So geschah es, und als nach den drei Tagen die Thür der Kammer geöffnet wurde, lagen die drei Frauen erstickt, die Fürstin aber trat lebend hervor. Da wurde sie mit großen Ehren heimgeleitet, und ihr Sohn allgemein als des Fürsten rechter Erbe anerkannt. Die Schlaue hatte aber auf Rath eines alten Weibes heimlich einen feuchten Schwamm in die Kammer des Gerichts mitgenommen und, wenn zu arg geräuchert wurde, Mund und Nase auf den Schwamm gehalten und hinein geathmet. Durch dieses Mittel hatte sie sich selbst Leben und Ruf und ihrem Sohne die Krone gerettet.

Es bleibt nun noch die feinste Seite der Untersuchung übrig, die sprachliche. Denn eines Volkes S p r a c h e zeigt genau an, ob und welchen Verkehr es mit andern Völkern gehabt hat, auch wenn dieser Verkehr nur durch Schriften und Bücher stattfand. Prüft man aber schärfer die historischen Sprachschichten, die sich in einem Lande bildeten, so lassen sich auch Schlüsse auf die Abstammung und Geschichte eines Volkes ziehn.

Nun finden sich unter den alten Ortsnamen auf den canarischen Inseln eine Menge die entschieden germanisch sind, wie amalihuga, artebirgo, artuburguais, arerehuas, baltarhais, aragerode, wimur, himar, imar, hacomar, mosaga, teweste winiwada, wadaliub. Andere passen zu berberischen Namen, adeje zu hedegat, agaete zu aigaïte, goria zu yeria, taborno zu tabornost, tegise zu teghasa, tisalaya zu teselegt, telde zu thedla. Gerade diejenigen Ortschaften, in welchen sich die Wandschen am stärksten vertheidigten und welche daher im Kriege zerstört wurden, sind entweder germanischen Namens oder, wenn dieser berberisch, mit einem Vorschlag ad, at, ar, ara versehen, welcher das „bei" oder „hoch" ausdrückte, letzteres ein Hinweis, daß berberische Ortschaften schon da waren, als die Wandschen die ihrige daneben oder höher im Thale anlegten. Solche Namen sind: atamaraseid, atazarte, atenoya, atagria, aterebiti.

In den Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens geht, wenn ein eroberndes Volk sich in einem Lande ansiedelt, das schon von Anderen bewohnt ist, anfangs ein Gemenge, später auch Verschmelzung der Wörter vor sich. Mögen Sieger und Besiegte sich anfangs noch so feindlich gegen-

über stehen, sie brauchen doch einander, und um sich zu verständigen, nehmen sie einer vom andern Wörter und Lautbildung an. So sind irichen Getreide, xerco Schuh, ahico und tahuyan Gewand, ara Ziege, ana Schaf, adschi Sohn, aya Berg, in der Wandschensprache wahrscheinlich berberischen Ursprungs, unverkennbar germanisch aber magad Magd, harimagadas Heermägde, gaujgo Kanne, mahei der Mächtige, êsero Eisen, guapil Kappe, eigena Ziege, girre Geyer. Den Berggipfel, auf welchem in einer schrecklichen Frostnacht die dorthin geflüchteten Frauen Kinder und Greise erfroren, nannten die Wandschen, da im Gothischen aggan oder ogjan Schrecken heißt, aysuagan Eisschrecken. Fore troncquevé! rief einst ein Fürst dem zu, der ihn in Feindes Hand gespielt. Das Wort soll bedeuten „Schlechter Verräther!" Man braucht auch wirklich nur die Silben zu trennen, wie sich's gehört, so steht da etwas das ungefähr lautete: Foretron gêt wegs! „Verräther, geht weg!" Verschmelzungen zeigen sich in ta-māraga guten Morgen, agon-ec ich sage, waioh-ec ich weihe, und in den Zahlwörtern, die sich theils auf berberische, theils auf germanische Wurzeln zurückführen lassen.

Strenger hält das herrschende Volk die Aus-

drücke fest, mit welchen es das göttliche Wesen zu bezeichnen sucht. Sind die Wandschen Germanen, so erfüllt uns das Verständniß ihrer religiösen Ausdrücke mit tiefer Achtung vor der reinen und hohen Gottesanschauung unserer Vorfahren. Sie ringen gleichsam nach theistischen Ausdrücken. Auf Teneriffa allein gab es zehn Namen der Gottheit, die theilweise sich auch auf den andern Inseln finden. Fast immer beginnen die Namen mit at oder aspirirt aths und atsch, das entweder das gothische atta oder aha ist: das erste heißt Vater, aber auch Gott, das zweite Verstand und würde das höchste denkende Wesen bezeichnen. Die Namen selbst aber sind folgende: Atschoran, der Weltherr, da im Gegensatz zur Frau bei den Wandschen der Hausherr c(h)oran hieß, und der uns erhaltene Ausruf amenachoran erklärt sich als „O mein Herr!" In Alcorac haben wir entweder das gothische rag Rath, Lenkung, oder garaiths Gerechter, also den Allenker oder Allgerechten, in Abora — vom gothischen bairan — den Allhervorbringer, — in Atschuhujaban — vom goth. haftjan — der Welturheber, — in Atschhurajan — vom gothischen hausjan, hauran hören, — den Allhörer und Allwissenden. Häufig war auch guarirari: liest man das spanische gu wie es sein

muß als w, und erinnert sich, daß das ari unser er ist, so lautet das Wort warir-ari, Weltbewahrer oder Welterhalter. Aahucanac, ahicanac und atschahucanac weisen hin auf das gothische hugs Verstand und hugjan denken, aber auch auf kunnan kennen und können: die Wörter bezeichnen also den Allweisen und Allmächtigen. Häufig sind auch die Zusammensetzungen mit man, dem göttlichen Stammvater der Vandalen, — mit waya, welches Geist bedeutete und von vaijan wehen herzuleiten, gleichwie spiritus von spirare, und mit hirahi Himmel, worin hér das Hohe und Hehre und ahi die Menge desselben bedeutet. Um das göttliche Wesen ganz zu bezeichnen, kommen Zusammensetzungen vor, wie atguaychafunataman, welches sich trennt in At-way-dschafun-ata-man, worin wir also auch vom Schöpfer — skaftjan schöpfen — hören. Der Teufel heißt wayota, vielleicht als der Wuthwehende. Er erscheint in Gestalt eines tollen Hundes als Wärwolf und führt dann drei Namen: irveue, hu-candscha, tibisena, Wörter die sich leicht erklären.

Deutlicher noch tritt das Germanische in den Personennamen der Wandschen hervor. Denn mit diesen verknüpft sich etwas von der Persönlichkeit, dem eigenen Selbst eines Volkes, und es hält

sie so lange fest, als es noch nicht von einer fremden Kultur überwältigt ist. Amalwig, Hantaguperka, Hubaliub, Asche, Wadarfla, Warinayga, Wanhaven, Imobach, Abentahar, Godereto, Wadafreta, Arico, Redo, Hagomar, Jonge, und viele andere Personennamen die uns noch überliefert sind, erscheinen durchaus germanischer Natur, während die berberischen durchaus andern Klang und Bau haben, und nur einige Frauennamen bei den Wandschen berberischen ähneln wie Fayna und Fanna, Mesequera und Messisi, Tazirga und Tezirzet. Im Letztern läge wieder eine Andeutung, daß die germanischen Eroberer auf den canarischen Inseln Berbern vorfanden, aus denen sie bei Mangel eigener sich Frauen nahmen.

Entschieden am längsten hält das herrschende Volk gleichwie die Begriffe, so auch gewisse Ausdrücke fest die zu seinem Staats- und Rechtswesen gehören; denn auf diesem beruht sein Dasein und seine Herrschaft. Wenigstens diese Ausdrücke müssen die Unterworfenen in ihre Sprache aufnehmen, wie wir das noch heutzutage in der Türkei sehen. Solche Ausdrücke waren bei den Wandschen die menseys Gaukönige, deren Name vom Gott Man abzuleiten, gleichwie menseyto das Gottall hieß, zumal a im Gothischen leicht in e übergeht. Die Mitglieder der

vornehmsten Familie hießen adschimenseys, auf Canaria aber wayres vom gothischen vair Mann und soviel als barones. Der Gesandte hieß farute wahrscheinlich vom gothischen airus, der Beamte welcher dem Gericht und der religiösen Feier vorstand, faycag von veihs geweiht, nach welchem im Gothischen veiha der Priester hieß. Die Kriegswaffe, welche dieser Beamte bei der Wehrhaftmachung dem jungen Mann in die Hand gab, hieß magade und ist darin ebenso deutlich das goth. mathjan Macht, wie in den beiden anderen Waffennamen banot und sunta das gothische banan zerschmettern und sunt Stärke. Die Hörigen, welche das Haar nur geschoren tragen durften, hießen adschi-carnay d. h. Geschorene, worin das goth. skairan oder hairan zu erkennen. Drei Ausdrücke auf diesem Gebiete, — tagoror Gauversammlung, adschi-siquiso Vollfreie, und der Königstitel Quebehi, der soviel als Eure Hoheit besagte, lassen sich nicht mit Sicherheit bestimmen, jedoch möchte im letzten das gabaidjan gebieten, und in dem andern die sibjis, Sippe wahrzunehmen sein, so daß es die Gesippten, die durch Verwandtschaft Geschirmten hieße.

XXVIII.

Vandalenzug nach den canarischen Inseln.

Wir haben nun bei der bisherigen Untersuchung wohl einige berberische Sprachreste gefunden, besonders in den Namen der Wohnorte. Auch fiel es auf, daß die Wandschen Hörige hatten, und daß bei ihnen zwei Schädelformen vorkamen, die eine mehr dem Germanen-, die andere mehr dem Berber- oder Araberschädel sich nähernd. Sonst aber ließ sich eine charakteristische Aehnlichkeit etwa nur darin finden, daß auch die Berbern ihre Töchter vor der Heirath durch Milch- und Mehlkost kräftig zu nähren suchten. In allem Uebrigen erscheint dagegen nichts in Wohnung und Lebensweise der Wandschen, nichts in Charakter und Sitten, nichts in Religions- Staats- und Rechtswesen, was an Berbern

erinnerte, wohl aber durchgehends das entschiedenste Gegentheil.

Ueberblickt man dagegen die ganze Reihe der vorgeführten Gründe für die germanische Abstammung der Wandschen, so bilden sie eine Kette, deren Glieder von selbst in einander greifen. Diese Kette läßt nur den Schluß übrig, daß Germanen nach den canarischen Inseln kamen und mit einem Theil ihrer schwachen Bevölkerung von Berbern sich vermischten, den andern Theil zu ihren Hörigen machten, und daß sie fortan bis zur spanischen Eroberung vollständig abgeschlossen verharrten, aber auch in der Kultur zurückgingen, indem sie fast gänzlich den Gebrauch der Metalle verloren, das Bauen und Lenken von Seeschiffen verlernten, ihre Sprache sich verknöcherte, und ihr Christenthum, soviel sie davon wirklich mitgebracht hatten, sich verunstaltete.

Ein bisher unbekanntes Forschungsgebiet ist damit eröffnet, sowohl für die Sprache der Germanen, als für ihre ältesten Sitten und Einrichtungen, ihr Religions- Rechts- und Staatswesen. Die Germania des Tacitus ist kein bloßes Sittenbild mehr, sondern empfängt in jedem Zug ihre Bestätigung. Noch anziehender ist vielleicht das Beispiel, welches die Wandschen der kulturgeschichtlichen und anthropologischen Forschung darbieten.

Welchem germanischen Stamme aber gehörten nun die Wandschen selbst an? Mit Hülfe der Sprachforschung können wir diese Frage jetzt beantworten. Sie waren Vandalen. Die Bewohner Canarias antworteten, wenn die Spanier fragten, wer sie seien, wandhs, und Mensch, berichteten die Spanier, heiße auch guan, das ist wan. Den Plural schrieben sie, weil sie am Ende des Worts ein d mit Hauchlaut hörten, wandsches und nannten den Bewohner Teneriffas wandsch-tinerfe. Auch das Volks- und Staatswesen der Wandschen hieß wanac und wanoth. Die Wurzel kehrt wieder, da die Lautverschiebung von a in e oder i, von v in b, von m in r sehr gewöhnlich ist, in windscheni Windschen, wie die Wandschen auf Teneriffa sich selbst nannten, und in dem Namen, welchen die Wandschen auf Palma ihrer Insel gaben, Bene-hoare, was in der Uebersetzung „meine Heimath" hieß, daher sicherlich ein vend-hoam war, vom gothischen haims Daheim und haimothli Heimath. Demgemäß erscheint auch der Name der Insel Gomera als ein ursprüngliches Gomohoar oder Gomohoam d. h. Männerheim oder Heldenheim. Es erklärt sich nun auch die auffallende Menge der Orts- und Personennamen, die mit van, vandsch, ben, bent — selbst ein Bandala kommt vor, — und da die

Vandalen sich rühmten, vom Gott Man abzustammen, mit Man zusammengesetzt sind. Möglicher Weise haben wir den Namen des vandalischen Königsgeschlechts Azding oder Arting noch in dem Königsnamen der Canarier Arteme, sowie in den Ortsnamen Artegade, Artuburguays, Artiacar und ähnlichen. Als König Tenesor Semidan sich taufen ließ, nahm er von seinem Pathen Ferdinand von Aragonien den Vornamen Don Fernando, als Geschlechtsnamen aber Guan-arteme an.

Nehmen wir nun zu diesem Sprachhinweis hinzu, daß nach dem Zeugniß des Prokop ein Theil der Vandalen bei Zerstörung ihres Reichs durch Belisar nach Marokko hinein flüchtete, — daß er nach dem Zeugniß des Ravennater Geographen in Marokko „nach Afrika hinein flüchtete und niemals wieder zum Vorschein kam," — daß es im Norden Marokkos noch germanische Grabhügel gibt, in dem Küstenlande aber den canarischen Inseln gegenüber ein weithin sich dehnendes Land voll alter Burgen und Cisternen im grünen Arganwalde, — daß die Wandschen eine Sage hatten, ihre Vorfahren seien aus Afrika von (byzantinischen) Römern auf's Meer getrieben, und daß sie den Spaniern bekannten: „Unsere Ahnen haben ausgesagt: Gott habe uns auf diese Inseln gesetzt, und uns hier vergessen,

aber von Osten werde das Licht kommen, uns zu erleuchten." — nehmen wir alles dies zusammen, so dämmert uns aus dem Dunkel der Zeiten der letzte Vandalenzug hervor.

Es hatten die Vandalen lange und schwere Kriege mit den Berbern geführt, und wohl läßt sich denken, daß von diesem unduldsamsten aller Völker die Flüchtigen fort und fort gestoßen wurden und immer weiter zogen. Oder wenn sie irgendwo längere Zeit Stand hielten, so war schwerlich ihres Bleibens, als bei dem Vordringen der ungestümen Araber der ganze Nordwesten Afrikas erschüttert wurde.

Geriethen nun flüchtige Vandalen an die Südseite des Atlas, so verbot ihnen die Höhe und Rauhheit des Gebirges, dasselbe zu übersteigen. An den Abhängen dagegen ist überall kulturfähiges Land, wo sich leben läßt. Zogen sie also am Südabhange hin, so kamen sie in die Gegend des Draa-Flusses, dessen Thalniederung sie geraden Wegs bis in das Burgundenland den canarischen Inseln gegenüber führte. Gerade hier aber verbot ihnen die Wüste, weiter südlich zu gehen. Waren sie aber an den Nordabhang des Gebirges verschlagen, so leitete sie die Atlaskette das Meer entlang, wo sie ebenfalls überall Ackerland, wenigstens Weideland, fanden, bis sie in dieselbe Landschaft gegenüber den canarischen Inseln

gelangten, wo end- und trostlos das Sand- und Felsenmeer der Wüste sich vor ihnen ausdehnte, und ihre Kundschafter, die sie voraussandten, mit dem Bericht zurück kamen: es sei an kein Durchdringen zu denken.

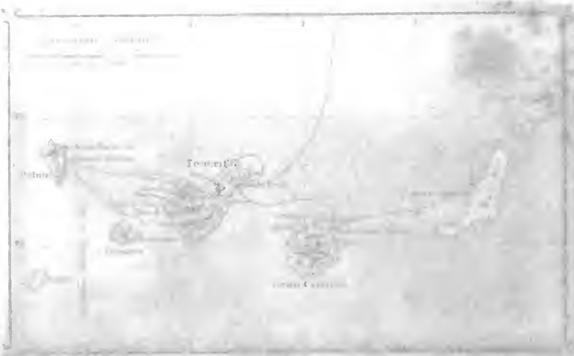
Gerade dort aber leuchtete, wenn der Himmel klar, denen die sich etwas von der Küste entfernten, übers Meer herüber der schneeige Pik von Teneriffa. Mochte nun die Noth sie treiben oder unbezwingliche Lust des Wanderns und Abenteuerns, — Barken, um hinzufahren, waren bald gebaut, da es an Schiffsbauholz in der Gegend nicht mangelt, und bei heiterem Himmel war die Ueberfahrt nach den Inseln nicht schwierig. Die Fischer in dem kleinen Hafen Tuineje auf Fuerteventura haben ein Sprichwort:

„De Tuineje en Berberia
Se va y se vuelve en un dia.“
(Von Tuineje zur Berberei
Geht und kommt man in Tageszeit.)

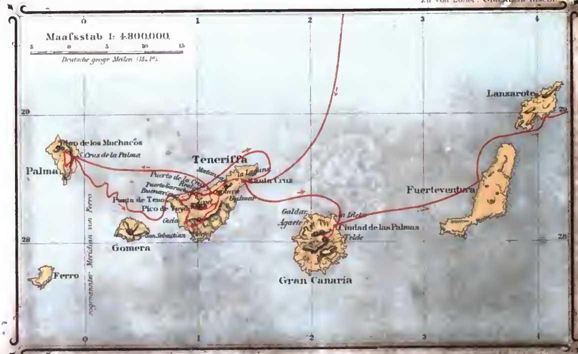
Wir werden also wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen: ein Rest der Vandalen habe sich nach Zerstörung ihres Reichs nach Marokko hinein geflüchtet, habe dort eine längere Zeit gewohnt, sei alsdann nach dem Burgenlande gewandert, und von da später nach den canarischen Inseln gekommen.

Doch wie, von Vandalen? Von diesem gräulichen Räubervolk sollten die artigen und edelmüthigen

Wandschen abstammen? — Ach, die armen Vandalen! Keinem Volke ist jemals übler mitgespielt. Erst hat man ihnen den Namen verdreht, denn sie hießen zu ihrer Zeit Vandĭlen, Οὐάνδιλοι, Guándăli, Vándăli. Und als ihnen der breittönende Namen erfunden war, fing man sogar an, ihnen einen Vandalismus anzudichten, als hätten sie besonders gern schöne Kunstwerke zerstört und zerschlagen. Und doch steht in den Geschichtsquellen durchaus nichts anderes, als daß die Vandalen, als sie unter ihrem großen Geiserich Rom erobert hatten, die Stadt vierzehn Tage lang in aller Ruhe durchwanderten, Erz suchten, und hauptsächlich nur kaiserliches Eigenthum mitnahmen. Wie sollten denn gerade sie soviel schlechtere Sitten haben, als das Volk, dessen Stammes sie waren, die Gothen? Diese aber waren eines der edelsten und geistvollsten, wie heldenmüthigsten deutschen Völker. Und was die Gothen besonders in der Geschichte auszeichnet, das war ihre weiche empfängliche Seele für Christenthum und feinere Bildung. Der Geschichtsschreiber Prokop aber, der in Afrika lange Zeit unter den Vandalen verweilte, schildert sie als eines der zärtlichsten und gemüthvollsten Völker, deren Frauen und Töchter „von solcher Schönheit des Gesichts gewesen, wie kein Mensch sie je gesehen habe."


Teneriffe
Palma
Grand Canaria

Zu von Löher: Glückliche Inseln.



Die canarischen Inseln mit der Reiselinie des Verfassers.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.